This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

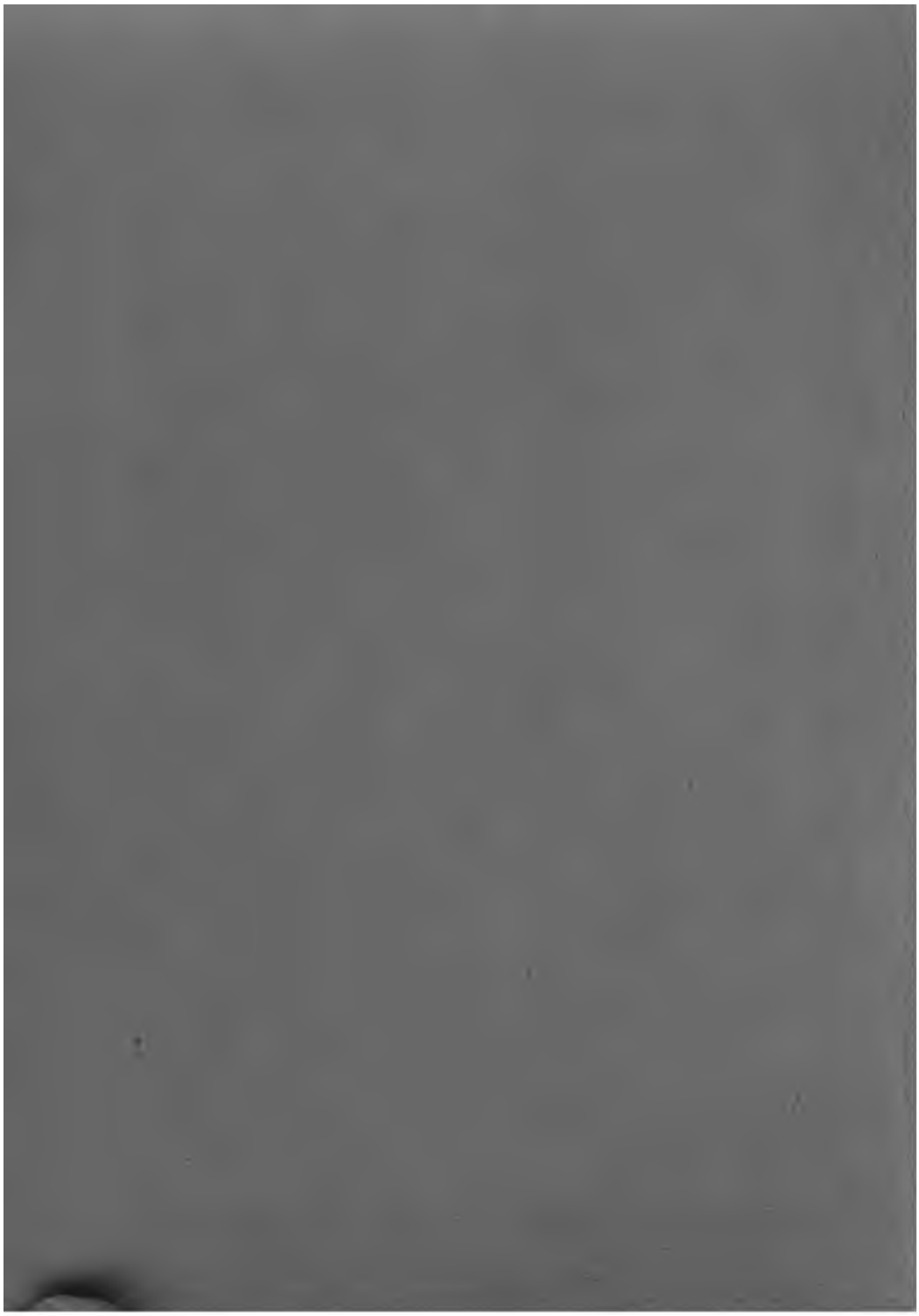
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

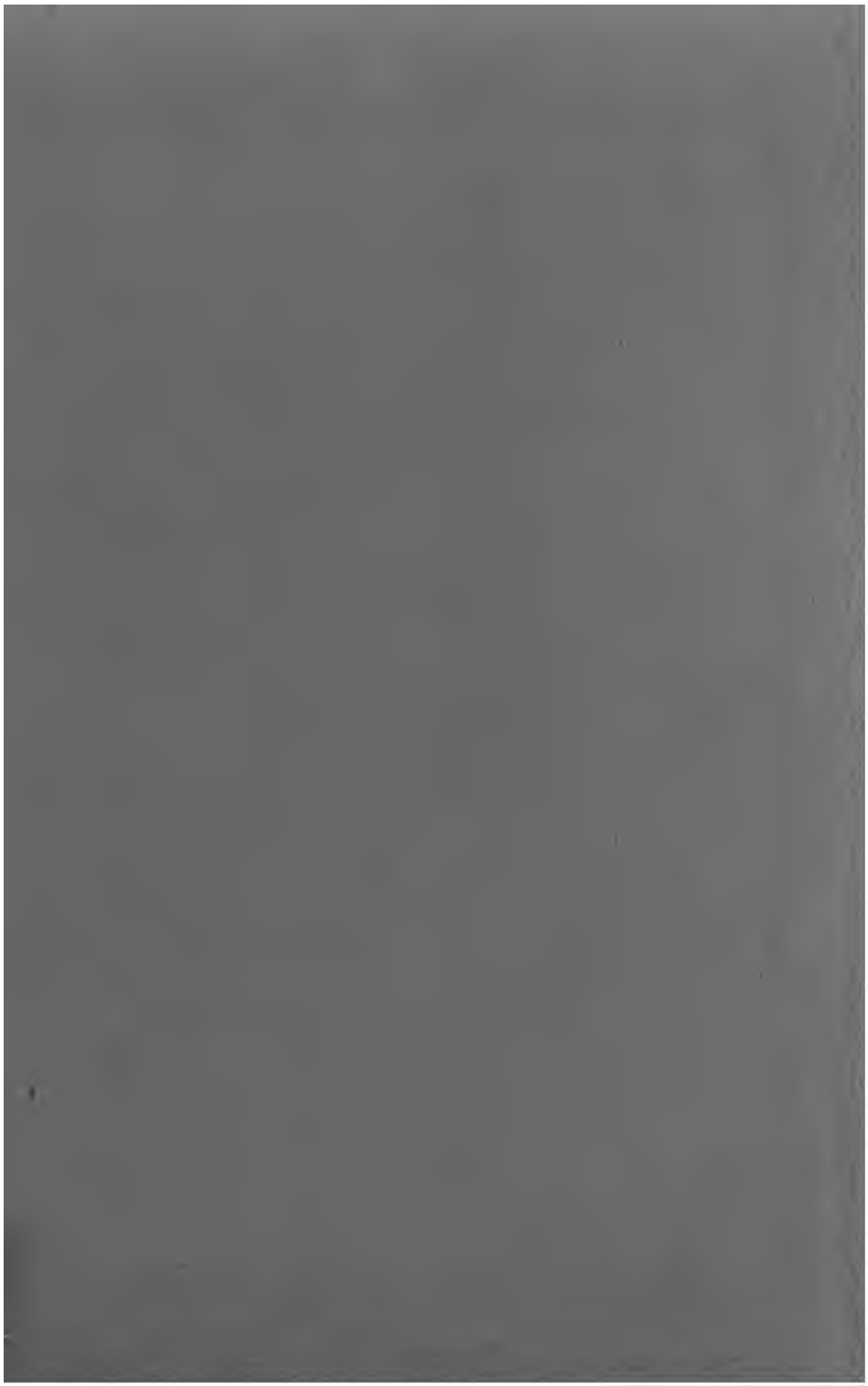
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1,220,093

Deutsche Götter- und Heldensagen





[illegible]

Deutſche Götter- und Heldenſagen

Für Haus und Schule

nach den beſten Quellen dargeſtellt von

Dr. Adolf Lange
Direktor des Gymnaſiums und
der Realſchule zu Höchſt a. M.

Mit 12 Originallithographien von Robert Engels

Zweite, verbeſſerte Auflage

Leipzig
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

12 Jan. 07 Rae.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie die Sagenwelt eines Volkes gewissermaßen das Spiegelbild desselben aus der Zeit seiner Kindheit bietet, so mutet sie auch die jugendlichen Herzen am meisten an. Nichts gibt es, was neben der deutschen Geschichte geeigneter wäre, in den für alles Große, Edle und Schöne empfänglichen Herzen unserer Jugend vaterländische Gesinnung, Begeisterung für deutsche Art und Sitte, für deutsche Zucht und Treue zu wecken, als die Sagenwelt des deutschen Volkes. Und wie reich ist unser Volk in dieser Hinsicht! Welches anderen Volkes Sage hat so glänzende Heldengestalten, so hehre Frauenbilder, Gestalten von solch wildkühner Erhabenheit, solch unerschütterlicher Treue, solch zarter, inniger Empfindung, solch keuscher Reinheit aufzuweisen als gerade die deutsche Sage? Wahrlich, unsere heimischen Sagen verdienen es, den Mythen der Griechen als vollkommen ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden, während die römische Sage weit tiefer steht. Daß es daher nicht nur eine billige Forderung, sondern geradezu eine patriotische Pflicht ist, unsere deutsche Jugend vor allem auch in die deutsche Sagenwelt einzuführen, das wird nachgerade wohl von allen einsichtigen und vaterländisch gesinnten Männern anerkannt.

Die Kenntnis dieser unserer deutschen Götter- und Heldensagen dem heranwachsenden Geschlechte zu vermitteln, ist die Aufgabe, die sich das vorliegende Buch stellt. Bei der Darstellung der Sagen habe ich den Grundsatz befolgt, unter Zurückweisung aller willkürlichen Behauptungen und unerweisbaren Vermutungen, die gerade auf dem Felde der Mythologie von jeher üppig wie Unkraut aufgewuchert sind, nur das aufzunehmen, was sich mit einiger Sicherheit erweisen läßt, nur aus den besten Quellen zu schöpfen und mich möglichst eng und getreu an diese anzuschließen. Auch den Ton der alten epischen Quellen suchte ich, soweit es überhaupt einer prosaischen Wiedergabe möglich ist, zu treffen, indem ich mich zugleich bestrebte, die Schilderung sowohl jüngeren Lesern verständlich als für Erwachsene ansprechend zu gestalten. Alles sittlich Anstößige ist ausgeschieden. Alle Fremdwörter, die sich durch gute deutsche Ausdrücke ersetzen ließen,

habe ich in den beiden Abteilungen des Buches zu vermeiden gesucht; ich glaube kaum, daß sich in denselben ein überflüssiges finden dürfte.

In welchem Umfange diese deutschen Sagen für den Schulgebrauch heranzuziehen sind, welche Auswahl zu treffen ist, das hängt selbstverständlich ganz von den Zielen der einzelnen Unterrichtsanstalten und von dem für den gedachten Zweck zur Verfügung stehenden Zeitmaße ab. Die Entscheidung dieser Frage muß somit dem Ermessen der betr. Lehrer überlassen bleiben.

Übrigens wird das Buch, da es getreu nach den besten Quellen schildert, auch für die Hand des Lehrers, wie ich hoffe, ein brauchbares Hilfsmittel sein, das demselben die Mühe erspart, bei der Vorbereitung selbst den Stoff aus den Quellen zusammenzustellen und zu sichten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten durch eine gründliche Umarbeitung, die vor allem in der ersten Abteilung, den „Göttersagen", scharf zwischen der nordischen Mythologie und dem, was sich auf deutschem Boden über die Vorstellungen unserer Ahnen von ihren Göttern noch feststellen läßt, unterscheidet und zugleich die Resultate der neueren mythologischen Forschungen verwertet, soweit dies überhaupt in einem Buche, das besonders für die Hand jugendlicher Leser bestimmt ist, möglich erscheint. Auch die „deutschen Heldensagen" sind genau überarbeitet und mit einer die wichtigsten und unbestrittenen Ergebnisse der neueren Forschungen darlegenden Einleitung über ihre Entstehung und über die in den einzelnen Sagen noch klar nachweisbaren Erinnerungen an historische Persönlichkeiten und Tatsachen versehen worden.

Außer Jakob Grimms „Deutscher Mythologie", Wilhelm Grimms „Deutscher Heldensage", Raßmanns Werk „Die deutsche Heldensage und ihre Heimat", Simrocks „Handbuch der deutschen Mythologie" habe ich auch die Schriften von Müllenhoff, besonders seine „Deutsche Altertumskunde", Mannhardt, Kuhn, Scherer, W. Müller, E. H. Meyer, Herrmann, Gohler, Mogk, Symons u. a. benutzt. Besonders in einem populär gehaltenen Buche aber schien mir den vielfach einander direkt widersprechenden

Hypotheſen verſchiedener neuerer Mythologen gegenüber die größte Vorſicht geboten: ich kann mich dafür auf E. Mogk berufen, der in ſeiner germaniſchen Mythologie (in Pauls „Grundriß der germaniſchen Philologie", S. 993) ſagt: „So iſt ſeit J. Grimm bis heute Hypotheſe auf Hypotheſe aufgeſtellt worden, aber noch keine hat ſich genügende Anerkennung zu verſchaffen vermocht. Weder über den Urſprung der Mythen noch über ihre Deutung und ihr hiſtoriſches Verhältnis untereinander herrſcht Einigkeit".

Vor allem aber halte ich nach wie vor in der Frage der natürlichen Ausdeutung der Mythen die größte Vorſicht für geboten. Es kommt mir nicht entfernt in den Sinn, etwa zu beſtreiten, daß bei den meiſten Göttern klar und deutlich ihre Naturgrundlage hervortritt, beſonders bei Thor und Odin: aber dieſe Beziehung zur Natur nun in allen einzelnen Mythen nachweiſen zu wollen, das ſcheint mir zu gewagt: man muß nicht alles deuten wollen noch ſich einbilden, alles deuten zu können. Jene Deutungsverſuche, wie ſie von verſchiedenen Seiten unternommen ſind, mögen geiſtreich ſein, mögen den harmloſeren Leſer durch die anſprechende Art und Weiſe, wie ſie vorgetragen werden, blenden und völlig gefangen nehmen: ich kann in den meiſten derſelben nichts weiter erblicken als geniale Spielereien, als mit Aufwand von viel Scharfſinn aufgebaute Luftſchlöſſer, ja mitunter ganze Luftſchlöſſer-Komplexe, da nämlich, wo Hypotheſe ſich auf Hypotheſe fröhlich, aber haltlos, weiter aufbaut, oft bis zu ſchwindelnder Höhe. Prüft man die Grundlage, ſo fällt ſchon das ganze luftige Gebäude zuſammen. Wie ſchillernde Seifenblaſen zerfließen jene Deutungen in ihr Nichts, ſobald die Kritik ſie berührt. Die Mythologie aber muß bei den Einſichtigeren allen Kredit verlieren, wenn ſie zum Spielball der Phantaſie ihrer Bearbeiter wird. Wenn irgendwo, ſo gilt gerade bei der vorliegenden Frage das Wort: medio tutissimus ibis, „der Mittelweg iſt der beſte". Darum ziehe ich es vor, meine Leſer nur auf feſten Boden zu führen, und verzichte lieber auf dieſe oder jene angeblich wunderbar geiſtreiche Deutung, als daß ich ihnen ſolch nebelhafte Phantaſiegebilde vorgaukelte.

Eine Reihe nordiſcher Mythen, welche nachweislich nichts weiter ſind als Phantaſiegebilde der Skalden, und andere, denen gar nichts Ähnliches oder Verwandtes auf deutſchem Boden zur Seite ſteht, ſind fortgelaſſen.

Bei der Darſtellung der Heldenſagen hielt ich es für geboten, der Nibelungenſage die Wölſungenſage vorauszuſchicken, da erſt durch ſie ein volles Verſtändnis der Nibelungenſage möglich wird. Denn die Wölſungenſage, wie ſie die ſog. eddiſchen Heldenlieder und die gleichfalls altnordiſche, aber weit jüngere, im dreizehnten Jahrhundert auf Island

verfaßte prosaische „Wölsungasaga", eine der wichtigsten Quellen der germanischen Heldensage, gegenseitig sich ergänzend darbieten, ist eben die Nibelungensage in ihrer ursprünglicheren, reineren Gestalt, nur in nordischem Zuschnitt und Gewand: der Sagengehalt ist echt deutsch.

Die Nibelungensage ist im genauen Anschlusse an das mittelhochdeutsche Nibelungenlied (aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts) dargestellt.

Das dritte Buch der Heldensage „Walter und Hildegunde" schließt sich eng an das von dem gelehrten Mönche Eckehard I. zu St. Gallen um 930 in lateinischer Sprache, aber nach alten deutschen Quellen, gedichtete Waltarilied (Waltharius manu fortis) an.

Für die Darstellung des großen Sagenkreises, dessen Mittelpunkt Dietrich von Bern bildet, reichen die verhältnismäßig späten mittelhochdeutschen Quellen in keiner Weise aus: sie sind teils lückenhaft, teils zeigen sie entstellte und verzerrte Weiterbildungen der ursprünglichen Sage. Weit reineren Inhalt bietet die um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von einem Isländer verfaßte Thidrekssaga oder Wilkinasaga: „nach deutschen Gedichten und den Erzählungen deutscher Männer" erzählt sie Leben und Taten Dietrichs von Bern und seiner Kämpen und nimmt alle deutschen Sagenkreise auf, in welche Dietrich verflochten ist. Daher stützt sich meine Darstellung des Sagenkreises von Dietrich von Bern im allgemeinen auf die Thidrekssaga: wo dieselbe jedoch lücken- oder fehlerhaft ist, sind zur Ergänzung oder Berichtigung die deutschen Quellen herangezogen.

Die Schilderung der Wielandssage gründet sich auf das Wielandslied der Edda und auf die betr. Abschnitte der Thidrekssaga. Die Wielandssage selbständig, ohne Zusammenhang mit dem Sagenkreise Dietrichs, mit dem sie durch Wittich in Verbindung steht, darzustellen, hielt ich nicht für zweckmäßig.

Dietrichs Kampf mit Ecke erzählt das mittelhochdeutsche Gedicht von „Ecken Ausfahrt" aus dem dreizehnten Jahrhundert in den Einzelheiten anders als die Thidrekssaga, der wir folgen. Auch W. Grimm (Heldensage S. 372) urteilt, daß die Thidrekssaga die Sage reiner erhalten habe.

Für den Abschnitt über Laurin, welchen die Thidrekssaga nicht kennt, ist das mittelhochdeutsche Gedicht von Laurin aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Grunde gelegt.

Hildebrands Kampf mit Hadubrand ist, soweit möglich, nach dem althochdeutschen Hildebrandsliede aus dem Ende des achten Jahrhunderts, der edelsten Perle althochdeutscher Dichtung, geschildert.

Bei der Erzählung von der „Rabenſchlacht“ und Dietrichs Rückkehr zu Etzel ſind neben der Thidrekſaga die wenigen Züge aus dem mittelhochdeutſchen Gedichte von der „Rabenſchlacht“ (um 1300) verwertet, welche das Gepräge höheren Altertums zu tragen ſcheinen.

Die Darſtellung der Sage von Beowulf lehnt ſich ganz eng an das gleichnamige angelſächſiſche Gedicht aus dem ſiebenten oder achten Jahrhundert an, die der Sage von Gudrun an das gleichnamige mittelhochdeutſche Epos aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Die von mir gewählte Reihenfolge der Heldenſagen rechtfertigt ſich wohl von ſelbſt: denn „Walter und Hildegunde“ ſteht durch Etzel, Hagen und Gunther in einem gewiſſen Zuſammenhange mit der Nibelungenſage. Walter ſpielt aber auch in dem Sagenkreiſe Dietrichs von Bern eine Rolle und leitet ſo zu dieſem paſſend über. Dagegen ſtehen die am Nord- und Oſtſeegeſtade heimiſchen Epen von Beowulf und Gudrun in keinerlei Zuſammenhang mit den übrigen Sagenkreiſen.

Noch ſind die deutſchen Götter- und Heldenſagen, dieſer koſtbare, unvergleichliche Schatz unſeres Volkes, leider ſelbſt den Gebildeteren viel zu wenig bekannt. Gelingt es der nachſtehenden Darſtellung, die ſchlicht und treu den Inhalt der beſten Quellen widerzuſpiegeln ſtrebt, jenen altehrwürdigen Sagen, welche als treuſter Ausdruck des deutſchen Volksgeiſtes jedes echt deutſche Herz anmuten und feſſeln müſſen, neue Freunde zu gewinnen, ſo iſt ihr Zweck völlig erreicht.

Höchſt a. Main, im Juli 1902.

Adolf Lange.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Erste Abteilung: Deutsche und nordische Göttersagen.

Erster Teil: Vorbemerkungen über die germanischen Mythen.

1. Abschnitt: Wesen und Abstammung der germanischen Mythen 3
2. „ Die nordischen und die deutschen Göttersagen 6
3. „ Die Entwicklungsstufen der Götterverehrung bei den Germanen 11

Zweiter Teil: Die verschiedenen Arten übermenschlicher Wesen.

1. Abschnitt: Die Belebtheit der Natur und der Seelenglaube 14
2. „ Die elfischen Wesen 18
3. „ Die Riesen 23
4. „ Die göttlichen Wesen 27

Dritter Teil: Die einzelnen Gottheiten.

Erstes Buch: Die Götter.

1. Abschnitt: Der alte Himmelsgott Ziu (Tyr) 31
   1. Der nordische Tyr 31
   2. Der deutsche Ziu 33
2. „ Wodan (Odin) 37
   1. Der nordische Odin 38
   2. Der deutsche Wodan 46
3. „ Donar (Thor) 58
   1. Der nordische Thor 58
   2. Der deutsche Donar 78
4. „ Der nordische Njörd 82
5. „ Freyr (Fro) 83
   1. Der nordische Freyr 83
   2. Der deutsche Fro 89
6. „ Balder 90
   1. Der nordische Balder 90
   2. Balder in Deutschland 96

Seite

7. Abschnitt: Fosite (Forseti) 97
8. „ Der nordische Loki 98

Zweites Buch: Die Göttinnen.

1. Abschnitt: Frija (Frigg); Holda, Berchta 108
1. Die nordische Frigg 108
2. Die deutsche Frija; Holda; Berchta 109
2. „ Freya und die Walküren 115
1. Die nordische Freya 116
2. Die Walküren 117
3. „ Nerthus 123
4. „ Die nordische Hel 124
5. „ Die Nornen 127
6. „ Sunna 134
7. „ Ostara 137

Vierter Teil: Weltuntergang und Welterneuerung.

1. Abschnitt: Verschuldung der Götter. Götteruntergang 138
2. „ Die Welterneuerung 143

Zweite Abteilung: Deutsche Heldensagen.

A. Einleitung zur deutschen Heldensage.

1. Abschnitt: Wesen und Entstehung der deutschen Heldensage 151
2. „ Geschichtliche Grundzüge und ihre Umgestaltung in der deutschen Heldensage 153
3. „ Die Nibelungensage 156
4. „ Die übrigen Sagenkreise 158
1. Die Walthersage 158
2. Der Sagenkreis Dietrichs von Bern 158
3. Die Beowulfsage 161
4. Die Gudrunsage 161

B. Die einzelnen Sagenkreise.

Erster Teil: Die Wölsungen.

Erstes Buch: Siegfrieds Ahnen und Geschwister.

1. Abschnitt: Wölsung 163
2. „ Siegmund und Signy 165
3. „ Helgi 169
4. „ Sinfiötlis Ende 175
5. „ Siegmunds Fall 176

Zweites Buch: Siegfried.

		Seite
1. Abschnitt:	Siegfrieds Jugend	178
2. „	Regins Kunde vom Nibelungenhort	179
3. „	Siegfrieds erste Kriegstaten	182
4. „	Siegfried tötet den Drachen	184
5. „	Siegfried erweckt Brunhild	186
6. „	Siegfrieds Vermählung mit Gudrun	188
7. „	Gunthers Brautfahrt zu Brunhild	190
8. „	Der Zank Brunhilds und Gudruns	191
9. „	Brunhilds Harm	193
10. „	Siegfrieds Ermordung	195
11. „	Gudruns Leid und Brunhilds Tod	197

Drittes Buch: Gudrun.

1. Abschnitt:	Gudruns Flucht und Wiedervermählung	200
2. „	Der Mord der Nibelungen	201
3. „	Gudruns Rache	206

Zweiter Teil: Die Nibelungen.

Erstes Buch: Siegfried und Kriemhild.

1. Abschnitt:	König Gunther und sein Hof	209
2. „	Siegfrieds Jugend und Auszug zur Brautwerbung	210
3. „	Siegfrieds Ankunft in Worms	211
4. „	Der Sachsenkrieg und das Siegesfest	214
5. „	Gunthers Werbung um Brunhild	216
6. „	Die Doppelhochzeit Gunthers und Siegfrieds	219
7. „	Siegfrieds und Kriemhilds Fahrt nach Worms	220
8. „	Der Königinnen Zank	222
9. „	Brunhilds Groll und Hagens Tücke	224
10. „	Siegfrieds Ermordung	226
11. „	Kriemhilds Jammer	229

Zweites Buch: Kriemhilds Rache.

1. Abschnitt:	Kriemhild als Witwe an Gunthers Hofe	231
2. „	Etzels Werbung um Kriemhild	233
3. „	Kriemhilds und Etzels Hochzeit	235
4. „	Kriemhild lädt die Burgunden ins Hunnenland ein	236
5. „	Der Burgunden Fahrt ins Hunnenland	238
6. „	Der Burgunden Empfang an Etzels Hofe	242
7. „	Hagen und Volker vor Kriemhilds Saal	245
8. „	Hagen und Volker bewachen der Burgunden Schlaf	247
9. „	Kriemhild gewinnt Blödelin, die Burgunden anzugreifen	248
10. „	Der Ausbruch des Kampfes	249
11. „	Fall Irings von Dänemark und Irnfrieds von Thüringen	252
12. „	Die Burgunden unterhandeln mit Etzel und Kriemhild	254

Seite

13. Abſchnitt: Der Brand des Saales 255
14. " Rüdegers Fall 256
15. " Der Kampf der Burgunden mit den Amelungen 260
16. " Gunthers, Hagens und Kriemhilds Tod 262

Dritter Teil: Walter und Hildegunde.

1. Abſchnitt: Etzels Geiſeln 265
2. " Die Flucht 268
3. " Der Kampf 271
4. " Die Verſöhnung 276

Vierter Teil: Sagenkreis Dietrichs von Bern.

Erſtes Buch: Dietrichs Jugend.

1. Abſchnitt: Dietrichs Geſchlecht 278
2. " Hildebrand 279
3. " Dietrich und Hildebrand bezwingen Grim und Hilde 280
4. " Heimes Ausfahrt 282
5. " Wittich 284
1. Wieland, Wittichs Vater 284
2. Wittichs Ausfahrt 295
3. Wittichs Kampf mit Dietrich 299
6. " Dietrichs Kampf mit Ecke und Faſold 302
7. " Heimes Verweiſung 307
8. " Dietleib 308
1. Dietleibs Jugend 308
2. Biterolf und Dietleib erſchlagen im Falſterwalde die Räuber 310
3. Dietleibs Ausfahrt 310
4. Dietleibs Zeche 311
5. Dietleibs Wettſtreit mit Walter von Wasgenſtein . . 313
9. " Laurin 315

Zweites Buch: Dietrich als König.

1. Abſchnitt: Dietrich beſteigt den Thron und leiſtet Etzel Hilfe gegen Oſerich 323
2. " Sibichs Rache 327
3. " Dietrichs Flucht zu Etzel 329
4. " Dietrichs Zug gegen Ermenrich. Die Rabenſchlacht 332
5. " Dietrichs Rückkehr ins Hunnenland 337
6. " Dietrichs Heimkehr 339
7. " Hildebrand und Hadubrand 341
8. " Dietrichs Einzug in Bern 343
9. " Dietrich wird König von Rom. Hildebrands Tod 344
10. " Dietrich rächt König Hertnids Tod an dem Drachen und vermählt ſich mit Iſold 345
11. " Dietrichs Ende 347

Fünfter Teil: Beowulf.

Erstes Buch: Beowulf und die Dänen.

		Seite
1. Abschnitt:	Hrodgars Halle	349
2. „	Beowulfs Ausfahrt	350
3. „	Beowulfs Kampf mit Grendel	353
4. „	Beowulfs Lohn	354
5. „	Grendels Mutter	355
6. „	Beowulfs Heimkehr	359

Zweites Buch: Beowulf als König der Geaten.

1. Abschnitt:	Beowulfs Thronbesteigung	360
2. „	Beowulfs Kampf mit dem Drachen	361
3. „	Beowulfs Tod	364

Sechster Teil: Gudrun.

Erstes Buch: Hilde 366

Zweites Buch: Gudrun.

1. Abschnitt:	Gudruns Freier	374
2. „	Gudruns Entführung	376
3. „	Die Schlacht auf dem Wülpensand	378
4. „	Gudruns Gefangenschaft	381
5. „	Hildes Heerfahrt	384
6. „	Gudrun trifft mit Herwig und Ortwin zusammen	386
7. „	Gudruns List	390
8. „	Gudruns Befreiung	393
9. „	Vierfache Hochzeit	401

Verzeichnis der Originallithographien.

Odin am Brunnen der Weisheit.
Donar mit seinen Böcken.
Skirnir wirbt um Gerda.
Hermodur und das Riesenweib an der Brücke zur Hel.
Siegfried und Kriemhilde.
Gunther und Siegfried landen am Isenstein.
Hagen und Volker bewachen der Burgunden Schlaf.
Hartmut entführt Gudrun.
Wate erschlägt Gerlinde.
Dietrichs Heimkehr.
Hildebrand und Hadubrand.
Dietrichs Todesritt.

Erſte Abteilung

Deutſche und nordiſche Götterſagen

Erſter Teil.

Vorbemerkungen über die germaniſchen Mythen.

Erſter Abſchnitt.

Weſen und Abſtammung der germaniſchen Mythen.

Die Mythen oder Götterſagen der Germanen umfaſſen die Geſamtheit der Bilder und Dichtungen, in denen unſere Urahnen ihren Vorſtellungen von der Natur und den in ihr und über dem Menſchen wirkenden Kräften Ausdruck verliehen haben. Alle ſolche Vorſtellungen ſind *Erzeugniſſe der Phantaſie*, entſtanden unter dem Eindruck, den die Naturerſcheinungen auf das kindliche Gemüt eines Naturvolkes machten. Die in den Naturerſcheinungen wirkenden Kräfte aber faßten alle Naturvölker als perſönliche Weſen auf; im Laufe vieler Jahrhunderte ſtattete die Phantaſie dieſe Weſen immer mehr mit menſchlichen Eigenſchaften aus und erſchuf ſich ſo eine Reihe von Göttern nach dem Bilde des Menſchen. Ihrem Kerne nach alſo ſind die Mythen oder Götterſagen poetiſche Anſchauung der Natur, die älteſte Poeſie unſeres Volkes.

In ihren *Grundzügen* aber ſtimmen die religiöſen Vorſtellungen der Germanen mit denen der verwandten Völker, der großen *indogermaniſchen* oder *ariſchen* Völkergruppe, überein. Denn einſt in unvordenklicher Zeit gehörten die Germanen ebenſo wie die meiſten anderen europäiſchen Völker, die Griechen, die Italiker, die Kelten, die Slaven, und von den aſiatiſchen Völkern die Perſer und Inder *einem* großen Urvolke an, das man Indogermanen oder Arier (= die Trefflichen, Herrlichen) nennt. Es hatte ſeinen Sitz im nordöſtlichen Iran, auf der Weſtſeite von Hochaſien. Wie jedes Volk, das ſich ausbreitet, wieder in einzelne Stämme und Völkerſchaften zerfällt,

so sonderten sich auch von diesem großen Urvolke in Asien, der Wiege der Völker, die einzelnen Volksstämme ab: ein Stamm, die Inder, stieg in die fruchtbaren Ebenen des Indus und Ganges hinab, andere begannen, ein unaufhaltsamer Völkerstrom, den gewaltigen Zug nach dem Westen, nach Europa, sodaß sich die einzelnen Zweige des arischen Urvolkes im Laufe der Jahrhunderte vom Indus und Ganges bis zur westlichsten Halbinsel Europas, nach Spanien, hin ausbreiteten. Während die Slaven den Osten Europas besiedelten, zogen die Hellenen in die Balkanhalbinsel, die Italiker in die italische Halbinsel von Norden her ein; die Kelten drangen weiter nach Westen vor, die Germanen nahmen zunächst das Land zwischen Oder und Elbe in Besitz, verdrängten aber später ihre keltischen Nachbarn auch aus dem Gebiete bis zum Rheine westlich und bis zu den Alpen südlich. Ein Zweig von ihnen, die Nordgermanen, besiedelte die nördlichen Halbinseln, Dänemark und Skandinavien, und die benachbarten Inseln. Diese Nordgermanen, die Dänen, Schweden und Norweger, sind also die nächsten Stammverwandten der Südgermanen, der eigentlichen Deutschen: sie stehen ihnen in Sprache, Sitten und religiösen Anschauungen am nächsten, da sie am längsten mit ihnen vereinigt blieben.

Erst innerhalb der Wohnsitze, die sie dauernd behaupteten, entwickelten sich die einzelnen Stämme des arischen Urvolkes zu besonderen Nationen (der deutschen, römischen, griechischen, indischen usw.), indem sich jedes Volk in Sitten, Einrichtungen und Anschauungsweise aufs innigste der Natur seines Heimatlandes anpaßte und im Zusammenhang damit seine Sprache ausbildete. So wurden sie allmählich zu Völkern, die sich untereinander nicht mehr verstanden; ihre gemeinschaftliche Abstammung aber läßt sich noch jetzt aus der Verwandtschaft ihrer Sprachen erkennen.

Auch auf die Ausbildung der religiösen Vorstellungen dieser einzelnen Völker der Arier übte die ganze Natur der Umgebung, in der sie heimisch wurden, den bedeutendsten und bestimmendsten Einfluß aus; denn die Mythen stehen in der innigsten Übereinstimmung mit der Natur der einzelnen Länder, sie spiegeln dieselbe gewissermaßen wider: durchaus andere religiöse Vorstellungen entstehen unter dem milden, heitern Himmel Italiens und Griechenlands als in den

unwirtlichen Wildnissen Norwegens oder Islands mit ihren gewaltigen Fels- und Eismassen und ihren rauhen Winterstürmen. Aber die Wurzeln der Mythen aller dieser im Laufe der Jahrtausende unter dem Einfluß ihrer verschiedenartigen Umgebung allmählich so verschieden gewordenen Völker reichen hinab bis in die arische Urzeit derselben, bis in die Zeit, wo ihre Urahnen noch ein großes Urvolk bildeten im fernen Asien: denn dieses Urvolk hatte die niedrigste Kulturstufe bereits überschritten, ehe es sich in die einzelnen Stämme spaltete und durch die gewaltigen Wanderzüge bis zum äußersten Westen Europas zerstreute. Die Arier pflegten bereits die Zucht des gesamten zahmen Viehes, das wir noch jetzt haben; sie erbauten Dörfer zu längerem Aufenthalte und befaßten sich mit den Anfängen eines rohen Getreidebaues. In anschaulichen, bilderreichen Mythen, worin sich die einfachen Verhältnisse eines Hirtenvolkes widerspiegeln, zeigten sie bereits die Keime einer zusammenhängenden Weltanschauung: überall in der ganzen Natur sahen sie Abbilder ihres eigenen Wesens und Lebens; was sie an den Naturerscheinungen nicht verstanden, deuteten sie sich auf solche kindliche Weise; so legten sie den Grund zu einer menschenähnlichen Auffassung der ganzen Natur. Der Himmel galt ihnen als ein Mann, die Erde als eine Frau. Die den Menschen feindlichen Naturgewalten, welche sein Glück bedrohten oder vernichteten, faßten sie als riesige Unholde auf; ihnen stellten sie die Götter als den Menschen günstige Naturmächte gegenüber, welche die Riesen bekämpften: im dumpfen Schalle des Donners glaubten sie den Kriegsruf im Streite zwischen beiden zu vernehmen.

Vor allem ist den verschiedenen arischen Völkern die Verehrung des Himmels als des obersten Gottes gemeinsam, den die Arier Djaus nannten, die Griechen Djeus = Zeus, die Germanen Tius, die Nordländer Tyr.

Nach Ansicht mancher Forscher aber reichen nicht bloß die Wurzeln der von den einzelnen Völkern später ausgebildeten Mythen in diese arische Urzeit zurück, sondern auch die der Heldensage: man weist darauf hin, daß die Griechen wie die Deutschen die Sage von einem in Jugendkraft und -schönheit blühenden, unbesiegbaren Helden haben, Achilleus und Siegfried, der nur an einer Stelle verwundbar ist, Achilleus an der Ferse, Siegfried zwischen den Schultern, gerade an dieser aber durch Feindestücke getroffen wird; daß ferner Vater und

Sohn als Gegner einander in todbringendem Kampfe bestehen, ohne sich zu kennen, wie bei den Griechen Laïos und Oidipus, bei den Deutschen Hildebrand und Hadubrand; daß bei den Griechen an Daidalos ebenso wie bei den Germanen an Wieland sich die Sage von dem Künstler knüpft, der sich auf selbstgefertigten Flügeln durch die Lüfte schwingt. Immerhin aber sind anderseits die Verschiedenheiten der in Betracht kommenden Sagen beider Völker so groß, daß sich ein sicherer Beweis für den arischen Ursprung jener Sagen wohl schwerlich jemals wird erbringen lassen.

Zweiter Abschnitt.

Die nordischen und die deutschen Götterſagen.

Verschwunden und verloren sind durch die Ungunst des Geschickes unsere alten deutschen Götterſagen.

Nachdem nämlich durch die begeisterte Predigt Not und Tod verachtender Glaubensboten und durch die Schwerter der Franken das Christentum über alle deutschen Stämme ausgebreitet war, suchte die Kirche alle Spuren des Heidentums auszutilgen, die das trotz seiner Bekehrung noch zäh an den alten Überlieferungen festhaltende Volk an seine alten heidnischen Götter und Helden erinnern konnten. Denn noch lebte dem Volke in seiner Poesie ein unerschöpflicher Quell von Erinnerungen an seine heidnische Vorzeit, seine heidnischen Stammeshelden und Götter. Dem nimmer rastenden Glaubenseifer der christlichen Priester gelang es in der Tat, jene von Geschlecht zu Geschlecht vererbten heidnischen Götter- und Heldenlieder, dies Haupthindernis einer innerlichen Annahme der neuen Lehre, so gründlich auszurotten, daß sie uns für immer unwiederbringlich verloren sind. Ihr Untergang ist für uns ein unersetzlicher Verlust, da sie allein uns ein klares Bild der Weltanschauung unserer deutschen Ahnen hätten geben können.

Nur einen sehr dürftigen Ersatz dafür bieten die Bemerkungen römischer Schriftsteller über die Religion der alten Deutschen: hauptsächlich kommt von ihnen Tacitus in Betracht, der in seiner Germania aus dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. die erste genauere Beschreibung Deutschlands gibt. Mancherlei zerstreute Bemerkungen

über die alten deutschen Götter verdanken wir deutschen Geschichtschreibern des Mittelalters. Als unmittelbare Quellen aus der altdeutschen Literatur sind fast nur die ostfränkischen Merseburger Sprüche und das altbayrische Muspilli (9. Jahrhundert) zu nennen. Immerhin aber würden wir aus diesen Quellen nur wenig mehr als die Namen unserer deutschen Götter erfahren haben, hätte nicht Jakob Grimm, der Schöpfer der deutschen Mythologie, der, wie mit einer Wünschelrute begabt, außer so manchem reichen sprachlichen Schatz unseres Volkes auch den unter Schutt und Moder vieler Jahrhunderte vergrabenen Schatz deutscher Mythologie hob, zuerst mit dem ihm eigenen tiefblickenden Scharfsinn das Dunkel, in das seit tausend Jahren die deutschen Götter gehüllt waren, erhellt. Durch ihn erst erkannte die staunende Mitwelt, daß auch auf deutschem Boden die alten Götter doch nicht so ganz und gar spurlos verschwunden sind, daß in Volkssagen und -märchen, in Volkssitten und -aberglauben eine große Zahl der mannigfachsten Nachklänge an sie und ihre Sagen sich erhalten hat. Nur erscheinen die Götter nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in den allerverschiedenartigsten Verwandlungen, meist als Menschen, oft als gute, fast öfter noch als böse Mächte. Denn die Kirche lehrte die Neubekehrten nicht, daß die alten Götter überhaupt nicht da seien, sondern daß sie böse, den Menschen feindselige Wesen seien, weshalb von den Neubekehrten wohl auch eine ausdrückliche Lossagung (abrenuntiatio) von den alten Götzen gefordert wurde. Gar mancher Zug der Sage, der uns auf diese Weise erhalten blieb, ist hochaltertümlich.

Ein glücklicherer Stern waltete über dem Sagenschatze der Nordgermanen. Als nach der Bekehrung der Deutschen die christlichen Glaubensboten allmählich selbst bis in den entlegensten Norden Skandinaviens vordrangen, fanden die alten Götter und die alten Sagen der Norweger eine neue Freistätte auf Island, wohin im neunten Jahrhundert von Norwegen aus die freiesten und edelsten Männer von ganz Norwegen, die Blüte des Adels, nach heißem, vergeblichem Kampfe gegen die überlegene Königsmacht sich zurückgezogen hatten. Als um das Jahr 1000 auch Island sich dem Christentum nicht länger verschließen konnte, wurden hier die Priester der neuen Lehre die Retter und Hüter des alten Sagenschatzes: denn

fremde Geistliche lockte kein Reiz nach dem armen, kalten Eiland im fernsten Winkel der alten Welt. Die isländischen Priester waren Eingeborene, die liebevoll das Erbe ihrer heidnischen Väter der Nachwelt aufbewahrten, indem sie die im Ausland erlernte Schreibkunst verwandten, um jetzt erst (nach 1150) die bis dahin mündlich fortgepflanzten altehrwürdigen Götter- und Heldenlieder aufzuzeichnen.

Ihre Dichter waren teils norwegische, teils isländische Skalden (Sänger); denn Norwegen war die Heimat der Skaldendichtung, ihre höchste Blüte aber erreichte sie auf Island. Die ältesten erhaltenen Lieder reichen bis ins neunte Jahrhundert hinauf. Außer den nordischen Göttersagen enthalten sie auch Heldensagen, und zwar die deutsche Nibelungensage in sehr alter Gestalt: denn wohl noch vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts ward die fränkische Nibelungensage durch norwegische Skalden im Norden bekannt. Eine Sammlung solcher Götter- und Heldenlieder sehr verschiedenen Alters kam um 1250 zum Abschluß; irrtümlicherweise nannte man sie früher Edda (= Poetik), und zwar die „ältere Edda" zum Unterschiede von der sogenannten „jüngeren Edda", dem Werke des gelehrten Isländers Snorri Sturluson, der als reichster und gelehrtester Mann Islands eine hervorragende Stellung unter seinen Landsleuten einnahm, bis er 1241 von seinen Feinden auf seinem Hof zu Reykiaholt erschlagen wurde. Diese „Edda" Snorris enthält einen Abriß der nordischen Mythologie in Gesprächsform, dessen Grundlage die alten Lieder und die Volksüberlieferung bilden, woran sich noch andere Abschnitte, Belehrungen über die Dichtkunst und ein Lobgedicht auf den norwegischen König Hakon, schließen.

Es war jedoch ein Irrtum, wenn man früher alles, was diese isländischen bezw. norwegischen Quellen überlieferten, als deutsche Mythen betrachtete. Sie sind zwar die nächsten Verwandten der deutschen Mythen, eben weil die Nordgermanen (Dänen und Skandinavier) weit später sich von den Südgermanen (den eigentlichen Deutschen) getrennt haben als die übrigen arischen Völker (s. S. 4). Aber wenn sie deshalb auch viele gleiche oder ähnliche Züge aufweisen wie die deutschen Mythen, so sind doch anderseits auch die Verschiedenheiten sehr groß. Denn durchaus anders geartet ist die Natur des schroffen Felseneilandes Island im

kalten Nordmeer und der wilden norwegischen Gebirgslandschaften als die des eigentlichen Deutschlands: auf so grundverschiedenem Boden, unter so gänzlich verschiedenem Himmel mußten auch die Mythen eine ganz andere Gestalt annehmen als in deutschem Lande: denn auch die Mythen sind Produkte des Landes, bedingt durch die Natur der Umgebung, in der sie entstehen, wie bereits oben S. 4 bemerkt. Auch ist die Dichtung der nordischen Skalden nicht unberührt geblieben von den Einflüssen der fremden Völker, mit denen ihre Landsleute auf ihren weiten Wikingerfahrten in Berührung kamen. Und endlich sind zweifellos einzelne Gestalten des nordischen Götterkreises nur Geschöpfe der dichterischen Phantasie der Skalden, ohne daß ihre Verehrung im Volke Wurzel gefaßt hätte.

Es ist also sorgfältig zu unterscheiden zwischen nordischem und deutschem Götterglauben; nur diejenigen Bestandteile der nordischen Mythen dürfen als urgermanisch anerkannt werden, deren Übereinstimmung mit den religiösen Vorstellungen der Deutschen selbst sich nachweisen läßt.

Ein echter, unverfälschter Klang aus germanischer Urzeit z. B. ist es, wenn es in einem altnordischen Liede, der „Völuspa", vom Urzustand der Welt heißt:

„Einst war das Alter, da alles nicht war,
Nicht Sand noch See noch salz'ge Wellen,
Nicht Erde fand sich noch Überhimmel:
Gähnender Abgrund — aber Gras nirgends."

Denn damit stimmt genau überein der Anfang eines um die Wende des achten und neunten Jahrhunderts in Bayern niedergeschriebenen Gedichtes, des sogenannten Wessobrunner Gebetes: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß Erde nicht war noch Überhimmel, noch Baum noch Berg war, daß kein Stern noch die Sonne schien, noch der Mond leuchtete, noch das herrliche Meer da war".

Daß zwei Gedichte, deren Heimat so weit voneinander entfernt ist, die gleichen Vorstellungen aufweisen, läßt auf eine gemeinsame Grundlage von höchstem Altertum schließen, welche in die Zeit hinaufreicht, wo die späteren Deutschen und Skandinavier noch ein Volk bildeten.

Was aber dasselbe nordische Lied weiter im Anschluß daran über die Entstehung der Welt berichtet, das hat durchaus nordische Färbung und kann nie und nimmermehr als deutsche Sage gelten: in den unermeßlichen Abgrund, der in der Urzeit vorhanden ist, ergießen sich aus der Nebelwelt (Niflheim), die sich an seinem Nordende allmählich gebildet hat, brausende Ströme; ihre Wassermassen erstarren in der eisigen Kälte zu Eis; so schiebt sich eine Eislage über die andere. Erst als aus der südlichen Welt Funken herüberfliegen, beginnt es zu tropfen und zu schmelzen; aus den Tropfen erwächst der Frostriese (Reifriese) Ymir und eine riesige Kuh, welche die Eisblöcke beleckt, bis sie aus denselben einen Mann hervorleckt, den Stammvater der Asengötter. Diese Sage weist in allen ihren Zügen auf den eisumstarrten Norden als Heimat. Keine deutsche Spur führt zu Ymir hin.

Gemeinsam ist dagegen z. B. wieder den Deutschen und Nordländern die Bezeichnung der Erde als „Mittelraum" der Welt: altnordisch Midgard, althochdeutsch Mittilagart.

Urgermanisch scheint auch der altnordische Name „Asen" für die Götter zu sein: dafür sprechen die hochdeutschen Namen auf Ans-, z. B. Ansgar, Ansbach, die niederdeutschen auf Os-, z. B. Oskar, Oswald, Osning. Diese Namen aber sind auch die einzigen Reste jenes altnordischen Götternamens, die sich auf deutschem Boden nachweisen lassen.

Neben den Asen nennen die nordischen Dichter als ein anderes Göttergeschlecht die Wanen, ursprünglich Lichtgottheiten, milde und freundliche Gottheiten der Seefahrt und des Handels, die den Menschen ein behagliches und anmutiges Leben in Fülle und Frieden schaffen. Dieser Name ist wohl ausschließlich nordisch, wenn auch die deutsche Göttin Nerthus, die von den Nordseestämmen hoch verehrt ward, das weibliche Gegenbild des nordischen Gottes Njörd ist, der zu den Wanen zählt.

Dritter Abschnitt.

Die Entwicklungsstufen der Götterverehrung bei den Germanen.

Die verschiedenen germanischen Götter sind keineswegs zu allen Zeiten von allen Stämmen zugleich verehrt worden, sondern es läßt sich nachweisen, daß drei Hauptentwicklungsstufen der Götterverehrung bei ihnen anzunehmen sind:

1. In graueſter Vorzeit, als die Arier noch als ein großes Volk in ihrer asiatischen Urheimat wohnten, verehrten sie als Gottheit den glänzenden Himmelsgott: unter seiner Führung zogen die Urinder in das Stromgebiet des Indus und Ganges, die Urhellenen, Uritaliker und Urgermanen nach Europa. Das beweist der gemeinsame Name dieses Gottes bei den genannten Völkern: die Inder nennen ihn Dyaus (Dyauspita = Vater Dyaus), die Hellenen Djeus = Zeus, die Italiker Diespiter = Vater Dies (später Juppiter = Jovis pater, Vater Jovis), genau entsprechend dem indischen Dyauspita, die Germanen Tius (althochdeutsch Ziu, nordisch Tyr). Alle diese Namen gehen zurück auf die arische Wurzel div = „strahlen". Jenen uralten Himmelsgott Tius brachten die Germanen also aus Asien mit in ihre neuen Wohnsitze zwischen Oder und Elbe.

2. Allmählich nun im Laufe der Jahrhunderte entwickelten sich unter dem Einflusse der Natur des neuen Landes auch neue Vorstellungen von göttlichen Wesen: nicht mehr strahlte hier in ewig heiterem Glanze über den Germanen der Himmel ihrer asiatischen Urheimat; das rauhere Klima Germaniens mit seinen Gewittern im Sommer und den heftigen Stürmen besonders der winterlichen Zeit ließ sie den alten strahlenden Himmelsgott mehr als Sturmgott und als Donnergott betrachten; allmählich lösten sich in der Vorstellung des Volkes diese beiden Seiten seiner Tätigkeit von dem alten Gotte los und gestalteten sich zu neuen göttlichen Wesen, dem Sturmgott Wodan und dem Donnergott Donar. So spaltete sich der ursprüngliche Gott in drei göttliche Wesen. Drei männliche Götter und daneben eine weibliche Gottheit, die uralte Erdgöttin, lassen sich bei allen Germanen nachweisen; auch die alte Erdgöttin aber hat sich im Laufe der Jahrhunderte in mehrere Gottheiten gespalten. Die Verehrung des alten

Himmelsgottes Tius (Ziu) als des obersten Gottes beschränkte sich nun allmählich auf den Stamm der Sueben, dessen älteste Wohnsitze zwischen Elbe und Oder ja die ursprüngliche Heimat der Germanen in Europa sind; sie verehrten ihn noch zu Tacitus' Zeit (Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr.) als höchsten Gott. Bei anderen Völkern der Germanen dagegen, welche aus jenem ursprünglichen Germanien zwischen Elbe und Oder nach Westen und Norden vordrangen, trat seine Verehrung zurück hinter die jüngerer Götter; es bildeten sich Stammverbände zu gemeinschaftlicher Verehrung besonderer Lieblingsgötter, deren Heiligtum dann als Mittelpunkt des ganzen Stammes galt. So verehrten die Niederdeutschen, die späteren Sachsen, und die Rheinländer, die späteren Franken, den Windgott Wodan als ihren Schutzherrn. Die Nordseevölker verehrten die Göttin Nerthus (nicht Hertha, wie man den Namen in neuerer Zeit entstellt hat, indem man zugleich den Sitz ihrer Verehrung an die Ostsee verlegte). In Skandinavien aber verehrte man hauptsächlich den Donnergott Thor und neben ihm den milden Wanengott* Freyr.

3. In der dritten Periode endlich verbreitete sich vom nordwestlichen Deutschland aus die Verehrung des Wodan zu allen deutschen Stämmen. Die westlichen deutschen Völker empfingen von den Kelten und besonders den Römern in den ersten christlichen Jahrhunderten eine höhere Kultur: mit dem Vordringen derselben zu den Stämmen des inneren Germaniens ging die Ausbreitung der Wodansreligion Hand in Hand: denn Wodan, der Stammesgott der Nordwestgermanen, erschien als Träger dieser fortgeschrittenen Kultur und überhaupt als Gott jeder höheren geistigen Entwicklung. Als später die Franken, deren Gott Wodan gleichfalls war, als neuer Völkerbund auftraten, verbreiteten sie den Wodanskultus nach Osten und Süden immer weiter; mit den Angelsachsen kam er nach Britannien, über Dänemark drang er auch in Skandinavien ein, drängte hier, besonders in den höfischen Kreisen, die Verehrung des Thor und Freyr zurück und erreichte durch die nordischen Skalden seine höchste Blüte. So erhob sich Wodan über alle anderen germanischen Götter: aus dem Sturmgott war ein Gott der geistigen Bewegung überhaupt, des Wissens und der Dichtung,

* Vgl. über die Wanen S. 10.

der Geber des Sieges und alles Guten geworden: wenn man ihn, den Träger der Kultur, als Siegesgott betrachtete, so hieß das nichts anderes als: der Sieg gehört der Intelligenz. Der uralte Himmelsgott Tius (Ziu, nordisch Tyr) aber wurde in den Hintergrund gedrängt und auf das Amt des Kriegsgottes beschränkt.

Die Zurückdrängung der Wanengötter Freyr und Njörd bei den Skandinaviern durch die Übermacht des von Süden aus vordringenden Wodanskultus findet ihren Ausdruck in dem nordischen Mythus von dem Kampfe der Asen, als deren Haupt Odin (nordisch = Wodan) genannt wird, mit den Wanen; dieser „Götterkrieg" wird durch einen Friedensschluß und Aufnahme der Wanen unter die Asen beendet: es ist der Kampf des einziehenden Gottes mit den alten Göttern, der mit einer Verschmelzung beider endet, wobei jedoch Odin die Oberhand behält.

Zweifellos nichts weiter als eine Erfindung der nordischen Skalden aber ist es, wenn in der jüngeren Edda des Snorri zwölf Götter namhaft gemacht werden: ihre Verehrung ist nicht nachweisbar.

Zweiter Teil.

Die verschiedenen Arten übermenschlicher Wesen.

Erster Abschnitt.

Die Belebtheit der Natur und der Seelenglaube.

Der lebendige, fromme Natursinn unserer Altvordern dachte sich die ganze Natur, die Lüfte, die Tiefen der Erde, die Bäume und Pflanzen und die Gewässer belebt und beherrscht von Geisteswesen, die im Verborgenen geschäftig webten und wirkten: diese Wesen stellten sie sich in menschenähnlicher Gestalt vor; da sie denselben höhere Macht und Kraft zuschrieben als dem Menschen selbst und sich ihnen gegenüber ohnmächtig, zugleich aber von ihrem Wirken abhängig fühlten, so suchten sie dieselben sich durch Spenden, durch Speise und Trank, wie sie selbst diese liebten, und durch Bitten geneigt zu machen und ihren Beistand zu erlangen.

Mit dieser Auffassung von der Belebtheit der gesamten Natur aber verband sich aufs engste eine andere, nämlich die Überzeugung, die bei allen Völkern in ihrer Kindheit sich findet, daß die Seelen der Verstorbenen in der Natur fortleben. Das furchtbare Rätsel des Todes lösten sich diese Naturkinder auf die ihnen zunächst liegende Weise, indem sie die Seelen der Verstorbenen in der bewegten Luft, im Windeshauch, wiederzufinden glaubten. Seele, Geist, Atem, Hauch und Wind sind Worte und Begriffe, die in den verschiedenen Sprachen nahe miteinander verwandt sind: wir sprechen vom Hauch des Geistes wie vom Hauch des Atems und vom Hauche des Windes; der Sterbende „haucht seine Seele“ oder „seinen Geist aus“. (Bei den Griechen heißt dasselbe Wort πνεῦμα „Geist“, „Hauch“ und „Wind“. Das lateinische animus = Geist, anima = Seele ist dasselbe Wort wie

das griechiſche ἄνεμος = „Wind“.) Die Seele, der Geiſt aber, den der Sterbende aushaucht, entſchwebt nach der kindlichen Auffaſſung unſerer Altvordern in die Lüfte und lebt in ihnen fort, im Wehen des Windes zunächſt, der unſichtbar iſt wie die Seele, und deſſen Hauch doch jeder empfindet. Auf Schritt und Tritt fühlten ſich unſere Ahnen ſo umſchwebt von den Seelen ihrer verſtorbenen Lieben; aus dem leiſen Säuſeln der Luft, aus dem Winde, der in den Äſten ihrer Urwälder rauſchte, der ſelbſt uns bei einſamer Wanderung durch weltentlegene Waldestiefe noch eigentümlich berührt, aus dem Winde, der die Saaten wie die Wellen wogen läßt, ſchloſſen ſie, daß hier die Geiſter ihr Weſen treiben. Toben gewaltige Stürme über die Länder dahin, ſo ſind es die Scharen der Geiſter, die „als wütendes Heer“ oder als „wilde Jagd“ durch die Luft dahinſauſen. Als Geiſter der Toten dürfen ſie nur des Nachts ihr Weſen treiben; ihre Hauptzeit iſt in den ruheſten Winternächten, den ſogenannten Zwölften (den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstag), in der Zeit, wo die Tage am kürzeſten, die Nächte am längſten, die Winterſtürme am furchtbarſten ſind. Das iſt die Zeit, wo die Seelen der Toten ihr großes Feſt feiern, wenn die wilde Jagd durch die Lüfte einherbrauſt: je gewaltiger die Stürme toben, deſto fruchtbarer wird das Jahr; wer in dieſen Tagen geboren wird, der erhält die Gabe, die Geiſter zu ſehen und mit ihnen zu verkehren. Hauptſächlich an Kreuzwegen ſind die Scharen der Seelen zu finden: da iſt es deshalb „nicht geheuer“; der Wanderer muß trachten, nachts ſchnell über ſie fortzukommen, um nicht der wilden Jagd in die Hände zu fallen. Da walten Zauberer und Totenbeſchwörer ihres lichtſcheuen Amtes.

Aber die Seelen haben auch ihre Aufenthaltsſtätten und Wohnorte, an denen ſie ausruhen, wenn in der Natur Windſtille herrſcht. Von den Bergen her ſcheinen die Winde zu kommen, unter dem glatten Spiegel der Oberfläche des Waſſers ſcheinen ſie zu wirken und dieſe ſanft zu kräuſeln, im Walde ſcheint das Rauſchen der Blätter, im hohen Saatfeld das Wogen der Ähren vom Wirken des Windes Kunde zu geben: an allen dieſen Orten ſind daher Wohnſitze und Ruheſtätten der Seelen: in den Tiefen der Berge, in Quellen, Seen und Flüſſen, in den Bäumen, im Saatgefilde hauſen ſie, als Weſen von verſchiedenſten Arten und Erſcheinungsformen

(s. den folgenden Abschnitt). An den verschiedensten Orten in Deutschland finden sich Sagen von Bergen, in denen die Seelen der Toten hausen, Hollenbergen (nach Frau Holle = Holda, s. dritter Teil, zweites Buch, erster Abschnitt) oder auch (mit gelehrter Anlehnung an die römische Mythologie) Venusbergen: dorthin werden auch Lebende gelockt und kehren nimmer wieder. Dahin gehört auch die bekannte Sage vom Rattenfänger zu Hameln, der die Kinder zu den Unterirdischen in den Köppelberg führte. Einstmals, so heißt es, waren die Bewohner der Stadt Hameln im schönen Wesertale in völliger Verzweiflung, da sie sich der Ratten und Mäuse nicht erwehren konnten, die in schier unzähligen Scharen die Früchte auf dem Felde vernichteten, in die Häuser eindrangen und alles zernagten und den geplagten Bürgern weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließen. Weder Hunde noch Katzen, weder Fallen noch Gift vermochten sie zu vertilgen; immer größer wurde ihre Menge, überall in Haus und Feld wimmelte es von ihnen. Da, als die Not am größten war, meldete sich bei dem Rate der Stadt ein Spielmann, der versprach, das ganze Ungeziefer von Grund aus auszurotten; aber er forderte eine sehr hohe Summe als Lohn für diesen Dienst. Die Ratsherren sträubten sich anfangs gegen die Höhe der Forderung; da sie aber kein anderes Mittel gegen die unerträgliche Plage wußten, so gestanden sie ihm schließlich doch den geforderten Preis zu. Am nächsten Tage schritt der Spielmann, seltsame Weisen seiner Flöte entlockend, durch die Straßen: ihm folgten in lustigen Sprüngen Scharen von Ratten und Mäusen; von Haus zu Haus, von Straße zu Straße wuchs ihre Menge, sodaß zuletzt ein unübersehbarer Zug zahlloser Mäuse und Ratten dem Spielmann nacheilte, wie bezaubert von seinen Tönen. Er schritt ihnen voran in die Weser; sie alle stürzten ihm blindlings nach in den Strom, in dem sie samt und sonders ertranken. Die Bürger von Hameln jubelten vor Freude, sich von ihren Plagegeistern befreit zu sehen. Als nun aber der Spielmann wieder vor den Rat trat und seinen ausbedungenen Lohn begehrte, da erklärten ihm die Ratsherren, nimmermehr würden sie ihm eine solche Summe zugesagt haben, hätten sie vorhergewußt, daß er bloß eine so geringe Mühe und so kurze Zeit würde aufzuwenden brauchen; dafür sei er mit einer weit geringeren Summe vollauf

genug belohnt. Aber trotzig und finster wies der Spielmann diese zurück und schritt von dannen. Am folgenden Morgen trat er wieder in die Straßen der Stadt und spielte auf seiner Flöte wunderliebliche, zauberhaft bestrickende Weisen. Da liefen und rannten ihm aus allen Häusern sämtliche Kinder, die kleinsten wie die größeren, nach; kein Zuruf der Eltern, weder Schmeicheln noch Drohungen waren imstande, sie von ihm abzuwenden. Wie vorher die Ratten und Mäuse, so folgten jetzt die Kinder völlig bezaubert in langem Zuge ihm nach aus der Stadt. Der Spielmann führte sie zum Köppelberg, der sich vor ihnen auftat; alle drängten ihm nach in dichten Scharen in die Tiefe des Berges; krachend schlossen sich dessen Pforten hinter dem letzten Kinde; keins von ihnen aber kehrte jemals wieder.

Eine Hauptaufenthaltsstätte der Seelen sind ferner die Gewässer, besonders Quellen, Brunnen, Teiche und Seen. In Zusammenhang damit steht wohl der über ganz Deutschland verbreitete Kinderglaube, daß die kleinen Kinder aus Brunnen oder Teichen geholt werden.

Nur den innigen Zusammenhang des Seelenglaubens mit dem Glauben an die Belebtheit der ganzen Natur hervorzuheben, gehört in den Bereich unserer Darstellung. Dagegen würde es uns zu weit führen, nachzuweisen, in welchen verschiedenartigen Vorstellungen der Seelenglaube im Volksaberglauben fortwirkt; nur beiläufig sei daher erwähnt, daß man der Seele die Fähigkeit zuschrieb, die verschiedensten Gestalten anzunehmen. Der ganze Gespenster-Aberglaube beruht hierauf; die Gespenster sind Seelen, die im Grabe keine Ruhe finden, weil sie im Leben Verbrechen begangen haben oder weil sie eines unnatürlichen Todes gestorben sind, hier und da auch, weil ihre Hinterbliebenen ihnen nicht die den Toten gebührenden Ehren erwiesen haben oder durch allzuviele Klagen um ihren Tod ihre Ruhe stören. Sie erscheinen bald in menschlicher Gestalt, bald als Tiere oder auch als Irrlichter (Irrwische) in Gestalt von Flammen auf Sümpfen, in die sie den nächtlichen Wanderer irre führen. Die Zeit ihres Erscheinens ist die Nacht, besonders die Mitternacht; ihre Macht ist meist zu Ende, sobald die Kirchenglocke ein Uhr schlägt, stets, sobald der Tag graut.

Zweiter Abschnitt.

Die elfischen Wesen.

Auf dem Glauben an die Belebtheit der ganzen Natur und das Fortleben der Seelen der Verstorbenen in ihr beruht die bei allen deutschen Stämmen verbreitete Vorstellung von der großen Schar der elfischen Geister, die überall, in Luft und Wasser, in Wald und Feld, in Berg und Tal, in Haus und Hof ihr Wesen treiben. Sie sind die Vertreter der in verborgener Stille wirkenden Naturkräfte. Zuweilen hausen sie einzeln, oft in Scharen zu einer Art Geistervolk vereint, weshalb sie auch hier und da ihre Könige haben. Den Menschen gegenüber sind sie meist hilfreich, unterstützen sie bei ihrer Tätigkeit und bringen ihrer Arbeit Segen. Ihren Zusammenhang mit den Seelen verraten sie dadurch, daß auch sie meist nachts aus ihrem Versteck hervorkommen und sich auf der Oberwelt zeigen. Der erste Sonnenstrahl oder der erste Hahnenschrei scheucht sie in ihre Schlupfwinkel, in die Tiefe der Erde oder des Wassers, zurück; trifft er sie aber, so verwandelt er sie in Stein.

Der gemeinsame Name für die vielen Arten dieser Naturgeister ist Elfen. Nach den verschiedenen Gebieten ihrer Wirksamkeit kann man unter ihnen hauptsächlich folgende Gruppen von Wesen unterscheiden:

1. Die eigentlichen Elfen, die sich durch wunderbare Schönheit auszeichnen und hauptsächlich in Wäldern und auf Wiesen weilen; hier schweben sie in glänzend weißen Gewändern leicht dahin im nächtlichen Reigentanz, besonders im zauberhaften Schimmer heller Mondnächte. Über Wiesengründen hinschwebende Nebelstreifen haben vielleicht diese Phantasiebilder veranlaßt. Zuweilen locken sie Menschen an sich, die dann nie wieder zu den Ihrigen zurückkehren. Eine solche Elfensage bildet den mythologischen Hintergrund zu Goethes Gedicht „Erlkönig“ (eigentlich: „Elfenkönig“).

Zu den Waldelfen gehören auch die „Holzfräulein“ oder „Mooseiblein“, die in den Bäumen der Wälder hausen; wird der Baum, in dem das Holzfräulein haust, gefällt, so rinnt Blut hervor.

2. Die Waſſergeiſter. Quellen und Gewäſſer wurden von allen Germanen ganz beſonders hoch verehrt, weil man in ihnen die Seelen der Verſtorbenen ſich wohnend dachte; daher ſind ſie auch eine Hauptſtätte der Weisſagung. In ihnen leben männliche und weibliche Waſſerelfen: neben dem — meiſt alt und häßlich vorgeſtellten — Nix, der zuweilen auch ſeine Geſtalt verwandeln kann und die Gabe der Weisſagung beſitzt, die häufig überirdiſch ſchöne Nixe. Oft bezaubern Nixen durch ihren Geſang die Menſchen, oft ziehen ſie, aus den Wellen emportauchend und ihr herrliches, lang herabwallendes Haar ſtrählend, Menſchenſöhne durch unwiderſtehliche Sehnſucht zu ſich in die Tiefe der Fluten hinab. (Vgl. auch die Nixe in Goethes Gedicht „der Fiſcher“ und Heines „Lorelei“.)

3. Die Zwerge hauſen, pochend und hämmernd an den koſtbaren Erzadern, tief im Schoße der Berge: an Kunſtfertigkeit alle menſchlichen Künſtler weit übertreffend, ſchmieden ſie koſtbaren Goldſchmuck, herrliche Waffen und wunderbare Geräte. Sie ſind mit Menſchenwitz und Menſchengeſtalt begabt, ja zum Teil im Beſitze geheimer, ſelbſt Göttern verborgener Weisheit, ſo z. B. in der nordiſchen Sage der Zwerg Alwis.

Die Zwerge gehören zu den beliebteſten Geſtalten des Volksglaubens; in tauſend und abertauſend Sagen und Märchen kehren ſie wieder. Winzig kleine, oft kaum daumengroße Männlein, meiſt Greiſe mit langem, weißen Barte, in graue, grobe Leinwand gekleidet, den dicken Kopf mit einer Zipfelmütze bedeckt, erſcheinen und verſchwinden ſie gleich plötzlich: denn ſie beſitzen eine Tarn- oder Nebelkappe, durch die ſie ſich unſichtbar machen können. Von ihren Behauſungen in den Bergen heißen ſie auch „Bergmännlein“ oder „Erdmännlein“. In den Bergen haben ſie ein Reich, das ähnlich wie weltliche Reiche von Königen regiert wird; als ſolche Zwergkönige erſcheinen in der Sage Alberich (von Alb = Elfe, alſo = der Elfenherrſcher), Goldemar und Laurin, in der ſpäteren Volksſage Hans Heiling in Böhmen. Oft hört man in den Bergen Muſik erſchallen: dann feiern die Zwerge ein Feſt mit Tanz und fröhlichem Gelage. Der Zwerg ſcheut das Tageslicht, ein Zug, durch den er, wie oben ſchon bemerkt, ſeinen Zuſammenhang mit den Seelen erweiſt; deshalb verläßt er ſeinen heimatlichen Berg nur bei Nacht;

überraſcht ihn das Sonnenlicht, ſo wird er zu Stein verwandelt. Den gleichen Zug bewahrt auch die nordiſche Sage vom Zwerg Alwis, den der Donnergott Thor liſtig durch eine Menge von Fragen über die verſchiedenſten Dinge hinhält, bis die Sonne in den Saal ſcheint: vom erſten Sonnenſtrahl erſtarrt der lichtſcheue Zwerg zu Stein. Als Hüter der Bergestiefen ſind die Zwerge Beſitzer der unermeßlichen Schätze, die dort verborgen ſchlummern, ſo auch des Nibelungenhortes. Vertrieben werden die Zwerge aus ihren Bergen, ſobald dort die Menſchen den Bergbau betreiben: das Hämmern und Pochen dieſer in den Bergen können ſie nicht vertragen. Ein zweites, was ſie verſcheucht, iſt die mehr und mehr zunehmende Treuloſigkeit der Menſchen ihnen gegenüber, das dritte endlich — das Geläute der Kirchenglocken: hierdurch verraten die Zwerge ihre Herkunft aus der Heidenzeit des deutſchen Volkes.

Nicht immer ſind die Zwerge den Menſchen gegenüber hilfreich; zuweilen entführen ſie auch menſchliche Jungfrauen, von Liebe zu ihnen betört. Oft rauben ſie den Menſchen die Kinder aus der Wiege und legen dafür ihre mißgeſtalteten Zwergenkinder hinein, die „Wechſelbälge", wie ſie die deutſchen Sagen nennen.

4. Nahe Verwandte der Zwerge ſind die den Menſchen hilfreichen Hausgeiſter, die Wichtelmännchen (Wicht = kleines Weſen) auch Kobolde (= Kobwalte, die in der Kobe, dem Stalle, Waltenden) oder Heinzelmännchen, die in ſo vielen Sagen und Märchen eine Rolle ſpielen; ihre Geſtalt und ihr Ausſehen iſt ähnlich wie bei den Zwergen. Sie ſtehen den Bewohnern des Hauſes, in dem ſie ihr Heim haben, in allen Dingen bei: dem Bauern helfen ſie das Vieh warten und das Getreide dreſchen, dem Handwerker ſeine Arbeiten verrichten; auch ſchützen ſie das Haus vor Feuersbrand. Immer aber ſchaffen ſie des Nachts. Kein menſchliches Auge darf ihre Heimlichkeit ſchauen; Neugier verſcheucht ſie, ſobald ſie ſich entdeckt ſehen. Nach vogtländiſchem Aberglauben ſind dieſe Hausgeiſter die Seelen ungetaufter Kinder: das weiſt deutlich auf ihren Zuſammenhang mit dem Seelenglauben überhaupt hin.

Am beſten dargeſtellt iſt ihr Weſen und Wirken in Kopiſchs Gedicht „Die Heinzelmännchen":

1. „Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht!

(Die folgenden Strophen schildern, wie die Heinzelmännchen den verschiedenen Handwerkern, den Zimmerleuten, Bäckern, Fleischern und Küfern hilfreiche Hand leisten; dann heißt es weiter:)

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten;
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus;

Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und ſchreien
Und vermaledeien!
Sie ſpringt hinunter auf den Schall
Mit Licht: huſch, huſch, huſch, huſch, verſchwinden all'!

8. O weh! nun ſind ſie alle fort
Und keines iſt mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie ſonſten ruhn,
Man muß nun alles ſelber tun.
Ein jeder muß ſein
Selbſt fleißig ſein
Und kratzen und ſchaben
Und rennen und traben
Und ſchniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach! daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die ſchöne Zeit nicht wieder her."

Wie das Haus ſeinen Geiſt hat, ſo hat ihn auch das Schiff in dem Klabautermann, der den Matroſen die Segel hiſſen und das Schiff reinigen hilft. Sagen aus Pommern und Rügen lehren, wie immer noch im Volke die Erinnerung an den Urſprung dieſer Geiſter aus den Seelen fortlebt: ſie berichten, die Seele eines Kindes fahre in einen Baum; werde dieſer gefällt und zum Schiffbau verwandt, ſo entſtehe aus der im Baum weilenden Seele der Klabautermann, der mit zu Schiffe gehe, ſobald das letzte Brett an dieſem angebracht ſei.

Dritter Abschnitt.

Die Riesen.

Während in der großen Zahl der elfischen Wesen die Phantasie unserer Vorfahren sich die still und geheimnisvoll im Verborgenen wirkenden und schaffenden Naturkräfte verkörperte, regten die furchtbaren Erscheinungen der Naturgewalten im alles zerstörenden Sturm, im wildtosenden Wüten der entfesselten und empörten Meereswogen, Naturgewalten, denen gegenüber der Mensch seine Ohnmacht empfindet, die ihn und seine Habe vernichten, die Phantasie derselben an zur Schaffung durchaus entgegengesetzter Gestalten, der Dämonen oder Riesen, die man sich als Feinde der Menschen dachte. Ähnlich wirkte der Eindruck der großartigen Wildheit schroffer Felsgebirge und im Norden die Schrecken des winterlichen Frostes. So entstanden eine Reihe von Gestalten, die sich der Mensch im Gefühle seiner Ohnmacht ihnen gegenüber als ihn an Größe und Kraft unendlich überragend dachte: meist haben die Riesen menschenähnliche Gestalt, nur ins Unermeßliche vergrößert oder auch vervielfacht, z. B. sechs Häupter; sehr häufig aber erscheinen sie auch als riesenhafte Untiere. Alle diese Vertreter der rohen Naturgewalten des eisigen Winterfrostes — Frostriesen —, des unwirtlichen Felsgebirges — Berg- und Steinriesen —, des verheerenden Sturmes — Sturmriesen —, des zerstörenden Feuers — Feuerriesen —, der entfesselten Meeresflut — Wasserriesen, hassen ursprünglich alles, was die Götter geschaffen haben, die Welt und die Menschen, die Schützlinge der Götter, und alles, was ihnen die Erde wohnlich macht: „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand".

Aufs engste hängen alle Sagen von diesen Riesen zusammen mit der Natur des Landes, der sie ihre Entstehung verdanken: die Frostriesen gehören ausschließlich den Nordländern, besonders den Isländern, an; die Wasserriesen haben ihre Stätte an der Meeresküste, die Bergriesen in Gebirgsländern. Ein Frostriese ist z. B. in der altnordischen Edda jener Hymir, zu dem Thor wandert: als der Riese in seine Behausung tritt, „dröhnten die Gletscher, ihm war, als er kam, der Kinnwald (Bart) gefroren"; wie der Baum vom harten Winterfrost,

so zerspringt die starke Säule vor dem scharfen Blick des Riesen. Ein Sturmriese z. B. ist es, der nach der Edda an des Himmels Ende sitzt in Adlersgestalt:

„Mit seinen Fittichen facht er den Wind
Über alle Völker".

Die rauhe Natur der nordischen Länder mit ihren zum Himmel schroff emporstarrenden wilden Gebirgen, die Schrecken des Meeres, das sie umspült, mußten naturgemäß ein günstiger Boden für solche Gebilde der Phantasie sein. Deshalb finden wir bei den Isländern und Skandinaviern eine Menge von Riesensagen: die Riesen bewohnen ein eigenes Reich, Riesenheim, im äußersten Nordosten gelegen, sie stehen in fortwährendem, erbitterten Kampfe mit den Göttern, ähnlich wie in der griechischen Mythologie die Titanen und Giganten mit den olympischen Göttern.

Nur einzelne Riesen der nordischen Sage leben in gutem Einvernehmen mit den Göttern: zu ihnen gehört Ägir, der Beherrscher des Meeres. An ihn erinnert der Name des Eiderflusses in Schleswig, dessen älteste Form Ägisdyr, altfränkisch Egidora ist = „Tür des Ägir", des Meeres, in das die Eider mündet. Er besitzt den Ägishelm, den kein Lebender anschauen kann, ohne starr vor Schrecken zu werden: das weist auf die furchtbaren Gefahren des Meeres hin. Seine Gattin ist Ran (= Raub), die alles verschlingende Herrin des Meeres: sie zieht die Ertrinkenden auf den Meeresgrund nieder in einem Netz, dessen Maschen niemand entschlüpfen kann; deshalb leiht Loki (s. dritter Teil, erstes Buch, achter Abschnitt) es von ihr, als er den Zwerg Andwari, der Lachsgestalt angenommen hat, fangen will.

Einzelne Riesen bewahren alte, verborgene Weisheit, so besonders in der nordischen Sage Mimir, in dessen Brunnen die tiefste Weisheit der Welt verborgen liegt: für einen Trunk aus diesem Weisheitsquell setzte Odin sein eines Auge zum Pfande. Ähnlich suchten auch die alten Deutschen aus Quellen und Brunnen und aus den Wirbeln der Flüsse die Zukunft zu erforschen. Mimir ist auch den Südgermanen, den Deutschen, bekannt: in Deutschland lebt sein Name fort in dem Flüßchen Mimling im Odenwald und in Memleben (ursprünglich Mimileba) an der Unstrut. An murmelnden Quellen im geheimnisvollen Waldesdunkel oder an zauberisch wallenden Bergseen ist dieser urweise Wasserriese zu Haus. Wer vordrang in die Nacht des Ur-

waldes bis zu seiner heiligen Quelle, der stand am Urquell aller Weisheit. Mimir oder Mime war Lehrer und Meister der besten Helden und stattete sie mit köstlichen Waffen aus. In der nordischen Thidrekssaga wird er zum Erzieher Siegfrieds, in der deutschen Heldensage zum Schmiede der besten Schwerter.

Neben den in menschlicher Gestalt erscheinenden Riesen kennt die nordische Sage nun aber auch riesenhafte Ungeheuer in Tiergestalt: dahin gehört vor allem die Midgardschlange = das Meer, das sich rings um die Erde (Midgard, althochdeutsch Mittilagart = Mittelraum der Welt) schlingt. Gerät sie in Zorn, so tost und wütet das Meer. Wie sie gehören zu den Wasserungeheuern der Wolf Fenrir und andere Riesenwölfe, seine Nachkommen, welche die Sonne oder den Mond verschlingen: das Versinken der Sonne ins Meer hat wohl solche Phantasiegebilde hervorgerufen.

Diesen außerordentlich mannigfaltigen und verschiedenartigen Gestalten der Riesen in der isländischen und nordischen Sage treten aber auch auf deutschem Boden eine Menge von Riesensagen zur Seite: ein furchtbarer Wasserriese ist z. B. jenes Ungeheuer Grendel, dessen Kampf mit Beowulf das älteste Heldengedicht, das uns in germanischer Sprache erhalten ist, schildert (s. Heldensagen, 5. Teil); eine Wasserriesin ist seine Mutter. Zahlreich sind in Deutschland besonders die Sagen von Berg- und Steinriesen: ein solcher ist z. B. der Riesenkönig Watzmann, der in dem gleichnamigen Berge am Königssee sein Grab gefunden hat. In einer ganzen Reihe von späteren Sagen erscheinen die Riesen zwar als ungeschlacht und plump, aber zugleich als treuherzig und gutmütig; so in der Sage vom „Riesenspielzeug", die, in vielen Gebirgsgegenden verbreitet, besonders durch Chamissos gleichnamiges Gedicht allgemein bekannt geworden ist:

1. „Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer;
Du frageſt nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
Und stieg hinab den Abhang, bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raſchen Schritten durchkreuzte ſie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menſchen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das beſtellte Feld
Erſchienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen ſie ſpähend niederſchaut,
Bemerkt ſie einen Bauer, der ſeinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Weſen einher ſo ſonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug ſo blank und klar.

5. „Ei, artig Spielzeug!" ruft ſie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie kniet nieder, ſpreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da ſich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das ſie zuſammenſchlägt,

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder ſind,
Zur Burg hinan und ſuchet den Vater auf geſchwind.
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderſchön!
So allerliebſtes ſah ich noch nie auf unſern Höh'n."

7. Der Alte ſaß am Tiſche und trank den kühlen Wein,
Er ſchaut ſie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringſt du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfeſt ja vor Freuden, laß ſehen, was es ſei."

8. Sie ſpreitet aus das Tüchlein und fängt behutſam an
Den Bauer aufzuſtellen, den Pflug und das Geſpann.
Wie alles auf dem Tiſche ſie zierlich aufgebaut,
Da klatſcht ſie in die Hände und ſpringt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernſthaft und wiegt ſein Haupt und ſpricht:
„Was haſt du angerichtet? Das iſt kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin!
Der Bauer iſt kein Spielzeug; was kommt dir in den Sinn!

10. Sollſt gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, ſo hätteſt du kein Brot.
Es ſproßt der Stamm der Rieſen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer iſt kein Spielzeug, da ſei uns Gott davor!"

11. Burg Nideck iſt im Elſaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Rieſen ſtand.
Sie ſelbſt iſt nun zerfallen, die Stätte wüſt und leer,
Und fragſt du nach den Rieſen, du findeſt ſie nicht mehr."

Werden die Riesen zum Zorn gereizt, so sind sie heftig und unbändig: in blinder Wut reißen sie starke Bäume samt der Wurzel aus und schlagen oder werfen damit nach ihren Gegnern oder schleudern große Felsblöcke gegen sie; wohin sie mit ihren ungefügen Füßen stampfen, da entstehen Täler in der Erde. In großsprecherischem Trotze pochen sie oft auf ihre ungeheuere Körperkraft, werden aber doch von körperlich schwächeren, geistig ihnen überlegenen menschlichen Gegnern besiegt. Häufig nennt die Sage zwei einander gegenüber aufragende Berge als ehemalige Wohnstätten zweier Riesen. Wo Felsblöcke vereinzelt liegen, da hat ein Riese seinen Schuh ausgeschüttet, in dem ihn ein Steinchen drückte. In gewaltigem Sprunge setzen sie über ganze Täler hinweg von der einen Bergwand zur andern: ihre Fußspur prägt sich dem Gestein ein, wie am „Mägdesprung" im harzischen Selketal, oder auch der Huf des Rosses, das den Riesen trägt, wie auf der „Roßtrappe" im Bodetal.

Vierter Abschnitt.

Die göttlichen Wesen.

Wie sich unsere Vorfahren das Aussehen ihrer einzelnen Gottheiten dachten, darüber fehlen uns Nachrichten aus deutschen Quellen. Fest steht, daß sie erst spät Göttertempel und Götterbilder errichtet haben: denn der römische Geschichtsschreiber Tacitus (s. S. 6) sagt in seiner „Germania" (Kap. 9) von den alten Germanen folgendes: „Die Götter in Mauern einzuschließen und ihnen ein Menschenantlitz zu geben, halten die Germanen für unvereinbar mit der Erhabenheit der Himmlischen*: sie weihen ihnen Haine und Waldtriften und benennen mit dem Namen der Gottheit jenes geheimnisvolle Wesen, das nur ihr anbetender Geist schaut". Aus dieser klaren und bestimmten Angabe des Tacitus geht hervor, daß die Germanen am

* Damit steht es nicht in Widerspruch, daß Tacitus in Kap. 40 ein „templum" der Nerthus und in seinen Annalen (I, 51) ein „templum der Tanfana" erwähnt: denn templum bedeutet ursprünglich nur den zu einem religiösen Zwecke geweihten Bezirk und ist also an diesen beiden Stellen auf den heiligen Hain der Göttin zu beziehen.

Ende des ersten christlichen Jahrhunderts weder Götterbilder noch Göttertempel besaßen: sie verehrten ihre Gottheiten in heiligen Hainen, an Quellen und Flüssen und auf Bergen. Tief wurzelte vor allem dieser Baum- und Waldkultus zu allen Zeiten im Empfinden und Fühlen des Volkes: und später, als man in christlicher Zeit nicht mehr hinausging in den Wald, um heilige Feste zu feiern, da holte man die Bäume aus dem Walde herein und pflanzte sie auf dem Hofe oder vor der Haustür oder im Hause auf: so lebt im Maibaum, im Pfingstbaum, Erntebaum und Weihnachtsbaum in veränderter Gestalt unbewußt der alte Baumkult in unserem Volke fort. Noch bis in das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt hinein fehlt ein sicheres Zeugnis über das Vorhandensein von Göttertempeln bei den Germanen. Erst seit dem fünften Jahrhundert werden deutsche Göttertempel, einfache Holzbauten, häufiger erwähnt und zwar bei verschiedenen Stämmen. Auch Götterbilder werden erst seit dem vierten Jahrhundert erwähnt; nur einzelne solche sind erhalten, die Wodan auf seinem Rosse und Fro vorstellen.

Anders war es in Skandinavien: hier bestand ein ausgedehnter Tempeldienst; die Tempel enthielten Götterbilder. Die nordische Dichtung schildert genau bis in die Einzelheiten das Aussehen der Gottheiten und ihres Wohnsitzes. Aus diesen nordischen Eddaliedern können wir über das Wesen der nordgermanischen (isländischen und norwegischen) Gottheiten folgende Züge feststellen: Die Götter selbst sind nicht ewig; nicht von Urbeginn der Zeiten an walten sie über dem Weltall: denn sie sind — wie auch die griechischen Götter — gewissermaßen nur Menschen höherer Art. Ganz wie Menschen sind auch die Götter geboren. Wie Menschen sind auch sie dem Tode unterworfen und erleiden Verwundungen; wie Menschen bedürfen sie der Nahrung; menschlich ist ihre Gestalt, nur weit größer und erhabener; wie Menschen empfinden sie Lust und Schmerz, wie Menschen der Liebe Leiden und Freuden; wie Menschen werden sie von Furcht und Hoffnung, von widerstreitenden Leidenschaften bewegt; wie Menschen kleiden und waffnen sie sich; wie die Männer finden die Götter ihre Freude an Kampf und Jagd und frohem Gelage, während die Göttinnen, wie Hausfrauen, des Hauses walten, die Spindel führen, dem Gaste den Willkommtrunk darreichen, aber

auch gern mit kostbarem, strahlenden Geschmeide sich schmücken; wie Menschen bedürfen die Götter zu schneller Fortbewegung des Wagens, der Rosse; wie menschliche Fürsten thronen sie in ihren goldglänzenden Himmelsburgen, — kurz, in allen einzelnen Zügen sind die Götter und Göttinnen getreue Spiegelbilder der nordischen Männer und Frauen mit allen ihren Tugenden und Fehlern, Vorzügen und Schwächen: aber, wie gesagt, es sind Menschen höherer Art, in jeder Hinsicht das irdische Menschengeschlecht weit überragend. Kaum geboren, sind sie schon riesenstark, ja stärker als feindliche Riesen; wie Unglaubliches der Götter Kraft vermag, das schildern in mannigfachen Zügen besonders die nordischen Sagen von Thor. Nicht schwindet diese Götterkraft mit zunehmendem Alter: denn die Götter altern nicht, sie verjüngen sich immer wieder und wieder durch den Genuß der Äpfel, welche die Göttin Idun* verwahrt, und leben so in steter Jugendfrische. Mit wenigen Schritten legen sie die größten Strecken zurück; schneller als der Sturmwind sind ihre Rosse. Sicherer Sieg folgt ihren Waffen, jeden Gegner vernichten sie, — bis dereinst nach Schicksalsschluß auch für sie der Tag der Vernichtung hereinbricht.

Die Götter sind nicht die Schöpfer des Weltalls, wenigstens nicht in dem christlichen Sinne, wonach „schaffen" bedeutet „aus nichts hervorbringen": sie bilden nur aus schon vorhandenem Stoffe die einzelnen Teile des Weltalls. Ihr göttliches Wesen betätigen sie also zunächst als Bildner der Welt, sodann in der Folgezeit, indem sie die von ihnen gebildete und in geordneten Bahnen gelenkte Welt vor der zerstörenden Gewalt der wilden, rohen Naturmächte, der Riesen, durch ewigen Kampf schützen.

Droben auf dem Idafelde in Asgard (= Wohnstätte der Asen, s. S. 10), der himmlischen Welt der Götter, stehen hochragend und weithin strahlend von Gold und Silber die Himmelsburgen, die sich die Götter bauten, nachdem sie die Welt gebildet hatten.

„Die Asen einten sich auf dem Idafelde,
Haus und Heiligtum hoch sich zu wölben,
Übten die Kräfte, alles versuchend,
Erbauten Essen und schmiedeten Erz."

* Vgl. 3. Teil, 1. Buch, 8. Abschn. die Sage von Iduns Entführung durch Thiassi.

Eine Brücke, der Regenbogen, führt vom Himmel zur Erde nieder. Diese Brücke ist das größte Kunstwerk, das es im Himmel und auf Erden gibt: sie ist zwar sehr stark und fest, aber doch vermögen nur die Götter darüber zu schreiten oder zu reiten: denn von den drei Farben, in denen sie erglänzt, ist das Rote brennendes Feuer. Die Frost- und Steinriesen würden ja die Himmelsburg stürmen, wenn ein jeder ungehindert über die Regenbogenbrücke gehen könnte, der da wollte. Aber so stark die Brücke auch ist, so wird sie doch dereinst am Ende der Welt zerbrechen, wenn „Muspels Söhne", die Feuerriesen aus Muspelheim, der Flammenwelt, darüber herstürmen: denn kein Ding in der Welt kann bestehen bleiben, wenn die Feuerriesen geritten kommen.

Da wir nicht berechtigt sind, die Schilderungen der nordischen Skalden (Sänger) von ihren Göttern ohne weiteres in allen Einzelheiten als auch die Anschauungen der Südgermanen, der eigentlichen Deutschen, widerspiegelnd anzuerkennen (vgl. S. 8—9), so scheiden wir in der folgenden Darstellung der einzelnen Götter das, was sich aus nordischen, und das, was sich aus deutschen Quellen ermitteln läßt, indem wir jedesmal zunächst unter dem nordischen Namen des Gottes die Darstellung, welche die nordischen Lieder von ihm geben, anführen, danach unter dem deutschen Namen des Gottes das zusammenstellen, was sich auf deutschem Boden nachweislich über ihn erhalten hat.

Dritter Teil.
Die einzelnen Gottheiten.

Erstes Buch.
Die Götter.

Erster Abschnitt.
Der alte Himmelsgott Ziu (Tyr).

Die majestätische Erscheinung des gewaltigen Himmelsgewölbes mit seinem strahlenden Tagesgestirn führte, wie wir bereits S. 11 berührt, schon in graueſter Vorzeit die Arier zur Verehrung des leuchtenden Himmelsgottes, den sie aus ihrer Urheimat in Asien mitnahmen in ihre neuen Wohnsitze: sein Name ist der gleiche = „der Strahlende" bei den verschiedensten Völkern: vgl. S. 11. Die Deutschen nannten ihn Ziu (aus Tius entstanden), die Skandinavier Tyr.

1. Der nordische Tyr.

Die nordischen Lieder bewahren keinerlei Erinnerung mehr daran, daß Tyr einst als leuchtender Himmelsgott der älteste und oberste Gott der Germanen gewesen ist. Sie nennen ihn einen Sohn Odins; als seine Mutter bezeichnen sie eine Riesentochter, „allgolden, weißbrauig" wegen ihrer Schönheit genannt, die später das Weib des gewaltigen Frostriesen Hymir ist; in dessen Halle empfängt sie Tyr und Thor, als beide Hymirs Kessel holen wollen (vgl. die Sagen von Thor, dritter Abschnitt).

Nur als Kriegsgott kennen die nordischen Lieder den Tyr noch: als solchem ist ihm das Schwert heilig: wie dieses nur eine Klinge

hat, so ist der Schwertgott selbst einarmig. In der Linken führt er das Schwert, den Stummel des rechten Armes steckt er in die Schildfessel.

Den Verlust seines rechten Armes erklärt folgende Sage. Auf Odins Geheiß hatten sich die Götter des furchtbaren Fenriswolfs, den eine Riesin dem Loki geboren hatte, bemächtigt, als er noch jung war, und zogen ihn in sicherem Gewahrsam auf. Tyr allein hatte den Mut, zu ihm zu gehen und ihm Futter zu geben. Da nun die Götter sahen, wie sehr der Wolf von Tag zu Tag wuchs, und alte Weissagungen kündeten, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, beschlossen sie, ihn an eine starke Kette zu legen. Als diese fertig geschmiedet war, baten sie den Wolf, seine Kraft daran zu versuchen. Er ließ sich ruhig daran fesseln: dann streckte er sich, und sofort fiel die Kette zerbrochen nieder. Darauf machten die Götter eine noch stärkere Fessel: aber als sie den Wolf darangelegt hatten, schüttelte und reckte er sich und schlug sie an den Boden, daß die Stücke weit davonflogen. Da sandte Odin zu den Zwergen und ließ durch sie ein Band verfertigen, das unzerbrechlich sein sollte. Es war weich wie ein Seidenband; gefertigt war es aus sechserlei Dingen: aus dem Schalle des Katzentrittes, dem Barte der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fische und dem Speichel der Vögel. Nun führten die Götter den Wolf fernhin auf eine Insel, zeigten ihm das Band und baten ihn, es zu zerreißen, nachdem sie alle daran ihre Stärke versucht hatten, ohne es zerreißen zu können. Der Wolf antwortete: „Wenig Ehre, dünkt mich, würde ich damit einlegen, wenn ich eine so schwache Fessel entzweiriſſe. Ist sie aber mit List und Betrug gemacht, obgleich sie so schwach scheint, so soll sie niemand mir anlegen.“ Da sagten die Götter: „Fürchtest du ein dünnes Seidenband, nachdem du so schwere Eisenfesseln zerbrochen hast?“ Der Wolf antwortete: „Ich bin nicht gesonnen es mir anlegen zu lassen. Betrug steckt dahinter: habt ihr mich erst so fest gebunden, daß ich nicht loskommen kann, so werdet ihr mich noch obendrein verspotten. Ehe ihr mich aber der Feigheit zeiht, so lege einer von euch seine Hand in meinen Rachen zum Unterpfande, daß es ohne Falsch hergehen soll.“ Da sah ein Gott den andern an: jedem bangte vor dem furchtbaren Rachen, und keiner wollte seine Hand dazu hergeben, bis Tyr zuletzt seine Rechte darbot und sie dem

Wolfe in den Rachen legte. Als sie darauf den Wolf an das Band gelegt hatten und er sich reckte, wurde es nur noch härter, und je mehr er sich anstrengte, desto stärker ward es. Da lachten alle Götter außer Tyr: denn ihm biß der Wolf die Rechte ab. Sobald nun die Götter sahen, daß der Wolf fest angekettet sei, zogen sie den Strick durch einen Felsen und festigten diesen tief im Grunde der Erde. Dem Wolfe aber, der den Rachen furchtbar aufriß und nach ihnen schnappte, steckten sie ein Schwert in den Gaumen, das Heft wider den Unterkiefer, die Spitze wider den Oberkiefer. Damit ist ihm das Maul gesperrt. Er heult entsetzlich, und Geifer rinnt aus seinem Maule und wächst zum starken Strome an. Also liegt er bis zum Götteruntergang.

Außer dieser Sage über den Verlust des Armes berichten uns die eddischen Lieder so gut wie nichts von Tyr.

2. Der deutsche Ziu.

Die uralte Verehrung des Ziu bei den Deutschen als des Gottes der lichten Himmelshöhe und zugleich des obersten Gottes läßt sich durch bestimmte Zeugnisse für die ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung nachweisen. Ein anderer Name für ihn ist Irmin (= der Gewaltige, alles Umfassende). Diesen verehrten mit ganz besonderer Ehrfurcht als ihren Stammvater die Herminonen (= Irminssöhne), ein Völkerbund, zu dem die Sueben, Hermunduren, Chatten und Cherusker — oder nach der späteren Bezeichnung die Alemannen, Thüringer, Hessen und ein Teil der Sachsen (die Engern und Ostfalen) — gehörten. Sie betrachteten ihn als den Herrscher des Weltalls*; auf seine Verehrung als Himmelsgott weist der Ausdruck „Irminswagen" für das Gestirn des großen Bären. In einem hochheiligen Walde im Gebiete des ältesten und edelsten Suebenstammes, der Semnonen (späteren Schwaben), die zu Tacitus' Zeit (Ende des ersten Jahrhunderts) noch in der europäischen Urheimat der Germanen, zwischen Elbe und Oder, saßen, kamen nach Tacitus' Schilderung alljährlich zu feststehender Zeit Gesandtschaften aller stammverwandten Völkerschaften zusammen, um das Fest des Gottes zu feiern: die Feier

* Tac. Germ. 39 regnator omnium deus.

begann mit einem Menschenopfer. Als so heilig galt der Hain des Gottes, daß niemand ihn anders als gefesselt betrat, um seine Demut gegenüber dem mächtigen Gotte zu bezeugen. Wer strauchelte und niederfiel, durfte sich nicht wieder erheben, sondern mußte sich auf dem Erdboden hinauswälzen. Das Fest, wahrscheinlich am 28. September, der noch später bei den Schwaben und Bayern ein großer heidnischer Festtag war, begangen, war sicher ein Erntefest; da Aussaat und Ernte als Bild des menschlichen Lebens gelten, so war Ziu jedenfalls nicht nur der Gott, der den Erntesegen verlieh, sondern auch der Herr über Leben und Tod. Daraus erklärt sich die tiefe Unterwürfigkeit gegen ihn, daß jeder nur gefesselt wie sein Gefangener seinen heiligen Hain betreten durfte; eben daraus erklärt sich auch das sühnende Menschenopfer.

Demselben Gott Irmin sind die Irminsäulen bei den Sachsen geweiht: eine solche errichteten die Sachsen ihm nach ihrem großen Sieg über die Thüringer bei Scheidungen an der Unstrut (550); noch bekannter ist die Irminsäule, die Karl der Große bei der Eresburg an der Diemel 772 zugleich mit dem heiligen Walde des Gottes zerstörte: sie stellte den Gott als Erhalter und Herrscher der Welt dar.*

Wie jeder, der den heiligen Hain des Gottes im Semnonenlande betrat, nur gefesselt dort zu erscheinen wagte, so legten bei den Chatten die tapfersten Krieger einen Eisenring an und trugen diese Fessel bis zur Erlegung eines Feindes: sehr viele aber legten ihn überhaupt nicht wieder ab. Durch dieses Abzeichen bezeichnete sich jene erlesene Kriegerschar als dem Dienste des Irmin, des Ziu, geweiht.

Auf Irmin weisen außer dem oben erwähnten Namen der Herminonen noch der Volksname der Hermunduren (Thüringer), ferner die Eigennamen Irminfried, Arminius, Ermanarich und Hermann.

Menschenopfer brachten dem Ziu als dem obersten Gotte auch die Goten dar. Die Hermunduren (Thüringer) weihten ihm und Wodan vor dem Kampfe mit den Chatten (Hessen) um die heiligen Salzquellen bei Allendorf und Sooden an der Werra im Jahre 58 n. Chr. das ganze feindliche Heer: Mann und Roß, überhaupt alles, was den Siegern in die Hände fiel, töteten sie.

---

* Rudolf von Fulda: columna universalis, quasi sustinens omnia.

Aus ihrer Urheimat zwischen der Elbe und Oder nahmen die Semnonen (Schwaben) die Verehrung des Ziu (Irmin) in ihre späteren Wohnsitze in Süddeutschland mit: daher werden sie als „Ziuwari = Ziuverehrer" noch in christlicher Zeit bezeichnet, und ihre Hauptstadt Augsburg erhielt nach ihm den Namen „Ziesburg". Bis auf den heutigen Tag nennen sie den dritten Wochentag „Ziestig = Ziustag"; im neuhochdeutschen Dienstag ist die Ableitung von Ziu nicht mehr so deutlich.

Einen anderen Namen für Ziu hatten die Sachsen und Bayern: sie nannten ihn Ear oder Er. Darauf weist noch der Name der sächsischen Eresburg = „Burg des Er" (also gleichbedeutend mit Ziesburg) an der Diemel, bei der die von Karl dem Großen zerstörte Irminsäule stand, die, wie wir oben gesehen (s. S. 34), gleichfalls dem Ziu (Irmin) geweiht war. In Bayern heißt der Dienstag „Eritag, Ertag": nach alter Volkssitte wurden nur an diesem Tage Hochzeiten gefeiert, eine deutliche Erinnerung daran, daß Er (Ziu) einst als oberster Gott und Beherrscher des Weltalls und somit auch als Schirmer des Hausstandes verehrt wurde.

Auf die hohe Stellung des Ziu unter den deutschen Göttern weist ferner der Umstand hin, daß in einer erhaltenen altsächsischen Abschwörungsformel* der Neubekehrte schwören muß zu widersagen dem Donar, Wodan und Sachsnot (von sachs = Schwert, also = „Schwertgott"): dieser Name ist nur eine andere sächsische Bezeichnung für Ziu, denn Zius heiliges Zeichen ist das Schwert. Schwertgestalt hat auch das Runenzeichen**, das seinen Namen trägt. Nach dem Schwerte seines Gottes nannte sich das Volk selbst „Sachsen" = „Schwertmänner". Gleichbedeutend ist auch der Name des streitbaren Cherusker-Volkes, der von heru = Schwert herstammt: auch die Cherusker sind also die Schwertmänner, die Männer des Ziu.

Die hohe Verehrung des Ziu beweist auch der ihm zu Ehren aufgeführte Schwerttanz, wobei Jünglinge den Kampf nachahmten: wie Tacitus berichtet, war dieser Schwerttanz das einzige Schauspiel, das bei allen Versammlungen der Deutschen wiederkehrte. Nach

* S. S. 7. ** S. S. 45 Anmerkung.

vollendetem Schwerttanze flochten die Tänzer ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer Rose oder einem Rade zusammen, auf dessen Nabe dann ihr Anführer sprang und von allen zugleich erhoben wurde. Dieser Schwerttanz findet sich bei den verschiedensten deutschen Völkern noch lange Jahrhunderte später, so in Nürnberg, in Braunau, in Attendorn, bei den Dithmarsen und ganz besonders in Hessen, wo er sich bis ins 17. Jahrhundert erhielt. Noch im Jahre 1571 soll in dem kurhessischen Dorfe Iba einer der Schwerttänzer dabei mit dem Schwerte durchbohrt worden sein.

Beim Schwerte zu schwören war allgemeine deutsche Sitte durch das ganze Mittelalter hindurch. Von den deutschen Stämmen der Alanen und Quaden ist geschichtlich überliefert, daß sie dem heiligen Schwerte göttliche Ehre erwiesen: ein bloßes Schwert stießen sie mit der Spitze in den Erdboden: so verehrten sie Ziu unter dem Zeichen seiner heiligen Waffe.

An die Verehrung des Schwertgottes als Schützers des Ehestandes erinnert noch der friesische Brauch, dem Brautpaar ein Schwert voranzutragen; ähnlich wurden in der Oberpfalz seit alters am Brauttische zwei Schwerter kreuzweise in die Diele gestoßen.

Aus seiner hervorragenden Stellung unter den Göttern wurde Ziu erst dann verdrängt, als vom nordwestlichen Deutschland aus die Verehrung Wodans sich immer weiter ins innere Deutschland verbreitete zugleich mit der höheren Kultur, welche die ihn verehrenden rheinischen Stämme von Römern und Kelten empfingen, und als deren Träger er galt (vgl. S. 12). In einer Zeit, wo Kampf und Kriegsfahrt zur ersten und und wichtigsten Beschäftigung der Germanen geworden war, wandelte sich die leuchtende Gestalt des Himmelsgottes zum schwertfrohen Kriegsgotte: denn sein eigenes Ebenbild in höchster Vollkommenheit malt sich ein Volk in seinem Gotte aus. Daher nennen ihn die Römer Mars.

Das Schwert des Kriegsgottes, so ging die Sage, das tief im Schoße der Erde verborgen sei*, brächte dem, der es fände, steten Sieg. Dies Schwert kam auf folgende Weise der Sage nach in die

* Vgl. die Wielandssage, wo Wate sein Schwert in die Erde steckt, damit es sein Sohn Wieland wiederfinde: s. Heldensage, 4. Teil, 1. Buch, 5. Abschn., 1.

Hand Attilas, des hunnischen Welteroberers. Ein Rinderhirt bemerkte, daß eine Kuh seiner Herde hinkte und eine stark blutende Wunde am Fuße hatte. Da er sich die Ursache einer solchen Verwundung nicht erklären konnte, folgte er der Blutspur und gelangte an eine Stelle, wo die Kuh gegrast und mit dem Fuße gescharrt hatte: dadurch hatte sie die Spitze eines aufrecht in der Erde steckenden Schwertes bloßgelegt und sich daran verwundet. Der Hirt brachte das Schwert zu Attila. Dieser pries sich glücklich wegen des Fundes: denn nun sei ihm, da er das Schwert des Kriegsgottes in seiner Hand halte, der Sieg in allen Kriegen und die Herrschaft der ganzen Welt gesichert. — 1100 Jahre später hieß es, Herzog Alba, der siegreiche Feldherr der spanischen Truppen Karls V., habe das Schwert des Kriegsgottes nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder aus der Erde gegraben und so den Sieg an seine Fahnen gefesselt.

Zweiter Abschnitt.

Wodan (Odin).

Der Name Wodan, altnordisch Odin (entstanden aus Wodin), wird verschieden erklärt: meist leitet man ihn von dem Zeitwort „waten" ab und erklärt demnach Wodan als den alles durchschreitenden, durchdringenden Gott; nach anderer Auffassung ist Wodan abgeleitet von der uralten arischen Stammwurzel va = wehen, wovon auch unser Wort Wind (lat. ventus) herkommt. Die Vertreter der beiden verschiedenen Erklärungen aber stimmen in dem Hauptpunkte überein, daß nämlich Wodan ursprünglich der Windgott ist und daß sich alle übrigen Seiten seines Wesens erst aus dieser entwickelt haben. Eben darin, daß seinem Wesen die Bedeutung der bewegten Luft zu Grunde liegt, ist es auch begründet, daß er vom Windgotte zum allwaltenden Gotte emporsteigen konnte: denn einmal ist es die Luft, die alles umschließt; von ihrer Bewegung hängt das Wetter, hängt Regen und Sonnenschein, hängt somit Gedeihen und Fruchtbarkeit der Natur ab; der Gott, der den Wind beherrscht, konnte also leicht zu dem Gotte werden, der gutes und schlechtes Wetter, Fruchtbarkeit oder Mißwachs spendet; der Windgott wurde so im

Laufe der Zeiten zum Himmelsgott. Im Wehen des Windes aber leben nach Auffassung unserer Vorfahren die Seelen der Toten fort: der Windbeherrscher wurde daher auch zum Beherrscher der Toten und weiter zum Herrn über Leben und Tod. Anderseits sind die Begriffe Lufthauch und Geisteshauch für die kindliche Anschauung von Naturvölkern fast untrennbar*: so wurde der Gott des Lufthauchs fast unmerklich auch zum Gott des Geisteshauches und jeglicher Regung und Bewegung des Geistes: der sinnenden und forschenden Weisheit, der dichterischen Begeisterung, der tobenden Kampfeswut. Im Grundzuge seines Wesens war also schon die Anlage vorhanden, aus der er sich zum obersten Gott entwickelte: wie Luft und Geist alles durchdringen, so auch Wodan in seinem Walten; er wird zum allwaltenden Gott, dessen Wirken sich auf die verschiedensten Gebiete des Lebens der Natur und der Menschen erstreckt.

Daß aber die herkömmliche Auffassung, wonach Wodan von vornherein der oberste Gott aller germanischen Völkerschaften gewesen sei, unrichtig ist, haben wir bereits S. 11—13 auseinandergesetzt und dargelegt, wie allmählich der Windgott Wodan sich über alle anderen germanischen Götter erhob, bis er im Norden durch die Poesie der Skalden seine höchste Verherrlichung fand. Freilich blieben für die große Masse des skandinavischen Volkes nach wie vor Thor und Freyr die Hauptgötter; Odin wird der Gott der Könige und Helden, an den Königshöfen erklingt sein Preis in den Liedern der Skalden. Betrachten wir nun zuerst den nordischen Odin nach dieser Schilderung der isländischen Skalden.

1. Der nordische Odin.

Hell glänzen und schimmern von Gold und Silber in Asgard**, dem himmlischen Reiche, die hochragenden Burgen und Hallen der Götter: doch alle anderen hoch überragend strahlt in lichtem Goldglanze weithin über alle Welt Walhalls weite Halle. Ein goldener Hochsitz steht in derselben: auf ihm thront ein hehrer Greis, eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung: graues Haar fällt von dem Haupte auf die Schultern der hohen Greisengestalt nieder, ein langer, greiser

* Vgl. auch S. 14 unten. ** S. S. 29.

Bart wallt auf die Bruſt herab. Blitze zucken aus ſeinem einzigen Auge: das zweite hat er nicht mehr; nach Süden iſt ſein Antlitz gewandt. An ſeinen goldenen Stuhl gelehnt ſteht ſein Speer; zwei Raben ſitzen auf ſeinen Achſeln, mit den Flügeln ſchlagend und ihm ins Ohr flüſternd. Die ſendet Odin — denn er iſt der Greis — alltäglich aus über die ganze Erde, um ihm Kunde zu bringen vom Stande der Welt: was ſie erkunden, raunen ſie ihm ins Ohr. Auf goldenem Schemel ruhen ſeine Füße. Zu dieſen niedergekauert liegen zwei Wölfe: ihnen wirft er von der Speiſe vor, die man ihm vorſetzt. Das ganze Weltall überſchaut Odin von ſeinem goldenen Hochſitze aus, nichts entgeht ſeinem alles durchdringenden Blick: von hier aus lenkt er der Völker Geſchick wie das Schickſal der einzelnen Menſchen; daher iſt er Allvater, der väterliche Gebieter aller Götter und Menſchen. Die Vielſeitigkeit ſeines Weſens bezeichnet die Edda, indem ſie ihm eine Menge von Namen beilegt, deren jeder eine andere Seite ſeines Wirkens hervorhebt.

Odin waltet im lindeſten Säuſeln der lauen Sommerluft wie im furchtbar brauſenden, alles vernichtenden Sturm. Odin iſt als Windbeherrſcher zugleich Waſſergott. Zu ihm flehen die Schiffer um „Wunſchwind", um günſtigen Fahrwind. Er wandelt über das toſende Meer, ſtillt der Wellen Wüten und gebietet dem Sturme Schweigen. Zuweilen läßt er in menſchlicher Geſtalt ſich in ein Schiff aufnehmen, um ſeine Schützlinge glücklich durch Wind und Wellen zu geleiten.* Als greiſer Ferge erſcheint er an einſamer Meeresbucht dem Siegmund und entführt in ſeinem Kahne die Leiche Sinfiötlis, des ermordeten Sohnes Siegmunds.** Als Beſchützer der Schiffsfrachten iſt er zugleich ein Gott der Kaufleute.

Wie Odin, der Gott des Lufthauches, in jeder Regung der Luft, vom leiſen Beben bis zum toſenden Sturm, waltet, ſo wirkt er als Gott des Geiſterhauches auch in jeder Bewegung des Geiſtes, in den ſanften Regungen der Liebe wie im wilden Kampfeszorn. Der Gott des toſenden Sturmes iſt es zugleich, der die Helden zu ſtürmiſcher, tollkühner Kampfesluſt begeiſtert, der ſeine Luſt hat an

* S. Wölſungenſage, 2. Buch, 3. Abſchn.
** S. Wölſungenſage, 1. Buch, 4. Abſchn.

todesverachtender Tapferkeit: Speerkrachen und Schwerterklirren, das wilde Toben der männermordenden Feldschlacht erfreut sein Ohr. Von Odins Geist beseelt stürmen die Helden der Wikingerzeit von Kampf zu Kampf: Krieg ist ihre höchste Lust, Sieg ihr höchstes Gut, der Tod auf dem Schlachtfelde in ihren Augen der einzige, der eines wackern Mannes würdig ist. Nur wer auf der Walstatt fällt oder an den im Kampfe erhaltenen Wunden stirbt, wird von Odin, dem Schlachtengotte, dem Heervater, in seine hohe, himmlische Halle aufgenommen. Darum heißt sie Walhall: denn „Wal" bedeutet die in der Schlacht Gefallenen: Walhall ist also die Halle, welche die in der Schlacht Gefallenen aufnimmt.

„Golden schimmert",
heißt es in der Edda,
„Walhalls weite Halle.
Da kiest sich Odin alle Tage
Vom Schwert erschlagene Männer.
Leicht erkennen können, die zu Odin kommen,
Den Saal, wenn sie ihn sehen:
Aus Schäften ist das Dach gefügt und mit Schilden bedeckt,
Mit Brünnen (Panzern) die Bänke bestreut.
Leicht erkennen können, die zu Odin kommen,
Den Saal, wenn sie ihn sehen:
Ein Wolf hängt vor dem westlichen Tor,
Über ihm schwebt ein Aar."

Würdig geziert ist also des Schlachtenlenkers Halle: Speerschäfte und Schilde bilden das Dach, glänzende Panzer schmücken das Innere: Wolf und Aar, die Tiere der Walstatt, welche die Leichen auf dem Schlachtfelde fressen, zieren das Tor. Hoch wölbt sich über Walhall mit weitverzweigtem Geäst der Gipfel der Weltesche*, des alles nährenden Weltbaumes, der seine Äste über die ganze Welt ausbreitet: an ihrem Gipfel weidet eine Ziege, aus deren Euter der Met fließt, den die Einherier (= „die ausgezeichneten Kämpfer"), die Helden in Heervaters Saale, trinken. Ungeheuer groß ist die Halle:

* So wölbt eine Eiche ihre Äste über König Wölsungs Saal: s. Wölsungensage 1. Buch, 1. Abschn.

„Fünfhundert Türen und viermal zehn
Weiß ich in Walhall.
Achthundert Einherier gehn aus je einer,
Wenn es den Wolf zu wehren gilt"

(d. h. zum letzten Weltkampf: s. 4. Teil, Abschn. 1).

Lautes, fröhliches Treiben herrscht drinnen in Siegvater Odins Saal: da sitzen mit den Göttern vereint an langen Tafeln in heiterem Gespräche die Einherier: breite Narben durchfurchen den Tapferen Antlitz und Brust. Weißarmige Jungfrauen, die Walküren*, kredenzen ihnen in goldnen Schalen und großen Hörnern feurigen Met und schäumendes Bier. Ein gesottener Eber wird tagtäglich zur Speise aufgetragen: doch mag auch noch so viel von seinem Fleische abgeschnitten werden, allabendlich ist er wieder heil und unversehrt. So feiern die Helden in Heervaters Halle Tag für Tag fröhliches Gelage. Jeden Morgen weckt sie Hahnenschrei: dann wappnen sie sich, eilen in den Hof und fällen einander in heldenhaftem Speer- und Schwertkampf: das ist ihre Kurzweil, wenn sie nicht zechen. Der Helden liebstes Spiel ist also eine fortwährende Kampfübung: denn einst wird Odin ihrer Hilfe bedürfen, wenn den Göttern der letzte Kampf herannaht gegen Riesen und Untiere. Dann wird Odin selbst in goldglänzender Brünne, mit goldenem Helme geschmückt, auf seinem grauen Hengste, der acht Füße hat und alle Rosse im Himmel und auf Erden an Größe und Schnelligkeit weit übertrifft, an der Spitze der Götter und Einherier zum Kampfe ausreiten, seinen gewaltigen Speer schwingend, welcher alle Feinde dem Tode weiht, über die er hinfliegt. Darum ist es Odins Wille, daß Kampfgetöse und Schlachtruf nie verstummen auf Erden, damit alle die tapfersten Kämpen, auf der Walstatt gefällt, die Schar seiner Helden verstärken. Deshalb sendet er täglich die Walküren aus, um die dem Tode geweihten Helden vom Schlachtfelde hinauf nach Walhall zu führen. Am Tore empfängt der Schlachtenlenker selbst die gefallenen Helden, läßt ihnen von strahlend schöner Walküre den Willkommtrunk reichen und nimmt sie auf in die Schar seiner Getreuen.

Die Hoffnung auf Walhalls Freuden ließ die nordischen Männer den Tod verachten: kampfesfroh stürzten sie unaufhaltsam in die

* S. 2. Buch, 2. Abschn., 2.

dichteſten Scharen der Feinde, heiteren Mutes, wie zu feſtlichem Spiel: jeder Ausgang war dem Tapfern willkommen: verlieh Odin ihm Sieg, ſo kehrte er, reich an Ehren und Beute, heim; fiel er, ſo ſah er brechenden Auges Walküren auf ihren lichten Roſſen hoch aus den Lüften herniederſchweben, um ihn zu Walhalls Wonnen zu geleiten. Ja, der rechte Held ſehnt ſich nach keinem anderen Tode als dem auf dem Schlachtfelde: der „Strohtod", der Tod auf dem Krankenlager, ſcheint ihm verächtlich, ſcheint ihm faſt eine Strafe der Götter: denn wer den Strohtod ſtirbt, deſſen Seele wandert hinab ins Nebelreich zur finſtern Todesgöttin Hel (ſ. 2. Buch, Abſchn. 4). Darum ritzen ſich die Kämpen, denen des Schickſals Ungunſt den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde verſagt hat, noch in der Sterbeſtunde ſelbſt Wunden mit dem Speer: ſo hoffen ſie nicht als ſolche angeſehen zu werden, die den Strohtod geſtorben ſind, ſondern als durch die Speerritzung Odin Geweihte in Walhall aufgenommen zu werden.

Daß des Schlachtengottes ſtete Genoſſen die Raben ſind, die auf ſeinen Schultern ſich niederlaſſen, und die Wölfe, die er füttert, erklärt ſich von ſelbſt: es ſind dieſelben Tiere, die beutegierig das Schlachtfeld heimſuchen und die Leichen der Gefallenen freſſen.

Odin, der Gott des Geiſtes, aber iſt kein Beſchützer roher Tapferkeit, ſondern ſelbſt der Erfinder der Kriegskunſt: ſeine Lieblinge unter den Helden lehrt er die von ihm ſelbſt erfundene keilförmige Schlachtordnung, die ihnen den Sieg über die rohe Tapferkeit des Feindes ſichert. So z. B. ſeinen Schützling Harald Hildetand (Kriegszahn), den Dänenkönig: dieſer weihte ihm, wie er zu tun pflegte, vor dem Kriege gegen den Schwedenkönig Ingo die Seelen derer, die im Kampfe fallen würden. Da trat kurz vor der Schlacht ein Greis, hochragenden Wuchſes, einäugig, zu ihm, lehrte ihn die Kriegskunſt und zeigte ihm, wie er ſeine Scharen keilförmig ordnen ſollte. Mit Hilfe dieſer Lehren beſiegte Harald den Ingo.

Um Odins Beiſtand zu erlangen, weihen öfters Helden dem Gotte nicht nur alle im Kampfe Gefallenen, ſondern ſie ſchließen eine Art Bündnis mit ihm, indem ſie ihm ihr eigenes Leben als Opfer verheißen, wenn er ihnen eine beſtimmte Reihe von Jahren hindurch Sieg über alle Feinde, Ruhm und reiche Beute verleihe. Iſt die Friſt abgelaufen, ſo rafft den Helden ein raſcher Tod, meiſt

mitten im Kampfgetümmel, fort: denn der Gott verſäumt nicht, das ihm verfallene Leben einzufordern.

Oft nimmt Odin ſelbſt teil an den Schlachten der Völker: dann tritt er wohl hinter die Reihen der Kämpfenden, zieht eine Armbruſt hervor, legt zehn Pfeile zugleich auf die Sehne und erlegt mit einem Schuß zehn Feinde: oder er erſcheint als einäugiger Greis, einen breitrandigen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, in blauem, fleckigem Mantel und tritt ſelbſt dem Helden in den Weg, dem die Todesſtunde beſtimmt iſt.*

Zuweilen verleiht Odin ſeinen Lieblingen einzelne ſeiner Waffen, Schwert, Brünne oder Speer**: ſie ſichern ihrem Beſitzer ſteten Sieg; denn alle Feinde z. B., über welche Odins Speer hinſauſt, ſind dem Tode verfallen. Dieſe Gunſt erweiſt er beſonders Gliedern des Wölſungenſtammes, deſſen Ahn Sigi „Odins Sohn" heißt. Als König Wölſung ſeine Tochter Signy mit Siggeir vermählt, tritt am Abend des Hochzeitsfeſtes plötzlich ein Mann in den Saal, barfuß, in fleckigem, blauem Mantel, Leinhoſen an den Beinen, von hohem Wuchs, greiſem Haar, einen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, um zu verbergen, daß er einäugig iſt: er zieht ſein Schwert und ſtößt es in den Eichſtamm, der des Saales Decke trägt, bis ans Heft hinein. Ihn anzureden erkühnt ſich niemand. Er aber ſpricht: „Wer dieſes Schwert aus dem Stamme zieht, dem ſoll es gehören: er wird ſelber geſtehen, daß es kein beſſeres auf Erden gibt". Dann ſchreitet er aus der Halle: niemand weiß, woher er kam, wohin er ging. Odin ſelbſt war es. Alle Gäſte verſuchen, das Schwert herauszuziehen: keinem gelingt es, ſo ſehr ſie ſich abmühen. Endlich tritt Siegmund, Wölſungs Sohn, herzu und zieht es ſo leicht heraus, als ob es los daläge. Viele Siege half ihm dies Schwert erringen. Aber als ſeine Lebenszeit abgelaufen iſt, da tritt ihm mitten in der Schlacht unverſehens derſelbe Mann mit breitem Hut und blauem Mantel, einäugig, einen Speer in der Hand, entgegen: Siegmunds Schwert zerſchellt an dieſem Speer in zwei Stücke, er ſelbſt fällt. Aus den Stücken aber ſchmiedet ſpäter der kunſtfertige Zwerg Regin dem

* S. Wölſungenſage, 1. Buch, 5. Abſchn.

** Z. B. dem Dag: ſ. Wölſungenſage, 1. Buch, 3. Abſchn.

Siegfried (Sigurd), Siegmunds Sohn, ein neues Schwert: auch ihm steht Odin in allen Kämpfen bei und verleiht ihm den Sieg über alle seine Feinde.*

Odin, der Götterkönig, der Schlachtenlenker und Siegspender, ist recht eigentlich der Gott der Könige und Helden: die Fürstengeschlechter nennen ihn ihren Stammvater; große Kriegshelden heißen seine Söhne. Aber Odin entfacht nicht nur im Herzen der Krieger die Flamme kriegerischer Begeisterung, daß sie hoch auflodert, sondern er weckt auch in der Seele des Sängers die schlummernden Geister der Dichtung: Odins Gabe ist das begeisterte Lied, das dem Sänger aus voller Brust, tief aus Herzensgrunde, hervorströmt und alle, die es hören, in weihevolle Stimmung versetzt. Auf wunderbare Weise erwarb er nach der nordischen Sage diese Gabe der Dichtkunst. Ein Riese Suttung verwahrte in drei gewaltigen Gefäßen den Met, der so zauberkräftig war, daß jeder, der davon trank, ein Dichter wurde: zur Hüterin hatte er seine schöne Tochter Gunnlöd bestellt. Durch schlaue List gelangte Odin in verwandelter Gestalt zu ihr und wußte ihre Liebe zu erringen: drei Tage und Nächte weilte er heimlich bei ihr. Dem geliebten Manne gestattete Gunnlöd drei Züge von dem kostbaren Met zu tun: da trank Odin in drei mächtigen Zügen die drei Gefäße leer. Alsbald verwandelte er sich in einen Adler und schwang sich hoch in die Lüfte auf, vergeblich von dem Riesen verfolgt. So singt Odin in der Edda von sich:

„Gunnlöd schenkte mir auf goldenem Sessel
Einen Trunk des teuren Mets.
Übel vergolten hab' ich gleichwohl
Ihrem heiligen Herzen,
Ihrer glühenden Gunst",

und weiter:

„Den Suttung beraubt' ich mit Ränken des Mets
Und ließ Gunnlöd sich grämen."

Seinen Günstlingen, den Sängern, teilt der Gott von dieser Gabe mit: so macht er sie zu gottbegeisterten Dichtern, die entzückt durch

* Wölsungensage.

Mail

des Gottes Gabe, trunken von dichterischer Begeisterung, ihre Gesänge erschallen lassen.

Als Gott des Geisteshauches ist Odin der Erfinder aller Weisheit. Rastlos strebt er, den Urgrund aller Dinge und das Endschicksal der Welt und der Götter zu erforschen: denn allwissend im vollen Sinne des Wortes ist er ebensowenig wie irgend ein anderer der nordischen Götter: er ist nur der allerweiseste, der weiseste von Göttern wie Menschen. Wegen seines unablässigen Sinnens und Suchens nach tief verborgener Weisheit nennt ihn die Edda „den grübelnden Asen". Ja, so weit geht er in seinem Forschen nach verborgener Weisheit, daß er dem Riesen Mimir*, in dessen Brunnen die tiefste Weisheit verborgen liegt, sein eines Auge für einen Trunk aus diesem Weisheitsquell dahingegeben hat: daher ist er einäugig.

Der weiseste der Götter ist auch Erfinder der Runen, der germanischen Zauberschrift**: Runen ritzt er in Zauberstäbe; kein Wesen auf der Welt vermag Odins Runenzauber zu widerstehen. Durch diesen Runenzauber ist er allmächtig. Die Kunst, Runen zu ritzen, lehrt Odin die Götter und seine Lieblinge unter den Menschen.

Sein unablässiges Forschen nach verborgener Weisheit treibt Odin zu mannigfachen Wanderungen: in verhüllter Gestalt, alles Glanzes seiner göttlichen Erscheinung bar, als Greis von hohem Wuchse, mit dichtem Haupthaar und lang herabwallendem greisen Bart, seine Einäugigkeit verdeckend durch den tief ins Gesicht gedrückten, breitrandigen Schlapphut, umwallt von weitem, blauem, fleckigem Mantel, so hat er, ein unermüdlicher Wanderer, alle Welten durchwandert, der Riesen Heimat, die Menschenerde, die dunklen Tiefen der Berge, wo weise Zwerge stillgeschäftig wirken: ja, bis zum Saale der schicksalskundigen Nornen tief unter der Wurzel der Weltesche, selbst bis zu der schaurigen, feuchtkalten Nebelwelt, wo Hel,

* S. S. 24.

** Die Runenschrift ist hergeleitet aus dem lat. Alphabet, das die Germanen durch die Kelten, die Gallier, kennen lernten: jede Rune bedeutete ein Wort, das mit dem betr. Buchstaben begann: man ritzte die Zeichen in Stäbchen von Buchenrinde (daher: Buchstaben).

die Todesgöttin, haust, ist der nie müde Schritt des unerschrockenen Wanderers vorgedrungen: überall forscht er nach Kunde von verborgener Weisheit, nach genaueren Aufschlüssen über das Geschick, welches am Ende der Zeiten den Göttern bestimmt ist: denn dieses kennt auch er nur teilweise.

Doch nicht nur der unstillbare Wissensdrang des „grübelnden Asen" ist es, der den Gott zu diesen Wanderungen bewegt, sondern auch seine rege Fürsorge für seine Schützlinge, die Menschen. Gar oft verläßt er seinen himmlischen Thron, um unerkannt, in unscheinbarer Verhüllung, die Menschen heimzusuchen und der einzelnen Sinn und Herz zu prüfen: als müder, hungriger und dürstender Wanderer nimmt er zuweilen das Gastrecht in Anspruch, straft den Ungastlichen, belohnt den Gastlichen.

Wie Odin den Sieg, das höchste Gut in den Augen des Helden, verleiht, wie er dem Schiffer, der ihn anruft, den „Wunschwind" spendet, so ist er überhaupt der „Wunschgott", der den Menschen alle anderen erwünschten Gaben verleiht, von dessen Huld und väterlicher Güte der Mensch jede Segnung erhoffen darf. So segnet er als Luft- und Himmelsgott auch den Landbau mit fruchtbarer Witterung. Als Schlachtengott ist er dem Bauer, dessen Saaten die Hufe der Rosse zerstampfen, dessen Haus und Hof der Krieg in Flammen aufgehen läßt, dessen Vieh räuberische Feinde wegtreiben, furchtbar: zu Allvater Odin, dem Spender alles Segens, auch des Ernteſegens, aber kann auch der fleißige Landmann voll Vertrauen emporblicken.

2. Der deutsche Wodan.

An diesen allwaltenden Gott der nordischen Skalden erinnert auf deutschem Boden eine große Menge von Spuren, freilich zuweilen noch ärger verwittert als die Ruinen uralter Bauwerke, in deutschen Namen, deutschen Volkssitten, Volkssagen, Volksmärchen und Volksglauben und in einzelnen Nachrichten alter und mittelalterlicher Schriftsteller.

Römische Schriftsteller setzen den Wodan ihrem Gotte Mercurius, dem griechischen Hermes, gleich: denn Mercurius (Hermes), den Wunschgott, den Gott der Kaufleute, den Gott, der die Seelen in die Unterwelt geleitet, glaubten sie in Wodan, dem Wunschgott, dem Gott der

Schiffahrt und des Handels, dem Gott, der die Scharen der Seelen führt, wiederzuerkennen.

Der alte Name des Mittwochs „Wodanstag" hat sich im Hochdeutschen nicht mehr erhalten: daß er vorhanden war, zeigt erstens die lateinische Bezeichnung des Mittwochs als dies Mercurii (= Mercurstag), weil ja Mercurius von den Römern dem Wodan gleichgestellt wird. Ferner heißt der Mittwoch englisch noch heute Wednesday, was aus der älteren angelsächsischen Form Vodnes däg entstanden ist; westfälisch heißt er Godenstag, auch Gunstag: Goden ist entstanden aus Gwodan, der alten Nebenform für Wodan; die Neufriesen nennen ihn Wansday, die Niederländer Woensdag, die Belgier Goensdag.

Deutlich erkennbar ist Wodans Name noch in geographischen Namen, so z. B. Godesberg (= Gwodansberg) bei Bonn; ein Städtchen Gudensberg liegt in Niederhessen nahe dem Odenberge, von dem unten die Rede sein wird; ein Berg Gudenberg liegt gleichfalls in Niederhessen nahe dem Städtchen Zierenberg.

Deutlich tritt in der Volkssage noch die ursprüngliche Natur Wodans als Windgott hervor, so besonders in den vielfachen Sagen von der „wilden Jagd", die in ganz Deutschland verbreitet sind. Wenn in den Winternächten der Sturmwind heult und die Wolken in raschem Fluge vor sich herscheucht, so zieht Wodan auf seinem Schimmel mit der „wilden Jagd" durch die Lüfte. Wenn die Bäume ächzend unter der Wucht des Sturmes krachen, so glaubt man die „Holzweiblein", die Elfen, welche in den Bäumen hausen, von Wodan gejagt, klagen zu hören. Wenn der Sturm recht laut heult, sagt man noch heutzutage im Mecklenburgischen: „de Wode tüt", = „der Wodan tutet" (bläst ins Horn). Tobt diese „wilde Jagd" in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, der Zeit der Wintersonnenwende, recht wild, dann darf der Landmann ein fruchtbares Jahr erhoffen: denn dann ist Wodan umgezogen und hat die Fluren gesegnet.

Aber im Volksglauben ist es meist nicht mehr ein gütiger Gott, der im Jagdzuge einherbrauset: als die heidnischen Götter durch den Christengott verdrängt waren, da verblaßten sie immer mehr in der Erinnerung des Volkes bis zu gespenstischen Schatten. Die Kirche lehrte, daß sie böse Geister seien, und so treten an ihre Stelle der

Teufel ſelbſt oder ſagenhafte Böſewichte. Zum boshaften Wüterich machen den Wodan auch die mecklenburgiſchen Sagen, die ſeinen Namen bewahren. Nur ſelten iſt der „Wode“ — ſo heißt hier der wilde Jäger — mild, meiſt iſt er boshaft: wehe dem Wandrer, der noch durch Wald und Heide wandern muß, wenn in finſtrer Sturmnacht die wilde Jagd daherbrauſt! Nur wer mitten im Wege bleibt, dem tut der wilde Jäger kein Leid: darum muß der Wandrer ſchnell folgen, wenn er ihm zuruft: „Mitten in den Weg“.

Einſt kam, ſo erzählt eine mecklenburgiſche Sage, ein Bauer trunken nachts aus der Stadt. Sein Weg führte ihn durch einen Wald; da hört er plötzlich über ſich die wilde Jagd, laut bellen die Hunde, der Jäger ruft ihm hoch aus der Luft zu: „Mitten in den Weg! Mitten in den Weg!“ Aber der Bauer achtet nicht darauf. Da ſtürzt plötzlich aus den Wolken dicht vor ihm hernieder ein langer Mann auf einem Schimmel. „Haſt du Kräfte?“ rief er dem Bauer zu. „Wir wollen uns beide verſuchen, ſieh hier die Kette, faſſe ſie an und ziehe!“ Beherzt faßte der Bauer die ſchwere Kette, und hoch auf ſchwang ſich der wilde Jäger; aber vergeblich zerrte er mit aller Kraft: der ſchlaue Bauer hatte die Kette um einen nahen Eichenſtamm geſchlungen. „Haſt gewiß das Ende um die Eiche geſchlungen?“ fragte Wod, indem er wieder herabkam. „Nein“, verſetzte der Bauer und löſte raſch die Kette, „ſieh, ſo halte ich's in meinen Händen.“ — „Nun, ſo biſt du mein in den Wolken“, rief der wilde Jäger und ſchwang ſich empor. Abermals ſchürzte ſchnell der Bauer die Kette um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht, ihn emporzuziehen. „Haſt doch die Kette um die Eiche geſchlagen!“ ſprach Wod wieder niederſtürzend. „Nein“, erwiderte der Bauer, der ſie eilig losgewickelt hatte, „ſieh, ſo halt' ich ſie in meinen Händen.“ — „Und wärſt du ſchwerer als Blei, ſo mußt du hinauf zu mir in die Wolken!“ rief zornig Wod. Blitzſchnell ritt er aufwärts, aber der Bauer ſchlang ebenſo ſchnell die Kette um die Eiche. Laut bellten droben die Hunde, die Wagen rollten, die Roſſe wieherten, die Eiche krachte in ihren Wurzeln und ſchien ſich zu drehen: dem Bäuerlein bangte, aber die Eiche ſtand. „Haſt brav gezogen!“ rief Wod. „Mein wurden ſchon viele Männer, du biſt der erſte, der mir widerſtand. Ich werde dir's lohnen.“ Laut tobte die Jagd: holla, hallo! Ängſtlich ſchlich der

Bauer seines Wegs: da stürzt hoch aus den Lüften ein Hirsch ächzend und verendend vor ihm nieder, hinter ihm drein Wod: der springt vom Schimmel und zerlegt das Wild. „Blut sollst du haben und ein Hinterteil dazu!“ sagt er zu dem Bauern. — „Herr“, antwortet der Bauer, „dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf.“ — „Zieh den Stiefel aus!“ befiehlt Wod. Der Bauer gehorcht. „Nun wandre mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind.“ Der Bauer eilt davon: doch schwerer und schwerer wird ihm allmählich die Last, kaum kann er sie tragen. Mit krumm gezogenem Rücken, keuchend, schweißtriefend erreicht er endlich seine Hütte: aber sieh da! voll Gold ist der Stiefel, und der Hirschschlegel hat sich in einen ledernen Beutel voll Silber verwandelt. — In dieser Sage erscheint noch der leibhafte Wodan auf seinem Schimmel, der schon viele Männer unter sein Gefolge aufgenommen hat.

In anderen Sagen ist es ein Jägermeister oder auch ein jagdliebender Fürst, der auch Sonntags auf die Jagd zieht, und dem die Jagd über alles geht, auch über Gott. Hackelberg, auch Hackelbernd (d. h. Mantelträger, da der wilde Jäger den weiten Mantel Wodans beibehalten hat), wird er vielfach genannt. Nach niedersächsischer Sage war Hans von Hackelnberg Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig. Auf dem Todbette wollte er nichts vom Himmel wissen und sagte zu dem Prediger, unserm Herrgott möge der Himmel bleiben, wenn ihm nur seine Jagd bliebe, worauf der Prediger sprach: „So jage denn bis an den jüngsten Tag!“ Das geht nun in Erfüllung. Nach anderer Sage jagte er auch Sonntags und zwang die Bauern, als Treiber mitzugehen. Einst aber sprengten plötzlich zwei Reiter auf ihn zu, von denen jeder ihn aufforderte, ihm zu folgen: mild und freundlich war der eine, der andere wild und grimmig, Feuer sprühte seinem Pferde aus Maul und Nüstern. Hackelnberg aber wandte sich zu dem wilden: der sprengte mit ihm fort; in seiner Gesellschaft muß er fortjagen bis zum jüngsten Tage.* Still werfen sich die Wandrer, die er nachts mit seiner wilden Jagd überrascht, auf den Bauch nieder und lassen ihn vorüberziehen: droben hören sie das Hundegebell und den Jagdruf: huhu. Daß Wodan es

* Vgl. Bürgers Gedicht „der wilde Jäger“.

ist, beweist der Schimmel, den er reitet, dem Feuer aus den Nüstern sprüht, beweist ferner der weite Mantel, der seine Schultern umflattert, und der breite Hut, der sein Haupt bedeckt. Wer den „wilden Jäger“ neckt, ist dem sichern Tode verfallen. Oft erscheint er auch den Kopf unterm Arm, gefolgt von Reitern, denen das Gesicht im Nacken sitzt, oder die auf dem Sattel festgebunden sind. Geister von Verbrechern, verdammt, auch im Tode keine Ruhe zu finden, sind es nach dem Volksglauben. Pechschwarz, dreibeinig sind ihre Rosse: Totenvögel, Käuzchen und Uhu, umschwärmen den Zug. Laut kläfft und heult die Meute der Hunde, denen glühende Zungen lechzend aus dem Maule hängen.

In dieser Auffassung des Volksglaubens aber bewahrt sich die Vorstellung, daß die Seelen der Toten im Winde einherfahren (vgl. S. 15). Als ihren Führer betrachtete man naturgemäß den Windgott Wodan. Als Führer des Seelenheeres ist er so zum Totengott überhaupt geworden, ebenso wie in der nordischen Sage, wo er die gefallenen Helden in Walhall aufnimmt. Auf dieser Vorstellung von Wodan als Totengott und Führer des Totenheeres beruht auch die Sage vom „wütenden Heer“, d. h. Wodans Heer: der Gott mit den Geistern der Helden erscheint in nächtlichem Sturmritte durch die Lüfte einherbrausend, um den Ausbruch gewaltiger Kriege vorauszuverkünden. Aber an die Stelle des Gottes sind auch hier menschliche Persönlichkeiten getreten: so zieht vor Beginn großer Kriege der „Rodensteiner“ vom Schnellerts bei Nachtgrauen mit Trompetenschall zum Rodenstein (im Odenwald).

Nun haben aber, nach der Vorstellung unserer Vorfahren (vgl. S. 15 unten bis 16) die Seelen der Abgeschiedenen ihre Ruhestätte in Bergen. Da Wodan als ihr Führer galt, so wurde er gleichfalls mit ihnen in die Tiefe der Berge versetzt, wo er in verborgener Pracht und Herrlichkeit mit den Geistern der Helden weilt: diese Vorstellung ist das deutsche Gegenstück zu der glänzenden Schilderung der nordischen Dichter von Walhall, dem Paradiese der Krieger. Allerdings erscheint in der deutschen Sage wiederum nicht mehr der alte Heidengott selbst, sondern die hehrsten Kaisergestalten des Mittelalters, Karl der Große und Friedrich Barbarossa, haben Wodans Stelle eingenommen: Wodan und die Geister der Helden haben sich in den

gefeierten Kaiser und seine Ritter verwandelt. Wenn die Sage Friedrich Barbarossa in den Kyffhäuser versetzt, so ist es in Wirklichkeit Wodan, der dorthin entrückt wird: die Raben, die um den Berg herumfliegen, verraten ihn: es sind Wodans Raben. Selbst die Erinnerung an Wodans Wolkenhut hat sich in folgendem Verschen in der Kyffhäusergegend erhalten:

„Steht Kaiser Rotbart ohne Hut (= Nebel),
Bleibt das Wetter schön und gut;
Ist er mit dem Hut zu sehn,
Wird das Wetter nicht bestehn."

Dasselbe gilt von der Entrückung Karls des Großen in den Untersberg bei Salzburg. Näheres über beide Sagen siehe noch Teil 4, Abschn. 2, Schluß.

Eine niederhessische Sage verwandelt Wodan in „Karle Quintes" (Karl V.) und läßt ihn mit seinen Heergesellen im Odenberge bei Gudensberg (= Wodansberg) hausen. Auch hier hat die Sage zunächst sicherlich Wodan mit Karl dem Großen vertauscht: erst an dessen Stelle trat dann Karl V. wegen seiner Händel mit Landgraf Philipp dem Großmütigen. Mit großem Heere ist Karl in die Gudensberger Gegend gerückt; die Krieger schmachten vor Durst: da schlägt der schneeweiße Schimmel, den der Kaiser reitet, mit dem Huf einen Stein vom Felsen, und eine mächtige Quelle sprudelt hervor. Das ganze Heer erquickt sich an dem kühlen Born: Glisborn heißt die Quelle, und ihrer kühlen, klaren Flut mißt das Landvolk größere Reinigungskraft bei als gewöhnlichem Wasser. Am Fuße des Odenbergs schlägt Karl eine große Schlacht: tiefe Furchen reißt das strömende Blut in den Boden, bis zum Dorfe Bessa ergießen sich die Blutströme. Karl erficht den Sieg: abends öffnet sich der Berg, nimmt den Kaiser und sein ermattetes Heer auf und schließt wieder seine Wände. Dort ruht der Kaiser aus von seinen Heldentaten. Er hat verheißen alle hundert (oder alle sieben) Jahre aus der Bergestiefe hervorzukommen: dann hört man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag ertönt, zum Glisborn geht der Zug; hier werden die Rosse getränkt, und weiter geht es, bis endlich nach vollbrachtem Rundritt die müden Reiter in den Berg zurückkehren.

Einſt gingen Leute am Odenberge vorüber und vernahmen Trommelſchlag, ohne jemand zu ſehen: da bog ein weiſer Mann den Arm in die Seite und hieß ſie nacheinander durch den Ring ſchauen (nach uraltem Aberglauben macht dies Schauen durch den eingeſtemmten Arm geiſterſichtig): alsbald erblickten ſie eine Menge Kriegsvolk im Odenberg in rühriger Bewegung. Naht ein Krieg heran, ſo ſtößt Karl nächtlicherweile ins Heerhorn, daß es weithin laut erſchallt, und zieht mit ſeinen Heergeſellen aus dem Berge, der ſich wieder hinter ihm ſchließt: erſt wenn die Feinde geſchlagen ſind, kehrt der reiſige Zug in die verſchwiegene Bergestiefe zurück.

Da vom Winde das Wetter abhängt, ſo war es nur ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Vorſtellungen von Wodan, daß er, der Windgott, der die Wolken vor ſich her ſcheucht, zum Gott der Fruchtbarkeit und des Ernteſegens wurde.

„Aus der Wolke quillt der Segen,
Strömt der Regen."

So ward allmählich der Luftgott zum Himmelsgott überhaupt.

Auf Wodan als ſegenſpendenden Luft- und Himmelsgott weiſen noch verſchiedene Erntegebräuche in Niederdeutſchland, die der niederſächſiſche, zäh am Alten feſthaltende Volksſtamm bewahrt hat. Dort läßt man bei der Kornernte ein Büſchel Korn auf dem Felde ſtehen „dem Woden für ſein Pferd". Im Mecklenburgiſchen traten früher alle Arbeiter nach beendigter Kornernte um dies Büſchel, ſtellten ihre Senſen aufrecht, nahmen die Hüte vom Kopfe und riefen dreimal laut:

„Wode, hale (hole) dinem Roſſe nu Foder (Futter),
Nu Diſtel unde Dorn,
Tom (zum) andern Jahr beter (beſſer) Korn!"

„Wodelbier" reichte man auf manchen Edelhöfen den Arbeitern nach der Roggenernte. Auf Wodans Tag jätete man keinen Lein, damit „Wodens Pferd" den Samen nicht zerträte. In den Zwölften (den zwölf Nächten zwiſchen Weihnachten und Dreikönigstag) ſpann man nicht und ließ keinen Flachs auf den Spinnrocken: ſonſt „jagte der Wode hindurch". Am Steinhuder See gehen im Herbſt nach Einbringung der Ernte die Burſche aus dem Dorfe Steinhude auf

den sog. Heidenhügel, zünden ein Feuer an und rufen, wenn die Flamme zum Himmel auflodert, unter Hutschwenken: „Wauden, Wauden!“ Also noch ein unverkennbarer Überrest eines altheidnischen Erntedankopfers für Wodan.

Daß bei allen diesen Gebräuchen ursprünglich der Luft- und Himmelsgott Wodan gemeint ist, spricht deutlich ein altes schaumburgisches Erntelied aus. Dort läßt man gleichfalls bei der Ernte einen schmalen Streifen stehen, hebt nach dem letzten Sensenschlag die Sensen empor, stellt sie aufrecht und schlägt dreimal an die Klinge: jeder tröpfelt dazu von dem Getränke, das er bei sich hat, auf den Acker und trinkt selbst; dann schwenkt man die Hüte. Dazu sang man noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Lied, dessen erste Strophe lautet:

„Wold, Wold, Wold!
Hävenhüne weit wat schüt,
Jümm hei dal van Häven süt.
Vulle Kruken un Sangen hät hei;
Upen Holte wäßt manigerlei:
Hei is nig barn un wert nig old.
Wold, Wold, Wold!“

Das würde hochdeutsch heißen:

„Wodan, Wodan, Wodan!
Himmelsriese weiß, was geschieht,
Immer er nieder vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er;
Auf dem Holze wächst mancherlei.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wodan, Wodan, Wodan!“

Auf den Himmelsgott Wodan weist ferner die Bezeichnung der Milchstraße als „Wodansstraße“ hin; ebenso heißt das Sternbild des Wagens (oder des großen Bären) „Wodans Wagen“. Die Milchstraße zieht er einher mit dem wütenden Heere wie mit der wilden Jagd. Der Himmel ist sein weiter blauer Mantel, die Wolke sein breiter Hut, die Sonne sein eines Auge.

Der im Sturme daherbrausende Gott, dessen Gewalt alles niederwirft, wurde weiter auch bei den alten Deutschen zum Kriegsgott.

Deshalb weihte zuweilen ein Heer vor der Schlacht das feindliche Heer dem Wodan: ihm wurden dann die Gefangenen und die Pferde geschlachtet. So weihten die Cimbern vor der Schlacht bei Arausio (6. Okt. 105 v. Chr.) ihm das römische Heer: auf Wodans Beistand vertrauend warfen sie die weltbesiegenden römischen Legionen nieder. Ähnlich weihten 58 n. Chr. die Hermunduren (Thüringer) im Streit mit den Chatten (Hessen) um die heiligen Salzquellen bei Allendorf und Sooden an der Werra das feindliche Heer dem Wodan und Ziu, falls ihnen der Sieg zufiele; denn Sieg in der Schlacht galt als Gabe Wodans. Auf eigentümliche Weise gelangten die Winiler einer alten Sage nach zum Siege über die Vandalen und zu ihrem späteren Namen Langobarden. Als eine Schlacht zwischen beiden Völkern bevorstand, riefen die Vandalen den Wodan um Sieg an, die Winiler wandten sich an Frija, seine Gemahlin. Als Frija bei Wodan für die Winiler Fürbitte einlegte, erklärte er, dem Heere den Sieg verleihen zu wollen, das er am nächsten Morgen beim Erwachen zuerst erblicken werde. Listig setzte er voraus, daß dies die Vandalen sein würden, da das Kopfende seines Bettes ihnen zugekehrt war. Doch Frija riet den Winilern, sie sollten sich vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung aufstellen, die Weiber voran; diese sollten ihre langen Haare wie einen Bart um das Kinn schlingen. Ehe nun Wodan erwachte, drehte Frija unvermerkt sein Bett um, so daß er beim Erwachen zum entgegengesetzten Himmelsfenster hinausblickte, gerade auf die Winiler und ihre Weiber. Erstaunt fragte er: „Was sind das für Langbärte?“ Schnell versetzte Frija: „Die Winiler sind es: du hast ihnen einen neuen Namen gegeben, so gib ihnen auch als Namensgeschenk den Sieg“. (Nach altgermanischer Sitte des Patengeschenkes.) Da lachte Wodan über seines Weibes List und verlieh den Winilern den Sieg. Von da an aber hießen sie Langobarden.

Ob auch die alten Deutschen Wodan als Gott der Weisheit und Dichtung betrachtet haben, läßt sich zwar nicht mehr nachweisen, es ist aber sicherlich anzunehmen, da er ihnen als Gott jeglicher Kultur und geistigen Entwicklung erschien. Fest steht jedenfalls, daß auch sie ihn als den Erfinder der Runen und des damit zusammenhängenden Zaubers ansahen: denn Wodan ist es, der in dem uralten Merse-

burger Zauberſpruche durch ſeine Zauberkunſt Balders Roß heilt, deſſen verrenkten Fuß vor ihm andere Gottheiten vergeblich zu heilen ſuchten:

„Phol (= Balder) und Wodan fuhren zu Holze.
Da ward Balders Fohlen ſein Fuß verrenkt.
Da beſprach ihn Sinthgunt*, Sunna**, ihre Schweſter,
Da beſprach ihn Frija, Folla***, ihre Schweſter;
Da beſprach ihn Wodan, wie er wohl konnte,
So die Beinrenkung, wie die Blutrenkung,
Wie die Gliedrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliede, als wären ſie geleimt."

Aus dem Dargelegten geht mit Klarheit hervor, daß auch die deutſchen Völker Wodan als den höchſten Gott verehrt haben, nachdem einmal ſeine Verehrung ſich unter dem Einfluſſe der höheren Kultur der weſtlichen Stämme, die zuerſt als Wodansdiener erſchienen, über ganz Deutſchland verbreitet hatte. Schon der Römer Tacitus nennt ihn den höchſten Gott der Germanen.

Immer wieder und wieder hat ſich Wodan in der deutſchen Sage verjüngt und wandelt noch immer in mannigfach wechſelnder Geſtalt auf Erden: vielfach iſt er an ſeinem Mantel kenntlich. Einen „Zaubermantel" führt in einer Reihe von Sagen der Teufel (vgl. S. 47 unten). In ſeinem Mantel führt der Teufel Hexen durch die Lüfte; auch mit Fauſt entfliegt er auf demſelben:

„Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen."

Heinrich den Löwen trägt der Teufel in ſeinem Mantel aus weiter Ferne durch die Lüfte und läßt ihn vor dem Tore des Welfenſchloſſes zu Braunſchweig gerade an dem Abend nieder, an dem ſeine Gattin (die, weil ſie ſo lange Jahre nichts von ihm vernommen hatte, glaubte, Heinrich ſei längſt geſtorben) einem Grafen die Hand zu neuem Ehebunde reichen will.

---

* Sonſt unbekannte Göttin. ** Die Sonnengöttin.
*** Nach nordiſcher Auffaſſung iſt Fulla Friggs Dienerin.

Außer dem Mantel erbte der Teufel von Wodan auch den breiten Hut und von seinem Rosse den Pferdefuß: so ruft in Goethes Faust die Hexe dem Mephistopheles zu:

„O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß:
Wo sind denn Eure beiden Raben?"

Von Wodan, dem wilden Jäger, stammt auch der grüne Rock und die Hahnenfeder, die der Teufel in manchen Sagen trägt; Mephistopheles' Pudel bei Goethe aber hat sein Vorbild in Wodans Wölfen oder Hunden.

Noch andere Züge sind von Wodan auf den Teufel übertragen worden. Wie Odin in der nordischen Sage mit Helden Bündnisse abschließt*, indem er ihnen seinen Beistand in allen Kämpfen zusagt, so schließt in einer Menge von Sagen der Teufel einen Bund mit Menschen: er sichert ihnen seine Hilfe bei allen Unternehmungen zu, sie „verschreiben ihm ihre Seele". Wie Odin das ihm verfallene Leben des Helden, der sich ihm geweiht hat, einfordert, so stellt sich auch der Teufel pünktlich ein, sobald die Vertragszeit abgelaufen ist, um die „arme Seele" in Empfang zu nehmen.

In einer Reihe von Märchen hat dieselbe Fähigkeit wie jener Mantel ein „Wünschelhut": es ist der breite Hut des Wunschgottes Wodan, von dem jedes Wunsches Erfüllung abhängt; wer diesen Wünschelhut aufsetzt und wünscht irgendwo zu sein, der wird augenblicklich hoch durch die Luft dorthin versetzt. Als Hut des Kriegsgottes zeigt sich der Wünschelhut dagegen in dem Märchen von „des kleinen Hirten Glückstraum": hier wird einem General sein dreieckiger Hut gestohlen; dieser hat die Eigenschaft, daß unaufhörlich aus den drei Ecken Schüsse knallen, wenn man ihn auf dem Kopfe dreht. Ganz ähnlich findet sich in Grimms Märchen vom „Ranzen, Hütlein und Hörnlein" ein solches zauberkräftiges Hütlein: als das auf dem Kopfe herumgedreht wird, da erkracht vernichtendes Geschützfeuer, das alle Feinde zu Boden streckt.

Wodans Speer, der dem, welcher ihn von dem Gotte geliehen erhält, den Sieg sichert, wird im Märchen zwar zum harmlosen

* S. S. 42 unten.

Reiſeſtocke: aber wenn ſein Beſitzer den Knopf abſchraubt und' ruft: „Hunderttauſend Reiter zu Pferd!“ ſo ſtehen ſie augenblicklich in Reih und Glied da. Doch im Lauf der Jahrhunderte ſank der Speer des „Siegvaters“ ſogar bis zum „Knüppel aus dem Sack“ im Märchen herab.

Wodans ſiegverleihendes Schwert findet ſich im Märchen von „des kleinen Hirten Glückstraum“ wieder als Schwert eines Ritters: wenn er dasſelbe in die Erde ſtößt, ſo ſteht augenblicklich ein Regiment Soldaten da.

Wie alle dieſe „Wunſchdinge“, ſo weiſt auch die in ſo vielen Sagen und Märchen uns begegnende „Wünſchelrute“ auf Wodan, den „Wunſchgott“, zurück.

Und Wodan ſelbſt, der zwar in der nordiſchen Sage ſchon in verhüllter Geſtalt auf Erden wandert, aber doch immer als hoher, ehrwürdiger Greis erſcheint, ſchrumpft im Laufe der Zeiten im Märchen zuſammen bis zum kleinen „grauen Männchen“: in einem Märchen aber hat dies graue Männchen noch zwei Genoſſen, die es deutlich als Wodan verraten, zwei Wolfshunde. Ein Jüngling nämlich, den es im Walde um eine Erquickung anſprach, gab ihm ſeinen letzten Biſſen hin: dankbar ſchenkte ihm das Männlein eine Pfeife mit der Weiſung: „Wenn du in Not kommſt, blas!“ Und ſobald er in der Folgezeit die Pfeife an den Mund ſetzt, ſind zwei große Wolfshunde zur Stelle, die ihn aus jeder Gefahr retten: das ſind Wodans treue Wölfe, und das graue Männchen iſt folglich niemand anders als der greiſe Wodan ſelbſt.

An Wodans Umzug in den „Zwölften“ erinnern noch vielfache Volksgebräuche: ſo ſtellt der „Schimmelreiter“ im Harz, im Braunſchweigiſchen, in Schleſien und Schwaben, der in Vermummung im Dezember oder auch im Frühling durch die Dörfer reitet, offenbar Wodan auf ſeinem Schimmel dar.

Als im Mittelalter die Heiligen der chriſtlichen Kirche allmählich die heidniſchen Götter verdrängten, da nahmen ſie doch von dieſen mancherlei Züge an. Der Erzengel Michael trat vielfach an Wodans Stelle: auf denſelben Plätzen, meiſt Bergen, wo Wodans Tempel geſtanden hatten, erhoben ſich Kapellen des Erzengels Michael: St. Michaels Tag (29. Sept.) trat an die Stelle des früher dem alten

Himmelsgott Wodan als Spender der Ernte geweihten Erntefestes. Der heilige Martin erhielt Wodans Mantel und Schimmel. St. Nikolaus endlich trat an Stelle des im Dezember umziehenden Wodan: auf einem Schimmel oder auch als Knecht vermummt zieht er um und beschenkt die Kinder; als Gegengabe stecken diese Heu in die Schuhe, die sie vor die Tür stellen, damit der Schimmel des freundlichen Spenders auch etwas zu fressen habe.

Dritter Abschnitt.

Donar (Thor).

Wie die Phantasie der Germanen schon frühe von dem uralten Himmelsgotte Ziu eine Seite seines Wesens, das Walten in der bewegten Luft, abgezweigt und zu einer selbständigen Gottheit, dem Windgott Wodan, ausgestaltet hatte, so verfuhr sie auch mit einer anderen Seite seiner Tätigkeit, dem Erregen des Gewitters und des Donners: auch diese wurde allmählich einem besonderen Gotte zugeschrieben, den unsere Altvorderen Donar = „Donnerer" nannten, die Skandinavier Thor. Nachweislich ist in Skandinavien Thors Verehrung älter als die Odins, die erst später aus Deutschland dort eindrang (vgl. S. 12 und 38). In den Liedern der nordischen Skalden aber tritt Thor erst an zweite Stelle; betrachten wir zunächst die nordischen Thorsagen.

1. Der nordische Thor.

Nächst dem allwaltenden Himmelsgotte Odin ragt hoch über alle andern Götter an Macht und Kraft Thor, der Donnergott: nach der Edda ist er ein Sohn Odins und der Erdgöttin Jörd. Er wird dargestellt als eine vollkräftige Mannesgestalt, mit langem, rotem Barte und feurig blitzenden Augen: zürnt er, so spricht er in seinen roten Bart oder schüttelt denselben: dann durchzucken grell leuchtende Blitze die Luft, und Donnerkrachen schallt durch die Wolken. Als Blitzgott schleudert er seinen Hammer, den ihm in den Tiefen der Berge kunstfertige Zwerge gearbeitet haben; nur einen Fehler hat dies Meisterstück aller Zwergenarbeit: sein Stiel ist zu kurz. Über den

Grund dieſes Fehlers erzählt die Sage folgendes: Loki*, der heimtückiſche Gott des Feuers, hatte der Sif, Thors Gattin, hinterliſtigerweiſe alles Haar abgeſchoren. Als Thor das gewahrte, ergriff er den Loki und würde ihm alle Knochen zerſchlagen haben, wenn Loki nicht geſchworen hätte, von den Zwergen zu erlangen, daß ſie der Sif Haare von Gold machten, die wie anderes Haar wachſen ſollten. Auf ſeine Bitte fertigten die geſchickteſten Zwerge der Sif das Goldhaar: dieſelben machten auch Freyrs Schiff und Odins Speer. Da verwettete Loki ſein Haupt gegen den Zwerg Brock, daß deſſen Bruder Sindri nicht drei ebenſogute Kleinode machen könne. Als ſie nun zu der Schmiede kamen, legte Sindri eine Schweinshaut in die Eſſe und gebot dem Brock zu blaſen und nicht eher aufzuhören, als bis er aus der Eſſe nähme, was er hineingelegt habe. Aber ſobald Sindri hinausgegangen war und Brock blies, ſetzte ſich ihm eine große Fliege auf die Hand und ſtach ihn: das war Loki, der das Werk vereiteln wollte. Brock aber blies trotzdem weiter, bis Sindri es fertig aus der Eſſe nahm. Da war es ein Eber mit goldenen Borſten. Darauf legte Sindri Gold ins Feuer und gebot wieder dem Brock zu blaſen und nicht eher aufzuhören, als bis er zurückkäme. Kaum war er hinausgegangen, da kam die Fliege wieder, ſetzte ſich dem Zwerge auf den Hals und ſtach noch einmal ſo ſtark. Trotzdem fuhr er fort zu blaſen, bis Sindri aus der Eſſe einen wunderbaren Goldring zog. Zum dritten Male legte Sindri Eiſen in die Eſſe und hieß wieder Brock ſtark blaſen: alles ſei vergebens, ſagte er, wenn er mit Blaſen innehielte. Da ſtach ihn die Fliege in die Augenlider: dennoch blies Brock weiter; erſt als ihm das Blut in die Augen troff, daß er nichts mehr ſah, griff er ſchnell mit der Hand nach der Fliege und verſcheuchte ſie: ſo ruhte der Blaſebalg einen Augenblick. Als Sindri nach dem Werke ſah, ſagte er, beinahe ſei es verdorben; er zog einen Hammer aus der Eſſe: der war ſonſt vollkommen gut, nur war der Stiel zu kurz geraten. Den Eber, den Goldring und den Hammer gab darauf Sindri ſeinem Bruder Brock und bat ihn damit gen Asgard (ſ. S. 29) zu gehen: die Götter ſollten entſcheiden, ob er oder Loki die Wette gewonnen hätte. Die Aſen beſtimmten nun Odin,

* S. Abſchn. 8.

Thor und Freyr zu Schiedsrichtern. Als diese sich auf ihre Richterstühle gesetzt hatten, gab Loki dem Odin den Spieß, dem Thor das Goldhaar für seine Gattin Sif und dem Freyr das Schiff: der Spieß, sagte er, verfehle nie sein Ziel, das Goldhaar wachse, sobald es auf Sifs Haupt komme, wie anderes Haar, das Schiff habe immer günstigen Fahrwind, sobald die Segel aufgezogen würden, wohin man auch fahren wolle; auch könne Freyr es wie ein Tuch zusammenfalten und in die Tasche stecken. Darauf gab Brock dem Odin den Goldring und sagte, in jeder neunten Nacht würden acht ebenso kostbare Ringe von ihm niederträufeln; dem Freyr gab er den goldborstigen Eber und sagte, er renne Tag und Nacht durch Luft und Wasser schneller als irgend ein Pferd, und nie wäre es so finster in der Nacht oder im dunklen Wald, daß es nicht von seinen leuchtenden Borsten ganz hell würde, wohin er liefe. Dem Thor gab er den Hammer und sagte: „Schlage damit, so hart du willst, er wird keinen Schaden nehmen; was du damit triffst, wirst du zerschmettern; wohin du ihn auch werfen magst, nach jedem Wurf wird er von selbst in deine Hand zurückkehren; nur den einen Fehler hat er, daß der Stiel zu kurz ist". Da urteilten die Götter, der Hammer sei von allen Kleinoden das beste und Sindri habe die Wette gewonnen. Nun erbot sich Loki, sein Haupt auszulösen: aber der Zwerg entgegnete, das dürfe er nicht hoffen, er wolle das Haupt selbst. „Gut, nimm es doch!" sagte Loki. Als aber der Zwerg ihn greifen wollte, war er weit fort, denn er hatte Schuhe, die ihn schnell durch Luft und Wasser trugen. Da bat der Zwerg den Thor, Loki zu ergreifen, und dieser tat es bereitwillig. Schon schickte sich der Zwerg an, Lokis Haupt abzuhauen, da rief ihm dieser zu: „Halt! nur das Haupt ist dein, nicht auch der Hals!" Unmutig mußte sich der Zwerg damit zufrieden geben: aber zur Rache durchstach er Loki die Lippen und nähte sie zusammen.

Thors Hammer, die starke Waffe, mit der er, der Riesen grimmigster Feind und unablässiger Bekämpfer, den Steinriesen die Häupter zerschmettert, entwandte ihm unbemerkt der Riesenfürst Thrym und barg ihn acht Rasten (Meilen) tief in der Erde. Wild ward Thor, als er erwachte und seinen Hammer nicht sah: er sträubte den roten Bart, schüttelte zornig das Haupt, überall suchte er, doch vergeblich. Da

trat er zu Loki: „Höre, Loki, was auf Erden noch niemand ahnt noch hoch im Himmel: mein Hammer ist mir geraubt!“ Beide eilten zu Freyas strahlendem Hause: sie lieh Loki ihr Federhemd, um auszufliegen und nach Thors Hammer zu spähen. Das Federhemd rauschte, fort flog Loki, bis er der Asen Gehege hinter sich hatte und das Riesenreich erreichte. Da saß Thrym auf einem Hügel, schmückte die Hunde mit goldenem Halsband und strählte den Rossen die Mähnen zurecht. „Wie steht's mit den Asen?“ rief er Loki entgegen. „Was fliegst du so einsam gen Riesenheim?“ — „Schlecht steht's mit den Asen“, erwiderte dieser. „Hältst du Thors Hammer verborgen?“ — „Ich halte“, sprach Thrym, „Thors Hammer verborgen unter der Erde, acht Rasten tief: und wieder erwerben fürwahr soll ihn keiner, er brächte denn Freya zur Braut mir daher.“ Flugs flog Loki zurück zu Thor und kündete ihm, was er erfahren hatte. Beide gingen zur schönen Freya. Thor begann: „Lege, Freya, das bräutliche Linnen an. Wir wollen gen Riesenheim reisen. Thrym sollst du zum Gemahl nehmen.“ Wild ward da Freya, sie fauchte vor Wut, daß die ganze Halle der Götter erbebte; ihr schimmernder Halsschmuck schoß ihr zur Erde: „Mannstoll müßte man mich heißen, wollte ich mit dir fahren gen Riesenheim, um den finsteren Riesenfürsten zu minnen!“ Da berieten Asen und Asinnen, wie sie Thors Hammer wieder gewännen. Heimdall, der Asen weiser Torwart, sprach: „Laßt uns dem Thrym trugliſtig Thor selbst als Braut zuführen, daß er seinen Hammer wiedergewinnt. Das bräutliche Linnen legen wir ihm an, ihn soll Freyas schönes, schimmerndes Halsband schmücken; die Brust soll ihm blitzen von glänzenden Steinen. Weibergewand umwalle seine Kniee: am Gürtel erklirre ihm der Schlüsselbund; dichter Schleier verhülle sein Haupt.“ Unwillig entgegnete Thor: „Mich würden die Asen weibisch schelten, legte ich das bräutliche Linnen mir an“. — „Schweige, Thor!“ versetzte Loki, „bald werden die Riesen Asgard bewohnen, holst du den Hammer nicht wieder heim.“ Da fügte sich Thor. Wie Heimdall geraten hatte, legten die Götter ihm herrlichen Brautschmuck an: weißes Linnen barg die starken Glieder, Freyas Halsgeschmeide schimmerte ihm vom Halse, es blinkte die Brust ihm von blitzenden Steinen, vom Gürtel ließ er Schlüssel erklirren; dicht umhüllte der Schleier sein Haupt. Loki geleitete als schmucke Magd die Riesenbraut

gen Riesenheim; Thors Böcke* wurden vor dessen gewölbten Wagen geschirrt: Felsen brachen, Funken stoben, als Thor mit Loki davonfuhr. Froh empfing der Riesenfürst die beiden, seine vermeintliche Braut samt der Magd. „Auf, ihr Riesen!“ rief er. „Bestreuet zum Feste die Bänke und führet Freya zur Braut mir daher! Heim kehren mir mit goldnen Hörnern die Kühe, rabenschwarze Rinder, des Riesen Lust; viele Schätze, viel kostbaren Schmuck nenne ich mein: nur Freya fehlte mir noch zur Gattin, um mein Glück vollkommen zu machen.“ Darauf eilten zur Hochzeitsfeier die Riesen herbei: reichliches Bier bot man ihnen zum Tranke und Speisen in Menge. Da verzehrte Thor allein einen Stier, dazu acht Lachse und alle Süßigkeiten, die für die Weiber bestimmt waren; drei Kufen Met leerte er dazu. Staunend hub Thrym an: „Nie sah ich Bräute so gierig schlingen, nie so viel Met eine Maid trinken“. Doch die schmucke Magd, welche der Braut zur Seite saß, entgegnete: „Nichts genoß Freya acht Tage lang vor Sehnsucht nach Riesenheim“. — Lüstern lüftete der Riese der Braut den Schleier: doch weit fuhr er vor Schreck zurück: „Wie furchtbar flammen der Freya die Augen! Mich dünkt, wie Glut brenne ihr Blick“. Aber die schmucke Magd ihr zur Seite sagte: „Acht Nächte genoß sie nicht des Schlafes, so sehr sehnte sie sich nach Riesenheim“. Da trat Thryms traurige Schwester ein, um sich ein Brautgeschenk zu erbitten. Nun hob Thrym an: „Bringt mir den Hammer, um die Braut zu weihen; in den Schoß legt ihn dann der Maid und gebt uns zusammen nach ehelicher Sitte“. Als Thor seinen Hammer erkannte, da lachte ihm das Herz im Leibe. Auf sprang er, hoch den Hammer schwingend: Thrym traf er zuerst, den Riesenfürsten, und zerschmetterte darauf das ganze Riesengeschlecht. Hammerschläge statt roter Goldringe gab er der Schwester des Riesen zum Brautgeschenk. So kam Thor wieder zu seinem Hammer.

Außer jenem wunderbaren Hammer, der furchtbarsten Waffe in aller Welt, besitzt Thor Eisenhandschuhe, die seine Hand decken, wenn er den Schaft des Hammers umspannt und den Blitz schleudert; ferner einen Stärkegürtel, der seine Götterkraft verdoppelt.

---

* S. S. 63 oben.

Nie wird Thor, wie Odin, reitend dargestellt; er geht zu Fuß oder er fährt auf seinem mit zwei starken Böcken — Zahnknirscher und Zahnknisterer sind ihre Namen — bespannten Wagen. Wenn dessen Räder über das Himmelsgewölbe einherrasseln, so erdröhnt der ganze Himmel im Donner, Funken stieben umher, flammende Blitze leuchten auf; wohin sein Hammer trifft, da erkrachen die Felsen, die Klüfte und Schluchten heulen, die alte Erde fährt ächzend zusammen.

Seine Stärke bekundet Thor in unzähligen Kämpfen gegen die Riesen. Er ist der Vorkämpfer der Asen gegen das feindliche Riesengeschlecht. Gar oft verläßt er Asgard, um zum Kampfe gegen die Riesen auszuziehen. Auf diesen Wanderungen erscheint er öfters in Gesellschaft anderer Götter, zuweilen allein oder von seinem Diener Thialfi begleitet. Zu diesem kam er auf folgende Weise: einst fuhr Thor mit Loki auf seinem Wagen mit den Böcken aus. Am Abend kamen sie zu einem Bauern und fanden da Herberge. Zum Nachtmahl schlachtete Thor seine Böcke und setzte sich, nachdem sie gekocht waren, mit Loki, mit dem Bauern, dessen Weib und Kindern zu Tische. Er legte die Bocksfelle neben den Herd und bat alle Tischgenossen, die Knochen auf die Felle zu werfen. Thialfi aber, des Bauern Sohn, zerschlug auf Lokis heimtückischen Rat* mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bockes, um das Mark aus dem Knochen zu essen. Am andern Morgen berührte Thor weihend mit seinem Hammer die Bocksfelle und Knochen: da standen die Böcke alsbald auf und waren wieder lebendig wie tags zuvor, doch dem einen lahmte das Hinterbein. Als Thor das bemerkte, sagte er, der Bauer oder seine Hausgenossen müßten unvorsichtig mit den Knochen umgegangen sein, denn das eine Schenkelbein sei zerbrochen. Zornig runzelte er die buschigen Augenbrauen, daß sie die Augen fast ganz beschatteten: aber doch funkelten diese so sehr, daß der Bauer schier meinte, vor der Schärfe des Blickes müsse er in den Boden sinken; auch faßte der Gott den Hammerschaft so fest, daß seine Knöchel weiß wurden. In seiner Angst fiel der Bauer vor ihm nieder und bot ihm alles, was er habe, zum Ersatz an. Da beruhigte sich Thor

* Denn am Ende des Hymirliedes heißt es von der Lahmheit des Bockes: „Das hatte der listige Loki verschuldet".

und nahm des Bauern Kinder als Ersatz an: seitdem folgten ihm diese überallhin.

Mit ihnen und Loki wanderte Thor weiter zu Fuß ostwärts nach Riesenheim zu; sie fuhren über die tiefe See und stiegen an ferner Küste ans Land. Bald gelangten sie an einen großen, finstern Wald; den wollten sie durchwandern. Unterwegs aber überfiel sie die Nacht: in der Dunkelheit suchten sie nach einer Herberge. Da stießen sie an ein Ding, das sie für eine Hütte ansahen: der Eingang war gerade so breit wie der Bau selbst. Hier legten sie sich zum Schlafe nieder. Aber um Mitternacht entstand ein starkes Erdbeben, der Boden zitterte unter ihnen und die Hütte schwankte. Voller Furcht erhoben sie sich: in der Mitte der Hütte nach rechts fanden sie einen Anbau und setzten sich in diesem nieder. Thor hielt den Hammerschaft umspannt und gedachte sich zu wehren, wenn ihnen ein Feind nahte. Das Getöse aber dauerte fort. Mit Tagesgrauen ging Thor hinaus und sah nicht weit davon im Walde einen ungeheuren Riesen liegen: der schnarchte so gewaltig, daß die Bäume und der Erdboden erzitterten. Nun merkte Thor, woher das Erdbeben und das Getöse in der Nacht gekommen sei. Er umspannte sich mit dem Stärkegürtel, so daß seine Götterkraft verdoppelt wurde. Derweil erwachte der Riese und sprang auf: Thor aber wagte nicht mit dem Hammer nach ihm zu schlagen. Er fragte ihn nach seinem Namen. „Skrymir heiße ich", antwortete der Riese; „nicht brauche ich dich nach deinem Namen zu fragen: du bist Thor, ich kenne dich. Aber wohin hast du meinen Handschuh geschleppt?" Damit bückte er sich zur Seite, um den Handschuh aufzuheben. Da sah Thor zu seinem Staunen, daß das, was er und seine Genossen in der Dunkelheit für eine Hütte gehalten hatten, des Riesen Handschuh war; der Däumling desselben aber war der Anbau, in dem sie zuletzt gesessen hatten. Skrymir fragte, ob Thor ihn zum Reisegefährten nehmen wolle, und Thor bejahte es. Darauf öffnete Skrymir seinen Speisesack und verzehrte sein Frühstück; Thor und seine Gefährten taten das gleiche. Nachher schlug Skrymir vor, sie wollten ihren Speisevorrat zusammenlegen: da sie einverstanden waren, schnürte Skrymir alles in ein Bündel und gab es Thor zu tragen. Den ganzen Tag über ging der Riese in gewaltigen Schritten voran; am Abend suchte er ihnen Nacht-

herberge unter einer Rieſeneiche. „Ich will mich gleich ſchlafen legen", ſprach er zu Thor. „Habt ihr Hunger, ſo nehmet den Speiſeſack und bereitet euch ein Nachtmahl." Sprach's, warf ſich auf den Boden nieder und ſchnarchte bald furchtbar. Thor mühte ſich, den Speiſeſack zu öffnen: aber wie ſehr er ſich auch anſtrengte, nicht einer der zuſammengeſchnürten Riemen ward loſer. Da geriet Thor in großen Zorn: er faßte den Hammer mit beiden Händen und ſchlug Skrymir aufs Haupt. Schlaftrunken rieb ſich Skrymir die getroffene Stelle und ſagte: „Ich meinte, ein Blatt wäre mir auf den Kopf gefallen. Habt ihr jetzt gegeſſen und wollt euch zur Ruhe legen?" Thor antwortete, ſie ſeien gerade im Begriffe, ſchlafen zu gehen. Sie legten ſich nun unter eine andere Eiche, konnten aber vor Angſt nicht einſchlafen. Um Mitternacht ſchnarchte der Rieſe ſo laut, daß der Wald weithin davon widerhallte. Da erhob ſich Thor und ſchlug, ſo ſtark er konnte, mit dem Hammer den Rieſen mitten auf den Wirbel, ſo daß das Hammerende in den Kopf drang. Skrymir fuhr auf. „Was iſt mir?" fragte er. „Iſt mir eine Eichel auf den Kopf gefallen? Oder was iſt mit dir, Thor?" — Der trat haſtig zurück und antwortete, er ſei gerade aufgewacht; aber es ſei erſt Mitternacht und alſo noch Zeit zu ſchlafen. Darauf legten ſich beide wieder nieder, und Skrymir ſchnarchte bald von neuem noch lauter. Thor aber gedachte dem Rieſen einen dritten Schlag zu verſetzen, daß er nimmer wieder aufſtehen ſollte. Kurz vor Tag ſchlich er wieder zu ihm. Skrymir lag gerade auf der Seite; da ſchlug ihn Thor auf die Schläfe, daß der Hammer tief hineinfuhr. Skrymir aber richtete ſich auf, ſtrich ſich über die Wange und ſagte: „Sitzen Vögel da über mir auf dem Baume? Es kam mir vor, als hätte ein Vogel etwas auf mich fallen laſſen, wovon ich erwacht bin. Wachſt du, Thor? Es wird Zeit ſein aufzuſtehen, wenn ihr noch zu der Burg Utgard gehen wollt. Ich hörte, wie ihr untereinander ſprachet, daß ich kein kleiner Mann ſei; dort aber ſollt ihr noch größere Männer ſehen. Einen guten Rat will ich euch geben: überhebt euch dort nicht zu ſehr; denn Utgardlokis Mannen werden keine ſtolzen Worte von ſolchen Burſchen wie ihr dulden; lieber kehrt um, das wird euch beſſer bekommen. Wollt ihr aber doch hingehen, ſo haltet euch oſtwärts: mein Weg führt nordwärts nach dieſen Bergen da." Mit dieſen

Worten warf Skrymir das Speisebündel auf den Rücken und schritt mit großen Sprüngen in den Wald; bald war er den Blicken der Asen entschwunden.

Thor und seine Gefährten aber wanderten weiter nach Osten und gelangten endlich zu Utgardlokis Burg. Sie versuchten das Gitter am Burgtor zu öffnen; da es ihnen nicht gelang, schmiegten sie sich zwischen den Stäben hindurch. Durch eine offene Tür schritten sie in eine große Halle: hier saß der Riesenkönig Utgardloki und seine riesigen Dienstmannen. Thor und seine Genossen grüßten ihn: er aber blickte säumig nach ihnen, bleckte die Zähne und sprach lächelnd: „Selten hört man von langer Reise Wahres berichten: aber ich vermute, daß dieser kleine Bursch da Thor sei. Doch vielleicht bist du mehr als du scheinst. Welcher Fertigkeiten rühmt ihr Gesellen euch? Niemand darf hier unter uns sein, der sich nicht in irgend einer Kunst vor andern auszeichnete." Loki entgegnete: „Keiner soll hier innen sein, der seine Speise hurtiger äße als ich". Da rief Utgardloki einen seiner Riesen, Logi geheißen, sich mit Loki im Wettkampfe zu versuchen. Ein mit Fleisch gefüllter Trog ward vor sie hingestellt: Loki setzte sich an das eine Ende, Logi an das andere; beide aßen nun hurtig drauf los, bis sie sich in der Mitte des Trogs begegneten. Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, Logi aber hatte Fleisch und Knochen verzehrt und dazu seine Hälfte des Trogs hinabgeschlungen. Alle erklärten, daß Loki das Spiel verloren habe. Jetzt wies Utgardloki auf Thialfi und fragte: „Welche Kunst versteht der junge Mann da?" — „Ich will jeden im Wettlauf besiegen, den du dazu ausersiehst", entgegnete Thialfi: er war der schnellfüßigste unter allen Männern. Da führte ihn Utgardloki hinaus zu einer Rennbahn: er rief einen jungen Burschen herbei, der sich Hugi nannte, und gebot ihm, mit Thialfi um die Wette zu laufen. Beim ersten Lauf war Hugi so weit voraus, daß er am Ende der Bahn sich umwandte, dem Thialfi entgegen zu laufen. Da sagte Utgardloki: „Du mußt dich besser ausstrecken, Thialfi, wenn du das Spiel gewinnen willst; doch ist fürwahr noch keiner hierher gekommen, der mich schneller deuchte als du". Darauf begannen sie den zweiten Lauf: als Hugi am Ende der Bahn sich umwandte, war Thialfi noch einen guten Pfeilschuß weit zurück. Utgardloki sagte: „Das dünkt

mich gut gelaufen: aber ich glaube doch kaum mehr, daß Thialfi das Spiel gewinnen wird". Beim dritten Laufe war Hugi schon am Ziele angelangt, als Thialfi noch nicht die Mitte der Bahn erreicht hatte. Da sagten alle, Hugi habe gesiegt. „In welcher Kunst willst denn du dich vor uns hervortun, Thor?" fragte Utgardloki. „Die Menschen machen ja so viel Rühmens von deinen Großtaten!" Thor versetzte: „Ich getraue mir jeden im Trinken zu besiegen". Darauf ging Utgardloki mit ihm in die Halle zurück und befahl seinem Mundschenken, das Horn zu bringen, woraus seine Hofleute zu trinken pflegten. Er reichte es Thor und sprach: „Als guter Trinker gilt bei uns, wer dies Horn auf einen Zug leert: einige trinken es auf den zweiten Zug aus, keiner aber ist ein so schlechter Trinker, daß er es nicht in dreien leerte". Thor betrachtete prüfend das Horn: ziemlich lang schien es ihm, doch nicht allzugroß, denn er hatte gewaltigen Durst. Da trank er mit gewaltigen Zügen und wähnte, er brauche nicht eher abzusetzen, als bis das Horn leer sei. Als ihm aber der Atem ausging, setzte er ab und sah ins Horn: doch kaum war zu merken, daß aus demselben getrunken sei. Da sprach Utgardloki: „Ich hätte es nicht geglaubt, wenn man mir gesagt hätte, daß Thor nicht besser trinken könne. Ich weiß aber, du wirst das Horn beim zweiten Zug ausleeren". Thor antwortete ärgerlich gar nichts, sondern setzte zum zweitenmal das Horn an den Mund und trank noch gewaltiger als vorher, solange ihm der Atem vorhielt; aber als er absetzen mußte, schien es ihm, als ob das Getränk in dem Horn sich noch weniger vermindert hätte als zuvor: doch konnte man das Horn nun tragen, ohne es zu verschütten. Da sprach Utgardloki: „Wenn du mit dem dritten Trunk das Horn leeren willst, so muß dieser Zug der größte sein. Doch wirst du hier bei uns kein so großer Mann heißen können als bei den Asen, wenn du bei den anderen Spielen nicht mehr leistest". Zornig setzte Thor zum dritten Male das Horn an und trank aus allen Kräften; aber es wollte nicht leer werden, solange er auch trank; endlich mußte er absetzen. Da sah er zwar, daß er ein gutes Teil des Hornes leer getrunken hatte, doch gelüstete es ihn nicht, noch den Rest zu trinken. Utgardloki aber sprach zu ihm: „Es ist offenbar, Thor, daß deine Macht nicht so groß ist, als wir dachten. Denn im Trinken vermagst du nichts". — „Wundern würde

ich mich", entgegnete Thor verdrießlich, „wollte man daheim bei den Asen solche Trünke für klein erachten. Aber wohlan, ich will mich noch in andern Spielen versuchen. Welches schlagt ihr mir vor?" — „Junge Burschen pflegen im Spiel meine Katze dort von der Erde aufzuheben", versetzte Utgardloki. „Nicht würde ich solch geringe Probe dem Thor zumuten, wenn ich nicht gesehen hätte, daß du viel weniger vermagst, als ich dachte." Alsbald lief eine graue, große Katze über den Estrich der Halle. Thor faßte sie mit der Hand mitten unter den Bauch und suchte sie emporzuheben; da krümmte die Katze bloß den Rücken. Mit aller Kraft strengte sich Thor nun an, sie emporzuziehen; aber er brachte es nicht weiter, als daß die Katze einen Fuß von der Erde aufhob. Höhnend sprach Utgardloki: „Es ging mit diesem Spiele, wie ich erwartete: die Katze ist ziemlich groß, Thor aber klein und kurz neben uns Riesen". — Ärgerlich entgegnete Thor: „So klein ihr mich nennt, so komme nun her, wer da will, und ringe mit mir; nun bin ich zornig". — Utgardloki blickte über die Bänke, wo seine Mannen saßen, hin und erwiderte verächtlich: „Keinen Mann sehe ich hier, den es nicht ein Kinderspiel dünken würde, mit dir zu ringen. Aber laßt sehen, meine alte Amme Elli holt mir her. Mit der mag Thor ringen, wenn er will; sie hat schon Männer niedergeworfen, die mir nicht schwächer schienen als Thor". Alsbald kam ein altes Weib in die Halle. „Elli, da steht Thor; der will sich mit dir im Ringen messen", sprach Utgardloki. Darauf begannen sie den Ringkampf, aber je mehr Thor sich anstrengte, desto fester stand die Alte. Endlich stellte sie ihm ein Bein und warf ihn auf ein Knie nieder nach hartem Kampfe. Da trennte Utgardloki die beiden. „Du brauchst nun niemand an meinem Hofe mehr zum Kampfe zu fordern", sprach er geringschätzig zu Thor. Dann wies er Thor und seinen Gefährten ihre Sitze in der Halle an und bewirtete sie gastlich.

Am andern Morgen schieden sie; Utgardloki geleitete sie bis vor seine Burg und fragte Thor: „Hast du nun hier einen Mächtigeren getroffen als du selbst bist?" Thor entgegnete: „Große Unehre habe ich von dieser Fahrt, denn ihr werdet mich für einen Schwächling halten". — Da sprach Utgardloki: „Nun will ich dir die Wahrheit sagen, nachdem du glücklich wieder außerhalb meiner Burg bist, in

die du, ſolange ich lebe, nicht zum zweiten Male kommen ſollſt; und hätte ich vorher gewußt, welch gewaltige, unvergleichliche Kraft du beſitzeſt, nie hätte ich dich hineingelaſſen. Denn wiſſe: alles war Blendwerk. Ich ſelbſt war der Rieſe, den du im Walde ſchlafend fandeſt. Den Speiſeſack, deſſen Riemen du nicht löſen konnteſt, hatte ich heimlich mit Eiſenbändern zugeſchnürt. Von den drei Hammerſchlägen, die du nach meinem Haupte führteſt, hätte mich ſchon der erſte und ſchwächſte zu Tode gebracht, wenn er getroffen hätte. Aber ich hielt dir heimlich einen Felſen vor, um mich zu decken; in den haſt du hineingehauen; ſieh da, drei viereckige Täler ſind darin von deinen Schlägen entſtanden; die dritte Talſchlucht iſt die tiefſte. Ebenſo waren alle Wettſpiele nur Blendwerk. Lokis Gegner Logi war das Wildfeuer und verbrannte Fleiſch und Trog zugleich. Hugi, der mit Thialfi um die Wette lief, war der Gedanke; Gedanken aber ſind ſchneller als ſelbſt der Blitz; ſo war es wahrlich nicht zu erwarten, daß Thialfi den Hugi beſiegte, wenn er auch noch ſo ſchnell lief. Die größten Wunder aber haſt du ſelbſt verrichtet; für unmöglich hätte ich ſie gehalten, wenn ich ſie nicht mit eigenen Augen geſehen hätte. Denn als du aus dem Horn trankſt, lag das andere Ende des Hornes draußen im Meere, ohne daß du es ſaheſt: wenn du jetzt zum Meere kommſt, wirſt du ſehen, wie es von deinem gewaltigen Trinken abgenommen hat. Als du aber der Katze einen Fuß von der Erde hobeſt, erſchraken alle, die es mit anſahen: denn die Katze war die Midgardſchlange* (das Meer), die alle Lande in unendlicher Windung umſchlingt; kaum berührte noch ihr Schweif und Haupt die Erde, denn ſo hoch reckteſt du den Arm auf, daß nicht mehr weit zum Himmel war. Ein großes Wunder war auch dein Ringkampf mit Elli: denn ſie iſt das Alter; keiner aber iſt geboren und keiner wird geboren werden, den nicht das Alter zu Fall brächte. Nun ſcheidet und kehret nimmer wieder; tut ihr es dennoch, ſo werde ich durch andere Liſten mich und meine Burg vor euch ſchirmen". Als Thor das hörte, ſchwang er grimmig ſeinen Hammer; aber als er zuſchlagen wollte, war der zauberkundige Rieſe Utgardloki verſchwunden.

* S. Abſchn. 8 gegen Ende. Das Meer wird als ungeheuere Schlange gedacht, die ſich rings um die tellerförmige Erde legt und ſich noch in den Schwanz beißt.

Thor wandte sich nun nach der Burg zurück und gedachte sie zu brechen; da sah er weite Felder und Fluren vor sich, aber keine Burg mehr.

Als Thor heimkam nach Asgard, der Götterheimat, litt es ihn nicht lange dort: er wollte die Midgardschlange aufsuchen und töten. Eilig trat er die Fahrt an; weder Wagen noch Böcke noch Reisegesellschaft nahm er mit. Als junger Gesell zog er aus über Midgard, die Menschenerde, und kam eines Abends an Midgards Rand, wo die Riesen hausen. Bei einem Riesen Hymir nahm er Herberge. Als es tagte, machte Hymir sich fertig, auf die See zu rudern zum Fischfang. Thor bat ihn, er möchte ihn mitrudern lassen. Doch Hymir entgegnete: „Wenig Hilfe nur kann ich von dir haben, da du so klein und jung bist; es wird dich frieren, wenn ich so weit hinausfahre und so lange draußen bleibe, wie ich gewohnt bin". Thor aber erwiderte: „Fahre nur immerhin so weit hinaus, wie du willst; es wird sich zeigen, wer von uns zuerst auf die Rückkehr dringen wird". So zornig war er über Hymirs verächtliche Worte, daß wenig fehlte, er hätte den Riesen seinen Hammer fühlen lassen. Er fragte ihn, was sie zum Köder nehmen wollten. „Hole dir nur selbst einen Köder", brummte Hymir unwirsch. Da ging Thor zu Hymirs Rinderherde, erfaßte den größten Ochsen, der „Himmelsbrecher" hieß, und riß ihm das Haupt ab: das nahm er als Köder mit ins Boot. Hymir setzte sich vorn ins Boot, Thor ruderte hinten mit zwei Rudern so kräftig, daß Hymir über seine Stärke staunte. Nach einer Weile sagte Hymir: „Hier ist die Stelle, wo ich gewohnt bin zu halten und Fische zu fangen". Aber Thor entgegnete, er wolle noch viel weiter rudern: sie fuhren also lustig weiter. Wieder nach einer Weile sprach Hymir: „Laß uns halten; gefährlich ist es weiter hinauszufahren: denn dort haust die furchtbare Midgardschlange". Aber Thor ruderte trotzdem weiter. Endlich zog er die Ruder ein, steckte den Stierkopf als Köder an eine sehr starke Angel und warf sie aus. Bald schnappte die Midgardschlange nach dem Stierkopf: tief fuhr ihr die Angel in den Gaumen. Vor Schmerz zuckte sie so gewaltig, daß Thor, der die Angelschnur hielt, nach vorn auf den Schiffsrand fiel. Da geriet er in großen Zorn, wappnete sich mit all seiner Götterstärke und sperrte sich so mächtig, daß er

mit beiden Füßen das Schiff durchstieß und sich gegen den Grund des Meeres stemmte: so zog er die Schlange herauf an Bord. Vor Entsetzen wechselte Hymir die Farbe, als er sah, wie die See im Boot aus- und einströmte, wie Thors Augen furchtbar funkelten und die Schlange von unten ihn anstierte und Gift ihm entgegenblies. In demselben Augenblick, als Thor mit einer Hand den Hammer ergriff und hoch in die Luft schwang, um die Schlange zu zerschmettern, stürzte Hymir herzu und zerschnitt mit scharfem Messer Thors Angelschnur, so daß die Schlange auf den Meeresgrund zurücksank. Hinter ihr her fuhr Thors Hammer in die See. Wütend versetzte Thor dem Riesen einen so wuchtigen Faustschlag ans Ohr, daß er kopfüber aus dem Boot stürzte und seine Fußsohlen in die Luft ragten. Thor aber watete ans Land.

Anders berichtet das Hymirlied der Edda von Thors Fahrt zu Hymir. Die Götter, so heißt es, waren einst von Ägir*, dem Meerriesen, zu Gaste geladen zum Danke für die Bewirtung, die ihm die Asen drei Monate vorher gewährt hatten. Als sie zu Ägirs Behausung kamen, bot er ihnen keinen Trunk. Ungestüm drängte ihn Thor: „Gib alsbald den Göttern Trank". Rachgierig sann Ägir dem Thor Unheil und sagte: „Hole mir einen großen Kessel, daß ich genug Bier für euch darin brauen kann". Da sagte der Kriegsgott Tyr**, der Riese Hymir, sein Stiefvater, der an des Himmels Ende, östlich der Eisströme, wohne, habe einen ungeheueren Kessel; durch List würden sie sich desselben bemächtigen können. Alsbald bestiegen Thor und Tyr Thors Wagen und schnell von den Böcken gezogen, gelangten sie am Abend zur Behausung des Frostriesen am Eismeer. Thor stellte seine stattlich gehörnten Böcke in den Stall; dann eilten sie zur Halle. Da trat Tyrs Mutter, die jetzt des Riesen Weib war, allgolden, strahlend von Schönheit, mit weißen Augenbrauen, hervor und bot ihnen den Willkommtrunk: „Bergen will ich euch, ihr Kühnen, unter Kesseln. Manchmal ist mein Gemahl Gästen gram und grimmen Mutes". Spät abends kehrte Hymir heim von der Jagd: als er in den Saal trat, dröhnten die Eisschollen an dem wüsten Barte, der wie ein Wald sein Kinn umrahmte. „Tyr ist ge-

* S. S. 24. ** Vgl. 1. Abschn.

kommen und Thor, der Freund der Menschen, der Riesen Widersacher. Bang sitzen sie beide hinter der Säule", sagte die Frau zu ihm. Vor des Frostriesen scharfem Blick zersprang die Säule, der Balken barst* und neun Kessel fielen herunter: acht zerbrachen, nur einer, ein hart gehämmerter, kam heil herab. Hervor aus ihrem Versteck traten die Gäste: der graue Riese faßte sie scharf ins Auge; wenig Gutes ahnte ihm im Geiste. Drei Stiere ließ er zur Mahlzeit schlachten und braten: zwei davon verzehrte Thor allein. Da schien dem Riesen Thors Mahlzeit nicht eben mäßig. „Für morgen abend müssen wir drei erst Speise uns erjagen, da du so issest", sagte er. Thor war dazu bereit, wenn der Riese ihm Köder zum Fischfang gäbe. „Wenn du das Herz hast, so gehe zu meiner Herde und hole ihn dir selbst", erwiderte Hymir. Einen ganz schwarzen Stier fand Thor im Walde: dem riß er das Haupt ab und nahm es mit sich als Köder. Als sie am andern Morgen weit ins Meer hinausgerudert waren, wollte Hymir halten: Thor suchte ihn vergeblich zu bewegen, weiter zu fahren. Zwei gewaltige Walfische hob der starke Hymir allein an seiner Angel herauf: Thor ließ inzwischen am Steuer seine Angel mit dem Stierhaupt hinab. Weit gähnend schnappte die Midgardschlange nach solcher Atzung. Mit gewaltiger Kraft zog der starke Thor den schimmernden Giftwurm zum Schiffsrand empor: er traf ihm das felsenfeste Haupt mit dem Hammer. Da krachten Felsen, Klüfte heulten, die alte Erde fuhr ächzend zusammen: zurück in die See sank das Untier. Nicht geheuer war's auf der Heimfahrt dem Riesen: der starke Hymir verstummte ganz, da er Thors unbezwingbare Stärke sah. Als sie dem Lande nahten, fragte er Thor, ob er die Walfische heimtragen oder das Boot am Ufer festbinden wolle. Thor hob statt jeder Antwort das Schiff, ohne erst Wasser auszuschöpfen, samt allem Gerät und den beiden riesigen Walfischen auf und trug es in die Felsenkluft, wo der Riese hauste. Doch trotzig forderte ihn der Riese zu neuem Wettstreit in der Stärke: einen Steinkelch reichte er dem Gast und forderte ihn auf, denselben zu zerbrechen. Thor warf ihn so gewaltig gegen die Steinsäulen, daß sie zersplitterten und der Kelch hindurchfuhr: dieser aber blieb unversehrt. „Wirf ihn an

* S. S. 23 unten bis 24.

Hymirs Haupt", flüſterte ihm das freundliche Weib zu, „das iſt härter als Kelch und Fels." Da bog ſich Thor mit aller Kraft zurück und ſchleuderte den Kelch gegen Hymirs Haupt: das blieb unverletzt, während der Kelch in Splittern zur Erde fiel. „Hin iſt meine liebſte Luſt, ſeit mir der Kelch zerbrochen vor den Füßen liegt", ſagte traurig der Rieſe. „Nehmt den Keſſel, den ihr begehrt, wenn ihr ihn forttragen könnt." — Vergeblich mühte ſich Tyr, den ungeheuren Keſſel von der Stelle zu rücken: unbeweglich ſtand er. Doch Thor erfaßte ihn, ſich mächtig anſtemmend, am Rand und hob ihn aufs Haupt. Da klirrten ihm an den Knöcheln die Keſſelringe. Weit fuhren die beiden Götter, ehe es Thor gelüſtete, ſich umzuſehen: da ſah er von Oſten her vielhäuptige Rieſen mit Hymir ihm nachſtürmen. Schnell ſetzte er den Keſſel nieder und ſchwang den rieſenmordenden Hammer: alle Felsungetüme fällte er. Dann brachte er den Keſſel zu Ägir: in ihm bereitete Ägir den Aſen den Trank.

Mit der Midgardſchlange hat Thor den letzten Kampf beim Weltuntergange zu beſtehen: ſein Hammer zerſchmettert ihr den Kopf, aber von dem Gifte, das ſie auf ihn ſpeit, fällt Thor zugleich tot zur Erde.*

In einen anderen Rieſenkampf wurde Thor durch Loki verwickelt. Denn Loki hatte einſt Friggs Falkenhemd** angelegt und war als Falke davongeflogen nach des Rieſen Geirröd Behauſung. Dort ſah er eine große Halle: er ließ ſich am Fenſter nieder und blickte hinein. Kaum ſah Geirröd den Falken, da befahl er, ihn zu fangen. Einer ſeiner Mannen kletterte mühſam die Hallenwand hinan: Loki blieb ruhig ſitzen, da er dachte, es ſei noch früh genug für ihn aufzufliegen, wenn der Mann nach ihm lange, und da er ſich an jenes Mühe und beſchwerlichem Klettern ergötzte. Als der Mann nun die Hand ausſtreckte, um ihn zu greifen, ſchlug Loki mit den Flügeln und ſpreizte die Füße, um aufzufliegen: aber dieſe hingen feſt. So griff der Mann den Falken und brachte ihn zu

* S. 4. Teil, 1. Abſchn.

** Solche „Falkenhemden" beſitzen Frigg und Freya; ſie verleihen jedem, der ſie anlegt, Falkengeſtalt, wie die Schwanenhemden der Walküren dieſen Schwanengeſtalt verleihen.

Geirröd. Als dieſer dem Vogel in die Augen ſah, ſchienen es ihm keine Falkenaugen zu ſein, ſondern eines Mannes Augen, die ſehr funkelten. Der Rieſe gebot ihm, Rede zu ſtehen, wer er ſei: da der Falke hartnäckig ſchwieg, ſo ſperrte er ihn in eine Kiſte und ließ ihn drei Monate hungern. Nach Ablauf dieſer Zeit öffnete er die Kiſte und fragte den Vogel, ob er jetzt geſtehen wolle, wer er ſei. Da geſtand derſelbe, er ſei Loki: um ſein Leben zu löſen, ſchwur er dem Rieſen, den Thor ohne ſeinen Hammer und Stärkegürtel nach Geirröds Behauſung zu bringen. Es gelang ihm auch durch allerlei Vorſpiegelungen Thor zu bereden, mit ihm zu Geirröd zu gehen ohne ſeine Waffe und ſeinen Gürtel. Unterwegs herbergten ſie bei einem Rieſenweibe: ſie kündete Thor, Geirröd ſei ein ſehr weiſer und grimmiger Rieſe: auch lieh ſie ihm ihren Stärkegürtel, ihren Stab und ihre Handſchuhe. Beim Weitergehen ſtieß Thor auf den Strom Wimur, den größten aller Ströme. Er umſpannte ſich mit dem Stärkegürtel, ſtemmte den Stab gegen die Strömung und watete hindurch: Loki klammerte ſich an Thors Gurt. Als Thor mitten im Strome war, wuchs dieſer ſo ſtark an, daß er ihm bis unter die Schultern ging. Da ſprach Thor:

„Wachſe nicht, Wimur, nun ich waten muß
Hin zu des Rieſen Hauſe.
Wiſſe, wenn du wächſeſt, wächſt mir die Aſenkraft
Ebenhoch dem Himmel.“

Als Thor und Loki zu Geirröd kamen, wurden ſie zuerſt in das Gäſtehaus gewieſen. Thor ſetzte ſich auf den einzigen Stuhl, der dort ſtand: alsbald hob ſich derſelbe unter ihm gegen die Decke. Doch kräftig ſtieß er mit dem Stabe der Rieſin gegen das Sparrwerk der Decke und ſtemmte ſich auf den Stuhl hinab. Da krachte es unter ihm furchtbar und lautes Jammergeſchrei erſcholl: Geirröds beide Töchter waren unſichtbar unter dem Stuhle verborgen geweſen; beiden Rieſinnen hatte er den Rücken zerbrochen. Nachher ließ Geirröd den Thor in die Halle rufen: dort flackerten viele große Feuer. Als Thor dem Geirröd gegenüberſtand, faßte der Rieſe mit der Zange einen rotglühenden Eiſenkeil und warf ihn nach Thor. Der Gott aber fing ihn noch in der Luft mit ſeinen Eiſenhandſchuhen

auf. Da sprang Geirröd furchtsam hinter eine dicke Eisensäule, die das Dach der Halle trug. Aber Thor warf den glühenden Eisenkeil so wuchtig nach ihm, daß er durch die Säule, durch Geirröds Leib, durch die Wand der Halle und draußen noch tief in die Erde fuhr.

Den gewaltigen Riesenbezwinger Thor rufen die Asen, sobald sie in Not geraten, zu Hilfe: und kaum ist sein Name ihren Lippen entflohen, da steht er, schnell wie der Blitz, hilfbereit neben ihnen und schwingt seinen nie fehlenden Hammer. So erscheint er zu augenblicklichem Beistand, als der riesige Baumeister, welcher den Göttern ihre Himmelsburg baut, die Asen bedroht: s. 8. Abschn. So auch, als Hrungnir, der Steinriese, die Asen in Furcht setzt. Während nämlich Thor einst gen Osten gezogen war, um Unholde zu töten, ritt Odin auf seinem achtfüßigen Hengste nach Riesenheim und traf den Riesen Hrungnir. „Was bist du für ein Mann, daß du im Goldhelm durch Luft und Wasser reitest? Ein sehr gutes Roß reitest du", sprach dieser zu dem Gotte. — „Mein Haupt verwette ich, daß in ganz Riesenheim kein solches Roß zu finden ist wie meines", sagte Odin. — „Gut ist dein Roß, doch das meine ist besser: viel weitere Sprünge macht es", versetzte zornig der Riese und sprang mit einem Satze auf seinen gewaltigen Hengst. Odin ritt schleunig davon nach Asgard zurück: Hrungnir aber begehrte so sehr, ihm sein Prahlen zu lohnen, daß er in seinem Zorn nicht merkte, wie er schließlich schon innerhalb der Asenmauer war. Odin war ihm eine große Strecke voraus. Als Hrungnir zur Halle kam, luden ihn die Asen zum Trinkgelage. Die zwei mächtigen Schalen, aus welchen Thor zu trinken pflegte, reichten sie ihm zum Willkomm. Hrungnir leerte sie beide. In der Trunkenheit ließ er das Großsprechen nicht: er sagte, er wolle die ganze Walhall nehmen und nach Riesenheim bringen, Asgard versenken und alle Götter töten außer Freya und Sif, Thors Gattin; die beiden wolle er heimführen in seine Behausung. Als die Asen sein Großsprechen verdroß, riefen sie Thor beim Namen: alsbald trat Thor in die Halle, schwang den Hammer zornig und fragte, wer Hrungnir gestattet habe, in Walhall zu zechen, und warum ihm Freya Bier einschenke. Finster blickte Hrungnir nach ihm und sagte: „Odin hat mich zu Gaste gebeten; in seinem Frieden bin ich". — „Gereuen soll dich die Einladung, ehe du hinauskommst", rief Thor.

„Wenig Ehre würdeſt du davon haben", entgegnete Hrungnir, „wollteſt du mich wehrlos hier töten; hätte ich meine Waffen hier, ſo wäre ich ſogleich bereit mit dir zu kämpfen. So aber beſchuldige ich dich eines Neidingswerks (d. i. falſcher, ehrloſer Tat), wenn du mich wehrlos töten willſt. Haſt du Mut, ſo komm an die Grenze zwiſchen dem Land der Aſen und der Rieſen: da will ich mich dir zum Kampf ſtellen." Thor nahm den Zweikampf an und fuhr mit Thialfi nicht lange nachher zur verabredeten Stätte. Die Rieſen aber hielten es für ſehr wichtig, daß Hrungnir, der ſtärkſte unter ihnen allen, den Sieg erhalte. Ihm zum Schutze machten ſie einen Lehmrieſen, neun Raſten (Meilen) hoch und drei breit: da ſie kein Herz fanden, das für ihn paßte, ſetzten ſie ihm ein Stutenherz in die Bruſt. Hrungnir ſelbſt hatte ein Herz von hartem Stein, ſcharfkantig und dreiſeitig; von Stein war auch ſein Haupt, von Stein ſein breiter, dicker Schild, den er vor ſich hielt, als Thor und Thialfi herankamen; einen ſchweren Schleifſtein hielt er als Waffe auf der Schulter. Ihm zur Seite ſtand der Lehmrieſe: dem zitterte vor Angſt das Stutenherz in der breiten Bruſt. Thialfi, der vorauseilte, trat zu Hrungnir und flüſterte ihm zu: „Wenig nützen wird es dir, hältſt du den Schild vor dich, Rieſe; Thor hat es geſehen: er wird in die Erde niederfahren und dich von unten treffen". Da warf Hrungnir den Schild zu Boden und trat mit den Füßen darauf: mit beiden Händen faßte er ſeine Steinwaffe. Unter Blitzen und Donnerkrachen ſtürmte Thor heran und ſchleuderte den Hammer gegen Hrungnir; der traf Hrungnirs Schleifſtein und zerſchmetterte ihn: ein Teil fiel nieder zur Erde, davon ſind alle Schleifſteinfelſen gekommen; der andere fuhr in Thors Haupt, ſo daß er vornüber zu Boden ſtürzte. Thors Hammer aber fuhr weiter, traf Hrungnir mitten auf das Steinhaupt und zerſchmetterte es zu kleinen Stücken. Im Niederfallen ſtürzte der Rieſe ſo über Thor, daß ſein eines Bein auf Thors Halſe lag. Thialfi, der inzwiſchen den Lehmrieſen getötet hatte, mühte ſich, Hrungnirs Bein von Thors Halſe aufzuheben: aber weder ihm noch den Göttern, die gleichfalls Hand anlegten, gelang es. Da eilte Thors Sohn Magni, der erſt drei Winter alt war, herzu: der ſtieß ſchnell den Fuß des Rieſen von ſeines Vaters Halſe und ſprach: „Schmach und Schande, Vater, daß ich ſo ſpät kam! Mit der Fauſt hätte ich dieſen

Rieſen zur Hel* geſandt, wäre ich mit ihm zuſammengetroffen". Thor ſprang auf, lobte ſeines Sohnes Stärke und gab ihm zum Lohne Hrungnirs guten Hengſt.

So ſchreitet Thor von Kampf zu Kampf mit den Rieſen, den Feinden der Aſen und ihrer Schützlinge, der Menſchen. Als Schirmer der Götter, ſtets zu augenblicklichem Beiſtand bereit, zeigt er in dieſen unaufhörlichen Kämpfen ſo gewaltige Kraft, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn er unter allen Göttern nächſt Odin die hervorragendſte Göttergeſtalt iſt, ja oft ſogar dieſem vorangeſtellt wird.** „Aſenfürſt" nennt ihn die Edda. Odin ſelbſt geſteht: „Von allen Häuſern, die Dächer haben, glaub' ich meines Sohnes Haus das größte". 540 Stockwerke hat Thors hochragender Palaſt: ebenſoviel Tore hat Odins Halle. Wo von Wanderungen Thors mit anderen Göttern die Rede iſt, verſchwinden ſeine Gefährten faſt neben ihm, ſo ſehr iſt er an Macht und Stärke ihnen überlegen. Im altheidniſchen, ſog. goldenen Tempel zu Upſala ſtand Thors Bild, als das des mächtigſten Gottes, in der Mitte, ihm zu beiden Seiten Odin und Freyr. In Norwegen und Schweden hatte kein Gott mehr Tempel und Bildſäulen als Thor. Ward in Norwegen „der Aſe" geſagt, ſo war Thor damit gemeint. Als das Chriſtentum mehr und mehr vordrang, ſagte man, um jemand als Heiden zu bezeichnen, er glaube an Thor.

Der nordiſche Odin iſt in erſter Linie ein Gott der Könige und Krieger***: der Landmann aber ſieht ſeinen beſonderen Schirmherrn allezeit in dem derberen, ſinnlicheren Thor, dem göttlichen Ebenbilde des raſtlos im Kampfe mit dem kargen Boden ſich mühenden ſtarknochigen Bauern; an ihm hängt der Bauer ſo feſt wie an ſeiner Scholle. Denn Thor iſt es, der die Steinrieſen, die rohen, dem Menſchen feindſeligen Naturmächte des unwirtlichen Felsgebirges, die keine Menſchenkraft bezwingen kann, zerſchmettert und ſo dem Bauern die Urbarmachung des felſigen Gebirges ermöglicht; er iſt es, der den Gewittern verderbliche Wirkung wehrt und ſie in wohltätige Schranken bannt, der das Wetter reinigt und fruchtbringenden Regen über die durſtenden Fluren ausgießt.

---

* D. h. in das Totenreich, deſſen Göttin Hel iſt: ſ. 2. Buch, Abſchn. 4.
** Vgl. S. 38. *** S. S. 44.

Daher erscheint als Thors Gattin die Erdgöttin Sif. Ihr Bereich ist der Acker, der erntereich von goldgelben Kornhalmen wogt: das ist das Goldhaar, das sie schmückt, das ihr kunstreiche Zwerge fertigten, nachdem Loki, der Feuergott, ihr tückisch das Haar geschoren hatte (s. S. 59).

Als Gott des Ackerbaues ist Thor der Förderer aller Kultur und Gesittung; er ist der Gott des Eigentums: Hammerwurf bestimmt die Grenze des Grundbesitzes; so legt Thor als grenzbestimmender Gott den Grund zu rechtlich geordnetem Staatsleben. Aber nicht nur die Grenze weiht und heiligt Thors Hammer, sondern überhaupt alle rechtsgültigen Handlungen, besonders alle Rechtsverträge; daher fallen die nordischen Gerichtstage auf seinen Tag (den Donnerstag) und die Gerichtsstätten (Thingstätten) befinden sich an dem Thor geweihten Orten. Durch seinen Hammer weiht er auch Brautpaare zur Ehe: so legt er als ehebeschützender Gott den Grund zu sittlich geordnetem Volksleben. Ja, auch den Toten weiht sein Hammer zur letzten Fahrt, der Fahrt zur Hel, der Unterwelt. (S. Balders Tod, 6. Abschn.)

2. Der deutsche Donar.

Auch die deutschen Stämme verehren in Donar, dem Donnergotte, eine hilfreiche und segenspendende Gottheit, die den Ackerbau schirmt und fördert. Sie haben sich ihren Donar wohl ähnlich vorgestellt wie die Skandinavier: auch nach deutscher Vorstellung hat er einen langen, roten Bart. Diesen riefen Hilfsbedürftige in Not an; noch viele Jahrhunderte später findet sich sein roter Bart in Flüchen. „Das walte der rothaarige Donnerer!" riefen noch im vorigen Jahrhundert die Nordfriesen aus. Auch nach deutscher Auffassung führt er den Hammer; ebenso weiht auch nach deutschem Recht Hammerwurf die Grenze des Grundbesitzes; Landeigentum ward durch Hammerwurf in Besitz genommen. Der Hammer ist bei Verkäufen und Versteigerungen noch heute im Gebrauch. Auch an die Böcke Donars findet sich eine Erinnerung in deutschen Erntegebräuchen: hatte das Korn seinen reichen Ernteertrag gespendet, so ließ man in manchen Gegenden die letzte Garbe für die Böcke des Donar zum Dank stehen: man nannte sie in Süddeutschland „Halmbock", „Habergeiß", in

Niederſachſen „Bocksthorn“. In Gablingen ſtellten die Schnitter auf das letzte Haferfeld eine hölzerne Geiß.

Der deutſche Name des Gottes iſt erhalten in der ſchon früher erwähnten altſächſiſchen Abſchwörungsformel, in welcher der neubekehrte Chriſt ſich loszuſagen gelobt von Donar, Wodan und Sachsnot (= Ziu): ſchon aus dieſer Zuſammenſtellung geht hervor, daß Donar den chriſtlichen Glaubensboten als einer der mächtigſten Götter der Germanen galt. Die Heſſen verehrten ihn noch im Anfang des achten Jahrhunderts: beim heſſiſchen Orte Geismar in der Nähe von Fritzlar ſtand die berühmte Donareiche, die Winfried (Bonifatius), der Apoſtel der Heſſen, zum Staunen der herbeigeſtrömten Bewohner des Eddergaues fällte, ohne daß Donar den Frevel durch ſeinen Blitzſtrahl rächte (um 730).

Der nach Donar benannte Donnerstag wurde lange unter dem Volke heilig gehalten, ja bis in die neueſte Zeit iſt dieſe Heilighaltung des Donnerstags nicht ganz ausgerottet: in manchen Gegenden darf am Donnerstag Abend nicht geſponnen und nicht Holz gehauen werden. Die Eſthländer hielten den Donnerstag heiliger als den Sonntag. In Holſtein begannen herkömmlicherweiſe die Hochzeiten am Donnerstag. Seit der Bekanntſchaft mit der römiſchen Götterlehre ſetzen mittelalterliche Schriftſteller den Juppiter, den blitzſchleudernden und donnernden Gott, dem deutſchen Donar gleich: ſo heißt auch der Donnerstag dies Jovis (Juppitertag). Anderſeits weiſen vielfache Spuren darauf hin, daß die Römer Donar wegen ſeiner unüberwindlichen Stärke, ſeiner Rieſenkämpfe und ſeiner Wanderungen dem Herkules gleichſtellten, wohl auch wegen ſeines Hammers, der an Herkules' Keule erinnerte; ſo ſammelte nach Tacitus' Bericht Arminius die Heerſcharen der mit ihm verbündeten Völker im heiligen Walde des Herkules = des Donar nahe der Weſer zum Kampfe gegen die Römer vor der Schlacht bei Idiſiaviſo (16 n. Chr.). In der „Germania“ (c. 9) erwähnt Tacitus ausdrücklich, daß die Germanen dem Herkules = Donar Opfer darbrachten, ferner (c. 3), daß ſie von ſeinen Heldentaten ſangen, ſo oft ſie zur Schlacht zogen: von ſelbſt leuchtet ein, wie vortrefflich ein Schlachtgeſang ſich an den Donnergott richtete, den man als Bezwinger aller Rieſen und Ungetüme, als Schirmer der Familie, des Hauſes und des Beſitzes und als Beſchützer

des Feldbaues verehrte. Donars Bartruf (ſ. S. 58 unten), dem nichts widerſtehen kann, ſuchten die Krieger vor der Schlacht nachzuahmen, indem ſie die Schilde an den Mund hielten, um den Schall ihrer Stimmen zu donnerähnlichem Getöſe anſchwellen zu laſſen.

Außer im Namen unſeres Donnerstages iſt der Name des göttlichen Donnerers noch in einer Reihe von Bergnamen erhalten. Donnersberg heißt der höchſte Gipfel des linksrheiniſchen Haardtgebirges. Einen Donnersberg finden wir auch nahe der Diemel in Weſtfalen unweit Warburg: noch im Mittelalter war dieſer die Stätte eines großen Volksgerichts, das urſprünglich ſicher an den ſeit grauer Vorzeit dem Donar heiligen Berg geknüpft wurde. Unweit desſelben ſteht eine alte Eiche, zu der alljährlich noch im vorigen Jahrhundert die Einwohner der Dörfer Wormeln und Calenberg in feierlichem Zuge wallfahrteten. Auf dem Knüllgebirge in Heſſen findet ſich eine „Donnerkaute", im Kanton Bern ein „Donnerbühel".

Daß man in Donar einen freundlichen, väterlichen Gönner des Ackerbaues verehrte, beweiſt das Gebet eines eſthländiſchen Bauern zu Donar aus dem 17. Jahrhundert, das uns von einem Ohrenzeugen aufbewahrt iſt. Es lautet: „Lieber Donner! Wir opfern dir einen Ochſen, der zwei Hörner und vier Klauen hat, und wollen dich bitten um unſer Pflügen und Säen, daß unſer Stroh kupferrot, unſer Getreide goldgelb werde. Stoße anderswohin alle ſchwarzen, dicken Wolken, über große Sümpfe, hohe Wälder und breite Wüſten. Uns Pflügern und Säern aber gib fruchtbare Zeit und ſüßen Regen. Heiliger Donner! Bewahre unſern Acker, daß er trage gut Stroh unterwärts, gute Ähren überwärts und gut Korn innenwärts".

Außer der Eiche iſt dem Donar der Vogelbeerbaum, die Haſelnuß und die Erbſe heilig; von den Tieren das blitzrote Eichhörnchen, das Rotkehlchen und Rotſchwänzchen und die Schnepfe („Donnerziege" genannt).

Vielleicht erinnert an Donars Böcke der „Klapperbock" oder „Julbock" in den Umzügen der Bauern um Weihnachten: mit dem Schimmelreiter (ſ. S. 57), der an Wodan erinnert, zuſammen zog auf der Inſel Uſedom ein in Erbſenſtroh gehüllter Mann und einer mit dem „Klapperbock" (einer Stange, worüber eine Bockshaut mit daran befindlichem hölzernen Kopf geſpannt iſt, deſſen Kinnladen durch

eine Schnur zum klappernden Zusammenschlagen bewegt werden) umher. Dieser Umzug vergegenwärtigt, wie die höchsten Gottheiten den Menschen nahen und die Fluren segnen.

In England zündete man dem Donar Weihnachtsfeuer an und warf ihm Eichhörnchen hinein, ähnlich in Deutschland ins Osterfeuer.

In eigentümlicher Weise erinnert an die nordische Sage von dem acht Meilen tief vergrabenen Hammer des Donnergottes (s. S. 60 unten) der westfälische Volksglauben, daß mit dem zündenden Blitz zugleich ein schwarzer Keil aus der Wolke tief in den Erdboden niederfahre. So oft es von neuem donnert, heißt es, steigt der Keil der Oberfläche näher: nach sieben Jahren ist er wieder oberhalb der Erde angelangt. Wer ihn findet und aufbewahrt, dessen Haus ist vor Blitzschaden sicher; sobald ein Gewitter naht, fängt der Keil an zu schwitzen. Solche keilförmige Steine heißen auch Donnersteine, Donneräxte, Donnerhämmer, was deutlich an den Steinhammer des Donar erinnert. Wie in der nordischen Sage Thrym, der Riesenfürst, des Donnergottes Hammer acht Rasten tief unter der Erde birgt, so fährt er hier zugleich mit dem zündenden Blitz so tief in die Erde, daß er sieben Jahre braucht, um wieder zur Oberfläche emporzugelangen.

Als mit der fortschreitenden Ausbreitung des Christentums Donars eigentliches Wesen längst dem Dunkel der Vergessenheit verfallen war, wurden manche Züge von ihm auf den Teufel übertragen: so Donars Hammer: der Teufel heißt auch „Meister Hämmerlein". Auch Donars Böcke werden mit dem Teufel in Beziehung gebracht: er erscheint öfters mit Bocksfüßen oder Bockshörnern; in Hexen- und Gespenstergeschichten spielen Böcke eine große Rolle, auf Böcken reiten Hexen zum Blocksberg in der Walpurgisnacht.

Vierter Abſchnitt.

Der nordiſche Njörd.

Njörd gehört zu den Wanen, den alten nordiſchen Gottheiten des Lichtes (ſ. S. 10): wie dieſe überhaupt, iſt er ein milder, freundlicher, ſegenſpendender Gott des Handels und der Seefahrt; am Seegeſtade liegt ſeine Wohnſtätte. Es heißt von ihm, er habe die Menſchen die Ackerbeſtellung gelehrt, er gebiete über die Jahresernte und den Wohlſtand; er beherrſche den Gang des Windes und ſtille Meer und Feuer; ihn rufe man zur See und beim Fiſchfang an; er ſei ein ſo reicher Gott, daß er allen, die ihn darum anrufen, ſowohl liegendes als fahrendes Gut zu erteilen vermöge.

Als nach dem Kriege zwiſchen den Göttergeſchlechtern der Aſen und der Wanen (ſ. S. 13) Njörd nebſt ſeinen Kindern Freyr und Freya unter die Aſen aufgenommen wurde, mußte er ſich von ſeiner Gattin ſcheiden, weil ſie ſeine Schweſter war und Geſchwiſterehen bei den Aſen nicht geſtattet waren. Der Name der Gattin wird nicht genannt: doch der Name ihres Bruders und Gatten, Njörd, weiſt mit unumſtößlicher Sicherheit darauf hin, daß Nerthus (ſ. 2. Buch, 3. Abſchn.) dieſe erſte Gattin Njörds war.

An ihre Stelle trat eine andere Gattin, Skadi, die Tochter des Rieſen Thiaſſi. Als nämlich die Aſen dieſen getötet hatten (ſ. 8. Abſchn.), wappnete ſich ſeine Tochter Skadi mit Helm und Brünne (Panzer) und eilte nach Asgard, um ihres Vaters Tod zu rächen. Da boten ihr die Aſen Erſatz und Buße: ſie ſolle ſich einen der Aſen zum Gemahl wählen; doch dürfe ſie nur die Füße ſehen von denen, unter welchen ſie wähle. Als ſie die Füße mehrerer betrachtet hatte, ſah ſie, wie eines Gottes Füße von vollendeter Schönheit waren. „Den wähle ich!“ rief ſie. „Balder iſt ohne Fehl.“ Aber es war nicht Balder, ſondern Njörd. So erhielt ſie Njörd zum Gemahl. Doch bald brach Zwiſt aus zwiſchen den Gatten: Skadi wollte auf den Felſen im Rieſenlande wohnen, Njörd zog es zum Seegeſtade hin. Da verglichen ſie ſich dahin, daß ſie neun Nächte in Skadis, drei in

Njörds Heimat hausen wollten. Als aber Njörd von den Bergen zum Seegestade heimkehrte, sang er:

„Leid sind mir die Berge; nicht lange war ich dort,
Nur neun Nächte.
Der Wölfe Heulen deuchte mich widrig
Gegen der Schwäne Singen."

Skadi dagegen sang nach kurzem Aufenthalte an der See:

„Nicht schlafen konnt' ich am Ufer der See
Vor der Vögel Lärm;
Da weckte mich vom Wasser kommend
Jeden Morgen die Möwe."

Darauf zog sie nach ihren heimatlichen Felsgebirgen: dort „bewohnt Skadi, die scheue Götterbraut, des Vaters alte Feste". Oft jagt sie auf Schneeschuhen, mit dem Bogen bewaffnet, allerlei Getier.

Skadi ist eine Wintergöttin: den neun Nächten ihres Aufenthalts mit Njörd im rauhen Gebirge entsprechen die neun Wintermonate des langen nordischen Winters; diesen stehen drei Sommermonate am lauen Seegestade gegenüber.

Keine Spur auf deutschem Boden weist auf Njörd oder Skadi hin; dagegen ist seine Schwester und Gattin Nerthus eine der bedeutendsten germanischen Göttinnen.

Fünfter Abschnitt.

Freyr (Fro).

1. Der nordische Freyr.

Unter den alten nordischen Lichtgottheiten, den Wanen, steht an erster Stelle Freyr, Njörds Sohn; sein Vater Njörd tritt gegen ihn völlig zurück. Der Lichtgott Freyr ist neben Thor der gefeiertste Gott in den Nordlanden; erst durch das Vordringen des Odinskultus ward er etwas zurückgedrängt. Immerhin aber steht fest, daß im goldenen Tempel zu Upsala die Bilder dreier Götter standen: Thor

in der Mitte, Odin und Freyr zu beiden Seiten. Daß Freyr den beiden mächtigsten Göttern an die Seite gestellt ist, beweist, welch hohen Rang er noch immer in der nordischen Götterwelt einnahm.

Ein goldborstiger Eber ist sein heiliges Tier: kunstreiche Zwerge fertigten dies Wunderwerk*: er rennt schneller wie ein Pferd durch Lüfte und Wogen; im tiefsten Dunkel der Nacht leuchten seine Goldborsten so, daß es taghell wird, wohin er kommt. Weil der Eber ihm heilig ist, deshalb führten oft Helden Eber als Helmzier; Eberbildchen von Gold waren als zauberkräftiger Schmuck sehr beliebt. Dieser Licht verbreitende, goldstrahlende Eber, auf dem Freyr reitet oder den er vor seinen Wagen schirrt, weist wohl darauf hin, daß Freyr Sonnengott war. Daher heißt auch das Julfest (21. Dezember), an das sich das christliche Weihnachtsfest anschloß, Freyrs Fest: in der dunkelsten Zeit des Jahres feierte man das Fest der Wiederverjüngung der Sonne, der Erlösung von der langen Winternacht**; denn von da an nimmt die Sonne täglich zu, bis sie schließlich den Frühling wieder heraufführt. Zu diesem Fest bäckt das Volk in Schweden, wo Freyr hauptsächlich verehrt wurde, seit alters Kuchen in Ebergestalt.

Von Freyr hängt Sonnenschein und Regen ab; um Fruchtbarkeit der Erde und Frieden fleht man zu ihm. Bei Hochzeiten wird ihm geopfert um Kindersegen. Er ist der Gott der Liebe und des Friedens, wie alle Wanengötter friedlicher Natur sind. Keine Waffe duldet er in seinem Tempel, ja er gibt sogar sein eigenes Schwert aus der Hand, wie unten gezeigt wird. Kein Mörder oder Geächteter darf seinem Tempel nahen, er würde ihn entweihen: dagegen waren die Tempel anderer Götter oft Zufluchtsstätten solcher, die mit Blutschuld beladen oder friedlos waren. Des Friedensgottes Söhne sind der Sage nach solche Könige, unter deren Herrschaft Frieden und glückliche Zeit ihren Völkern blüht. Als solcher Friedensfürst und Freyrs Sohn galt vor allem der dänische König Frodi (Fro = Freyr, s. unten). Unter seiner Herrschaft, so heißt es, war die glücklichste, segensreichste Friedenszeit: keine Gewalttat, kein Rechtsbruch störte den Frieden. Ja, ein Goldring lag auf offner Heide Jahr und Tag,

* S. S. 59—60. ** Nach anderer Auffassung ist das Julfest ein Totenfest.

Mail

ohne daß jemand gewagt hätte, ihn zu entwenden. — Wie Freyrs Mutter Nerthus bei ihrem Umzuge den Völkern Friede und Fruchtbarkeit brachte, der Krieg ruhte, die Waffen schwiegen und alles Eisengerät verschlossen ward, wohin sie kam*, so zieht auch Freyr, Friede und Fruchtbarkeit bringend, durch die Lande: auf einem Wagen stehend wird seine Bildsäule, geleitet von einer jungen, schönen Priesterin, durchs Land gefahren: das Volk strömt dem Wagen entgegen und bringt Opfer dar: dann klärt sich das Wetter, und alle hoffen auf ein fruchtbares Jahr.

Außer dem goldborstigen Eber fertigten die Zwerge dem Freyr sein wunderbares Schiff (s. S. 59—60), das stets günstigen Fahrwind hat, wohin er auch fahren will: auch läßt es sich wie ein Tuch zusammenfalten. Also ist Freyr, des meerbeherrschenden Njörd Sohn, auch Gott der Schiffahrt.

Eins der schönsten Lieder der Edda besingt **Freyrs Liebe zu Gerda.**** Eines Tages hatte Freyr sich auf Odins Hochsitz gesetzt und schaute von da aus weithin über alle Welten. Als er nach Norden blickte, sah er im Riesenland eine Maid, so strahlend von Schönheit, wie er noch keine erschaut hatte, zu ihres Vaters, des Riesen Gymir, Hause schreiten: wie sie die Hände erhob, um die Tür zu öffnen, da leuchteten von ihren weißen Armen Luft und Wasser. Harmvoll ging Freyr hinweg, verbarg sich in seinem Hause und wollte weder Speise noch Trank zu sich nehmen und mit niemand reden. Brennende Sehnsucht nach der schönen Riesenjungfrau verzehrte ihn. Besorgt sandte sein Vater Njörd den Skirnir, Freyrs Diener, zu ihm, um ihn zu fragen, warum er so unwirsch sei, daß er mit niemand reden wolle. Ungern ging Skirnir, da er sich übler Antwort versah. „Sage mir, Freyr, volkwaltender Gott", fragte er seinen Gebieter, „was weilst du allein im weiten Saal den lieben, langen Tag?" — „Was soll ich dir jungem Gesellen meines Herzens bittern Harm künden?" antwortete Freyr. „Alle Tage leuchtet die

* S. 2. Buch, Abschn. 3.

** Dem Gedichte liegt nach Mogk „ein alter Frühjahrsmythus zu Grunde: die Erweckung der Natur durch die erwärmenden Strahlen des jungen Himmelsgottes im Frühling, derselbe Mythus, auf den die Sage von Siegfried und Brunhild zurückgeht, dem unser Märchen vom Dornröschen entsprossen ist".

Sonne, doch nicht mir zur Liebesluſt." — „Dein Gram kann ſo groß nicht ſein, daß du ihn mir nicht ſagen ſollteſt", verſetzte Skirnir. „Gemeinſam verlebten wir die Tage der Jugend: darum mögen wir zwei einander vertrauen." — „In Gymirs Gärten ſah ich gehen die Maid, die ich liebe", begann darauf Freyr. „Ihre Arme leuchteten und Luft und Meer ſchimmerten von dem Scheine. Mehr lieb' ich die Maid, als ein Jüngling es mag im Lenz ſeines Lebens. Doch keiner der Götter will, daß ich und ſie beiſammen ſeien." Da erbot ſich Skirnir, als Freyrs Bote zu Gerda zu eilen: doch ſolle er ihm ſein Roß geben, damit es ihn ſicher durch die qualmende Flamme trage, und ſein Schwert, das ſich von ſelbſt ſchwinge gegen der Reifrieſen Brut. Gern gab Freyr ihm beides hin. So ausgerüſtet enteilte Skirnir und gelangte bald zu Gerdas Saal. Flackernde Flammen umwallten ihn*: wütige Hunde hüteten den Zugang. In der Nähe ſaß ein Hirt am Hügel: den fragte er, wie er vor Gymirs Grauhunden zu Gerda gelangen könnte. „Biſt du dem Tode nahe oder ſchon tot?" fragte jener. „Ungegönnt bleibt dir immerdar, mit der göttlichen Gerda zu ſprechen." — „Wer fertig iſt zur letzten** Fahrt, dem ziemt Kühnheit", antwortete Skirnir und drang mutig bis vor die Tür des Saales. „Welch Toſen hör' ich ertönen?" fragte Gerda ihre Magd. „Die Erde bebt davon und alle Häuſer erzittern." — „Ein Mann iſt draußen vom Roſſe geſtiegen und läßt es graſen", antwortete jene. — „Bitt' ihn einzutreten und reiche ihm den Willkommtrank", befahl Gerda. — „Wer biſt du von den Aſenſöhnen oder den weiſen Wanen? Was rittſt du allein durch die flackernde Flamme, um unſern Saal zu ſchauen?" fragte Gerda den Fremdling. — „Nicht bin ich von den Aſenſöhnen noch den weiſen Wanen; durch die flackernde Flamme ritt ich zu dir auf Freyrs Gebot. Elf Äpfel, ſchwer von Gold, will ich dir geben, deine Liebe zu erkaufen daß du Freyr bekennſt, keiner lebe, der dir lieber ſei als er." — „Nicht nehm' ich die Äpfel an und keines Mannes Minne; nicht mag ich mit Freyr je zuſammen ſein, ſolange wir beide atmen", verſetzte

---

* Ähnlich iſt Brunhild vom Flammenwall umſchloſſen: ſ. Wölſungenſage 2. Buch, 5. Abſchn.

** D. i. zur Fahrt zur Hel (der Unterweltsgöttin) = zum Tode.

Gerda ſtolz. — „So biete ich dir Odins Goldring: acht gleich ſchwere entträufeln ihm in jeder neunten Nacht", warb Skirnir weiter. Doch Gerda wies ihn zurück: „Nicht begehre ich den Goldring: nicht Goldes bedarf ich, mir ſpart der Vater die Schätze." — „Siehſt du, Mädchen, das Schwert, das ich in der Hand halte, ſcharf und ſpitz? Das Haupt hau' ich vom Hals dir ab, wenn du Freyr dich weigerſt", drohte Skirnir. Doch ſtolz erwiderte ſie: „Zwang erdulden werd' ich zu keiner Zeit um Mannesminne. Hüte du nur dein Leben: gewahrt dich Gymir, mein Vater, ſo wirſt du in ſchwere Kampfesnot kommen." — Da drohte Skirnir, ihr den Vater zu erſchlagen mit ſeinem ſcharfen Schwerte, und begann durch furchtbare Beſchwörungen ſie zu ängſtigen, wenn ſie nicht in ſeine Werbung willige. „Mit der Zauberrute", ſprach er, „werd' ich dich zwingen, Maid, zu meinem Willen. Dahin wirſt du kommen, wo dich Menſchenkinder nicht mehr ſehen ſollen. Auf des Aaren Felſen ſollſt du ſitzen in der Frühe, weg von der Welt gewandt zur Hel.* Speiſe ſei dir leider als einem Sterblichen die gräßliche Midgardſchlange.** Ein ſcheußliches Wunder ſollſt du werden, daß alles dich anſtarrt. Einſamkeit und Abſcheu, Zwang und Ungeduld ſollen dir Trübſal und Tränen mehren. Sitz' nieder und ich will dir ſagen deines Leides ſchwellenden Strom, den zweiſchneidigen Schmerz. Den ganzen Tag ſollſt du dich krümmen vor der Reifrieſen Halle, der Speiſe beraubt; Leid für Luſt wird dir zum Lohn, mit Tränen trägſt du dein Unglück. Mit dreiköpfigem Rieſen ſollſt du das Leben teilen oder altern unvermählt. Sehnſucht ſcheucht dich von Morgen zu Morgen; wie die Diſtel dorrſt du, die ſich in des Ofens Öffnung drängte. Gram iſt dir Odin, gram iſt Thor dir, der Aſenfürſt, Freyr verflucht dich. Flieh', üble Maid, ehe dich der Götter Zauberzorn vernichtet. Hört es, Götter und Rieſen, wie ich banne und verbiete Mannes Geſellſchaft der Maid und Mannes Gemeinſchaft. Zauberkräftige Stabrunen ritz' ich dir: Ohnmacht, Unmut, Ungeduld." Solch furchtbare Beſchwörungen verfehlten ihre Wirkung nicht: geängſtigt willigte Gerda ein, Freyr in Liebe zu empfangen. „Meiner Werbung Erfolg will ich geſichert wiſſen, eh' ich von hinnen mich hebe", ſprach Skirnir. „Wann willſt

* Göttin der Unterwelt und des Todes. ** S. 8. Abſchn. gegen Ende.

du in Minne Freyr nahen, dem männlichen Sohn des Njörd?" — „Schau' den Wald dort, den kaum eines Sterblichen Fuß betritt. Nach neun Nächten will Gerda dort Freyr Freude gönnen", entgegnete sie. — Froh ritt Skirnir heim. Draußen vor seiner Halle stand Freyr, ihn erwartend. „Sage mir, Skirnir, ehe du den Sattel abwirfst oder den Fuß vorrückst, was hast du ausgerichtet im Riesenland?" rief er ihm entgegen. Und als ihm Skirnir kündete, nach neun Nächten wolle Gerda seiner Liebe sich hingeben, da antwortete er in ungeduldiger Sehnsucht: „Lang ist eine Nacht, länger sind zwei: wie mag ich neun Nächte harren? Oft deuchte ein Monat mich minder lang als eine halbe Nacht solchen Harrens".

Wie Freyr selbst ein besonders feuriges und schnelles Roß besitzt, das Skirnir zu dem waghalsigen Ritte zu Gerda sich ausbittet, so galt überhaupt das Roß als sein heiliges Tier: denn in Norwegen hielt man ihm bei seinem Tempel heilige Rosse. Als die Drontheimer eben widerwillig zum Christentum bekehrt waren, so geht die Sage, da wurde dem König Olaf, ihrem Herrn, gemeldet, sie hätten sich doch schon wieder dem Dienste Freyrs, dessen Bildsäule noch bei ihnen stand, zugewandt. Olaf forderte sie auf, das Bild zu zerbrechen. Da sie sich weigerten, entschloß er sich, den Götzen eigenhändig zu zerstören: er schiffte zu der Küste, an welcher der Tempel stand. Als er landete, sah er dort des Gottes heilige Rosse weiden. Der König bestieg den Hengst, seine Begleiter die Stuten: so ritten sie zum Tempel. Die Bildsäulen der übrigen Götzen, die dort aufgestellt waren, warf Olaf um, Freyrs Bild führte er mit sich. Als die Drontheimer die andern Bilder umgestürzt, das des Hauptgottes fortgeführt sahen, schlossen sie, Olaf habe dies getan. Der König ließ im Volksthing (Volksversammlung) Freyrs Bild aufstellen und fragte das Volk: „Kennt ihr diesen Mann?" — Sie antworteten: „Es ist Freyr, unser Gott". — „Wie hat er euch seine Macht erwiesen?" fragte Olaf weiter. — „Er hat oft mit uns geredet, das Zukünftige geweisagt, Frieden und Fruchtbarkeit verliehen", lautete die Antwort. — „Der Teufel redete mit euch!" rief Olaf, ergriff eine Axt und zerschlug das Bild vor ihren Augen, indem er ihm zurief: „Hilf dir und wehre dich, wenn du kannst!"

Da das Roß Freyrs heiliges Tier war, so steckte man in Skandinavien Pferdehäupter auf Stangen, indem man durch Hölzer ihnen die Rachen aufsperrte, und richtete sie nach der Gegend, wo der Feind wohnte, dem man durch diesen Pferdezauber schaden wollte.

2. Der deutsche Fro.

Auf deutschem Boden hat sich fast nichts erhalten, was unmittelbar auf die Verehrung dieses Gottes hinweist. Dem nordischen Namen Freyr entspricht im Althochdeutschen Fro: daß dies die Bezeichnung für einen Gott, den Himmelsherrn, war, geht daraus hervor, daß unsere ältesten Dichter Christus so nennen, indem sie den dem Volke wohlvertrauten Namen von dem heidnischen Gotte auf den Herrn der Christenheit übertragen. Jedenfalls konnte dieser Name nur dem höchsten heidnischen Gotte beigelegt werden: daraus schließt man, daß Fro, wie im Nordischen Freyr, nur ein jüngerer Name für den uralten Himmelsgott (s. S. 11) ist. Heute ist das Wort noch erhalten in Fronleichnam = Leichnam des Herrn. Fronden, Frondienste sind Lasten, welche die Untergebenen dem Herrn zu leisten haben; frönen heißt „einem als Herrn dienen". Vielleicht weist darauf noch der Name des Ortes Fronhausen unweit Marburg an der Lahn.

In der hessischen Wetterau sagt der Landmann, wenn die vollen Kornähren im Winde wallen: „Der Eber geht im Korn". Ursprünglich dachte man dabei wohl an Fro, der auf seinem goldborstigen Eber durch die Fluren reitet und sie fruchtbar macht.

Auf Fros Verehrung in Deutschland weisen wohl auch die Pferdehäupter hin, die noch heute der Bauer in Lüneburg, Holstein und Mecklenburg am Giebel seines Hauses als Zierat ausschnitzen läßt. Sicherlich ist dies ein Überbleibsel altheidnischer Sitte: denn in alter Zeit schnitt man Pferdehäupter ab und pflanzte sie — jedenfalls als Gabe für Fro, dem das Pferd heilig war — auf; Pferdeopfer waren bei unseren altheidnischen Vorfahren sehr beliebt. Als der römische Feldherr Caecina in die Gegend des Teutoburger Waldes gelangte, wo Varus mit seinen Legionen den Untergang gefunden hatte, sah er eine Menge von Pferdehäuptern auf Baumstämmen aufgepflanzt: es waren die Häupter der römischen Pferde, die den

Göttern geopfert waren. Im Kindermärchen wird das Haupt des treuen Roſſes Falada über das Tor genagelt und ſteht der Königstochter Rede und Antwort. Jahrhundertelang hatte die Kirche mit der Sitte unſerer heidniſchen Vorfahren zu kämpfen, Pferde als Opfer zu ſchlachten und zu verzehren.

Sechſter Abſchnitt.

Balder.

1. Der nordiſche Balder.

Freyr (Fro), dem Fruchtbarkeit verleihenden Gotte des Sonnenlichtes, reiht ſich als Gott der Frühlingsſonne Balder an: beide Götter ſtellen jeder für ſich nur eine Seite des Wirkens des alten Himmelsgottes (ſ. S. 11) dar. Dieſe Mehrzahl der Lichtgötter iſt bezeichnend für die Freude der Nordländer an Licht und Tag. Lang, hart und kalt iſt der Winter unter dem nördlichen Himmel des rauhen Skandinaviens: da ſpäht voll Sehnſucht des Menſchen Auge nach dem erſten erwärmenden Strahl der Frühlingsſonne, der den Bann der ſtrengen Winterkälte bricht und die Natur aus ihrem Todesſchlafe erlöſt, mit ungleich größerer Sehnſucht als unter dem ewig blauen Himmel Italiens oder Griechenlands. Der Norden kennt das Sonnenlicht nur als die freundlichſte, ſegenbringendſte Himmelsmacht: die verheerenden Wirkungen, die in den waſſerarmen Ländern des Südens der Sonnenbrand ausübt, ſind ihm fremd. Wie Freyr, ſo wird daher auch Balder als gütiger, den Menſchen freundlicher Gott verehrt. Mit ganz beſonderer Liebe malte ſich die Phantaſie das Bild dieſes ſegenſpendenden Lichtgottes aus: ſo hehr und rein, ſo durchgeiſtigt und frei von jedem Fehl erſcheint keine Göttergeſtalt als die ſeine. Odins, des Himmelsgottes Sohn, heißt er in der Edda. „Nur Gutes", kündet ſie, „iſt von ihm zu ſagen: er iſt der beſte aller Aſen und wird von allen gelobt. Er iſt ſo ſchön von Antlitz und ſo glänzend, daß heller Lichtglanz ihn umſtrahlt. Ein Kraut iſt ſo licht, daß es mit Balders Augenbrauen verglichen wird, es iſt das lichteſte aller Kräuter (gemeint iſt die große Kamille, als irdiſches Bild der

leuchtenden Sonne): daraus kann man auf die Schönheit seines Haares sowohl als seines Leibes schließen. Er ist der weiseste, beredteste und mildeste aller Asen: seine Urteile kann niemand schelten. Er bewohnt im Himmel die Stätte, die „Weitglanz" heißt. Da wird nichts Unreines geduldet."

Aber wie im Norden der sonnenreiche Teil des Jahres schnell dahinschwindet, um dem langen, finstern Winter Platz zu machen, so findet der jugendschöne, strahlende Lichtgott ein jähes Ende durch seinen blinden Bruder: die schmerzliche Beobachtung von der schnellen Vergänglichkeit der schönen Jahreszeit findet sich in keiner Götterſage der uns bekannten Kulturvölker schärfer ausgeprägt als in der schönsten Sage der Edda, der von Balders Tode.

Bange Zweifel über das Schicksal der Götter und der Welt, so heißt es, ängstigten Odin: darum sandte er seine klugen Raben zu zwei weisen Zwergen, um Kunde von ihnen zu erforschen; doch vergebens: dunkel war ihr Spruch. Da forderte Odin alle Götter auf, die Nacht über auf glücklichen Rat für die Götter zu sinnen. Am nächsten Morgen eilten Asen und Asinnen wieder zur Versammlung. Böse Träume hatten Balder geschreckt: das schuf den Asen schweren Kummer. Da schwang Allvater selbst sich auf den Rücken seines achtfüßigen Hengstes und ritt gen Nebelheim zur finstern Behausung der Todesgöttin Hel. Laut bellend, mit weit gähnendem Schlund rannte ihm ein Hund, blutbefleckt an der Brust, entgegen. Doch Odin ritt weiter, daß laut die Erde dröhnte: fern im Osten der Hel fand er den Totenhügel der Wala (Zauberin), nach der er ausgeritten war. Mit seinem Runenstabe schlug er auf ihn und zwang durch zauberkräftige Beschwörung die Seherin, ihr Totengemach zu verlassen.

„Das Wecklied zu singen begann er der Weisen,
Schlug mit dem Stabe, nach Norden schauend,
Sprach die Beschwörung und heischte Bescheid,
Bis gezwungen sie aufstand, Unheil verkündend."

Unwillig stieg sie herauf und fragte unwirsch:

„Welcher der Männer, mir unbewußter,
Schafft mir Beschwer, stört mir die Ruh?
Schnee beschneite mich, Regen beschlug mich
Tau beträufte mich, tot war ich lange."

Nicht nannte ihr Odin seinen Namen, Wegtam (Wanderer) nannte er sich. „Wem sind hier im dunkeln Hause der Hel die Sitze mit Ringen bestreut, die glänzenden Betten mit Gold bedeckt?" fragte er. — „Hier steht dem Balder der Met zum Willkomm schon eingeschenkt: keine Hoffnung gibt es für die Asen, sein Leben zu erhalten. Genötigt sprach ich, nun will ich schweigen", antwortete sie. — „Schweige nicht, Wala", erwiderte Odin. „Ich will dich fragen, bis ich alles weiß. Welcher der Männer wird Balder morden?" — „Hödur wird den hehren Sohn Odins töten. Genötigt sprach ich, nun will ich schweigen." — „Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen, bis ich alles weiß. Wer wird an Hödur Rache gewinnen und Balders Mörder zum Holzstoß (Scheiterhaufen) bringen?" — „Odins und Rindas* Sohn ist sein Rächer. Eine Nacht nur alt schreitet er zum Kampfe. Er wäscht die Hand nicht, das Haar kämmt er nicht, bis er Balders Mörder zum Holzstoß bringt. Genötigt sprach ich, nun will ich schweigen." — „Schweige nicht, Wala, ich will dich fragen, bis ich alles weiß. Wie heißt das Weib, das nicht weinen will über Balders Tod, nicht himmelan werfen des Hauptes Schleier? Sage dies eine noch, nicht eher sollst du schlafen." — „Weißt du selbst schon, was kommen wird nach Balders Tode, so bist du nicht Wegtam, wie du sagst: nur Odin weiß das, des Weltalls Erschaffer. Heim reite jetzt, Odin, und rühme dich: denn kein Mann kommt mehr, mich zu besuchen, bis Loki los und ledig seiner Bande wird** und der Götteruntergang verderbend hereinbricht."

Als Odin den Asen die Kunde brachte, daß Balder, dem Liebling aller, der Tod drohe, beschlossen sie, ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Da nahm Frigg*** Eide von allen lebenden und toten Dingen, von vierfüßigem Getier, Vögeln und Würmern, von Feuer, Wasser, Erde und Steinen, Eisen und allen Erzen, Bäumen und Pflanzen, daß keines Balder schaden sollte. Als das geschehen und allen bekannt war, da kurzweilten die Asen mit Balder: er stellte sich mitten in ihren Kreis, und die einen schossen nach ihm, die andern warfen mit Steinen, andere hieben nach ihm. Aber was sie auch taten, nichts schadete ihm: das deuchte sie alle ein großer

* Erdgöttin. ** S. 4. Teil, 1. Abschn. *** Odins Gattin: s. 2. Buch, 1. Abschn.

Gewinn. Aber als Loki das sah, ärgerte es ihn, daß nichts Balder verletzen sollte; darum nahm er die Gestalt eines alten Weibes an und eilte zu Frigg. Da fragte Frigg die Alte, ob sie wüßte, was die Asen in ihrer Versammlung vornähmen. „Sie schießen und werfen nach Balder: doch nichts schadet ihm", versetzte die Alte. — „Freilich, keine Waffe und kein Baum schadet Balder: von allen habe ich ja Eide genommen", sagte Frigg. — „Haben denn alle Dinge geschworen, Balder zu schonen?" fragte die Alte. — Frigg antwortete: „Ja, alle Dinge schwuren den Eid. Nur eine Staude, östlich von Walhall, der Mistelzweig, schien mir zu schwach und jung, ihn in Eid zu nehmen". — Da schied die Alte: hurtig eilte Loki zum Mistelzweig*, riß ihn aus und trat wieder in den Kreis der Asen. Er schritt zu Balders blindem Bruder Hödur, der zu äußerst stand. „Warum schießest du nicht nach Balder wie die andern alle?" fragte ihn Loki. — „Weil ich nicht sehe, wo Balder steht; auch habe ich keine Waffe", entgegnete Hödur. Da versetzte Loki: „Tue doch wie die andern und biete Balder auch Ehre. Ich will dich dahin weisen, wo er steht: schieße nach ihm mit diesem Reis". Damit drückte er ihm den Mistelzweig in die Hand: der blinde Hödur schleuderte denselben arglos in der Richtung, die Loki ihm angab. Der Mistelzweig traf Balder und durchbohrte ihn, so daß er tot zur Erde fiel: das war das größte Unglück, das je Menschen und Götter betraf. Sprachlos vor Schrecken standen alle Asen da, starrten auf den Daliegenden und dachten nicht einmal daran, ihn aufzuheben. Einer sah den andern an: aller Gedanken waren wider den gerichtet, der diese Tat vollbracht hatte; aber sie durften es nicht sogleich rächen, denn es war an einer heiligen Freistätte geschehen. Als aber die Asen die Sprache wiedererlangten, da war das erste, daß sie so heftig zu weinen anfingen, daß keiner mit Worten dem anderen seinen Harm sagen mochte. Am meisten aber grämte sich Odin um Balders Tod; denn niemand wußte so gut als er, zu wie großem Verlust und Verfall den Asen Balders Ende gereichen werde. Als die Asen sich vom ersten Entsetzen erholt

* Auf Inseln im Mälarsee wächst die Mistel bis zu drei Ellen Länge. Da sie als Schmarotzerpflanze kein selbständiges Leben führt, wird sie bei dem Eide, der allen Dingen abgenommen wird, übersehen.

hatten, fragte Frigg, wer von ihnen ihre Gunst und Huld gewinnen und den Helweg (Weg zur Todes- und Unterweltsgöttin Hel) reiten wolle, um zu versuchen, ob er da Balder fände, und der Hel Lösegeld zu bieten, daß sie ihn wieder hinauffahren ließe gen Asgard. Da erbot sich Hermodur, der schnelle Sohn Odins, zu dieser Fahrt. Odin lieh ihm seinen achtfüßigen Hengst; mit Windeseile stob Hermodur auf ihm von dannen. Blutrache aber für Balder nahm Wali, der Sohn Odins und der Rinda: kaum geboren, einnächtig, war er. Doch wie der germanische Krieger Haar und Bart und Fingernägel wachsen ließ, sich nicht wusch und nicht kämmte, bis er der dringendsten Pflicht der Blutrache, die keinen Aufschub duldete, genügt hatte, so rief auch den kaum geborenen Sohn Odins das Blut seines göttlichen Bruders sofort zum heiligen Rachewerk: „die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmte er, bis er zum Holzstoß trug Balders Töter". Von ihm gefällt, wurde Hödur demselben Scheiterhaufen wie Balder überantwortet. Balders Leichnam nämlich trugen die Asen zur See: auf seinem Schiffe, dem größten aller Schiffe, wollten sie ihn verbrennen, aber sie vermochten es nicht von der Stelle zu stoßen. Da sandten sie nach einem Riesenweibe von ungeheurer Stärke: sie kam auf einem Wolf, der mit einer Schlange gezäumt war, herangeritten. Mit einem Rucke stieß sie das Schiff so gewaltig vorwärts, daß Feuer aus den Walzen flog und alle Lande erzitterten. Zornig griff Thor nach seinem Hammer, um die Uebermütige zu strafen; doch die übrigen Asen baten um Frieden für sie. Dann betteten sie die Leiche auf den Scheiterhaufen im Schiffe: als das Nanna, Balders blühendes, zartes Weib sah, da zersprang sie vor Jammer und starb. Traurig legten die Asen ihren Leichnam neben den ihres Gatten und entzündeten den Holzstoß. Auch Balders Hengst, prächtig aufgezäumt, wurde mitverbrannt. Thor weihte den Scheiterhaufen mit seinem Hammer. Wie die Sonne feurig glühend am fernen Horizont in die Fluten sinkt, so wurde von den Wogen des Gottes Leichenbrand von dannen getragen, bis er den Augen der Zuschauer entschwand. Viele Gäste wohnten dem traurigen Schauspiele Balder zu Ehren bei: Odin war herangekommen, umflattert von seinen Raben, gefolgt von den Walküren; seinen wunderbaren Goldring legte er auf Balders Scheiterhaufen nieder. Frigg stand neben ihm auf dem Wagen. Freyr

fuhr heran: vor seinen Wagen hatte er den goldborstigen Eber geschirrt. Heimdall* ritt seinen Hengst Goldzopf, und Freya fuhr auf ihrem mit Katzen bespannten Wagen.

Derweil ritt Hermodur neun Nächte lang durch tiefe, dunkle Täler, so daß er nichts sah, bis er an den Strom und die Brücke kam, die mit glänzendem Golde belegt ist. Eine finstere Riesenmaid** bewachte die Brücke. „Wer bist du", rief sie ihn an, „der du den Helweg reitest? was suchst du bei Hel? Nicht hast du die Farbe toter Männer; fünf Haufen toter Männer ritten gestern über die Brücke: doch unter deines Rosses Hufen erdonnert sie weit lauter." — „Balder soll ich suchen: hast du ihn gesehen?" antwortete er. — „Wohl sah ich ihn über die Brücke reiten; nördlich führt der Weg hinab zur Hel", erwiderte sie. Da ritt Hermodur weiter, bis er an das Gitter kam, welches das Reich der Hel umschließt. Fester zog er dem Rosse den Gurt, und tief preßte er ihm die Sporen in die Weichen, daß es hoch sich aufbäumend in mächtigem Satze über das Gitter schnellte, ohne es zu berühren. Stracks auf die Halle ritt Hermodur zu. Da sah er Balder auf dem Ehrenplatze sitzen: mit Ringen waren ihm die Sitze bestreut, mit Gold ihm das glänzende Lager bedeckt, in goldnem Becher stand der Met vor ihm eingeschenkt. So ward auch in Hels düsterem Schattenreich der schönste und beste der Asen ehrenvoll bewillkommnet. Am andern Morgen bat Hermodur die Hel, seinen Bruder wieder zum Himmelslichte hinaufzulassen: denn alles trauere um ihn, Götter wie Menschen. „Erproben soll sich's", entgegnete Hel, „ob wirklich Balder so allgemein geliebt und betrauert wird, als du sagst. Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige wie tote, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen fahren; doch wenn nur eins widerspricht und nicht weinen will, so muß er bei Hel bleiben." Da rüstete Hermodur sich zum Heimritte. Balder geleitete ihn aus der Halle, nahm den kostbaren Goldring, den ihm Odin auf den Scheiterhaufen gelegt hatte, und sandte ihn Odin zurück zum Andenken; auch Nanna, seine Gattin, sandte Gaben: der Frigg einen Überwurf und andere Geschenke, der Fulla, Friggs Dienerin, einen Goldring.

---

* Gott des Morgenlichts. ** S. 2. Buch, 4. Abschn.

Als Hermodur den Asen Hels Bescheid kündete, entsandten sie Boten in alle Welt und geboten, alles solle Balder losweinen aus Hels Gewalt. Da sah man nicht nur Götter, Riesen und Menschen weinen, nein, auch die Tiere, ja, die Erde, die Bäume, selbst Steine und Erze weinten um Balder. Schon glaubten die Boten der Götter mit froher Kunde zur Hel fahren zu können, da fanden sie unterwegs in finstrer Höhle ein Riesenweib sitzen: sie baten es, gleichfalls Balder aus Hels Gewalt zu weinen. Sie entgegnete: „Ich muß weinen mit trockenen Augen über Balders Ende; nicht im Leben noch im Tod hatt' ich Nutzen von ihm. Behalte darum Hel, was sie hat". Man glaubte, der tückische Loki habe diese Gestalt angenommen. So mußte Balder bei Hel bleiben; erst bei der Welterneuerung* kehrt er wieder.

2. Balder in Deutschland.

Daß Balder nicht bloß im germanischen Norden, sondern auch in den Grenzen unseres engeren deutschen Vaterlandes heimisch war, dafür können wir ein altehrwürdiges Zeugnis anführen, den sog. Merseburger Zauberspruch (abgedruckt S. 55), eins der ältesten Denkmäler der ostfränkischen Mundart.

Wie in der eddischen Sage Balders schwere Träume alle Götter beunruhigten, so in diesem altdeutschen Zauberliede die Lähmung seines Rosses. Nachdem verschiedene Göttinnen vergeblich sich gemüht haben, die Verrenkung des Fußes zu heben, gelingt es dem Meister des Runenzaubers, Wodan.

Die Erinnerung an Balders Leichenbrand aber hat Jahrtausende überdauert: noch heute lodern am Fest der Sommersonnenwende, dem Johannistage (24. Juni), in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes Holzstöße von Bergen und Hügeln auf, so in Franken, Thüringen, Schwaben, Bayern, Österreich, Schlesien. Ursprünglich entzündete man diese Sonnenwendfeuer wohl zur Erinnerung an den Tod und den Scheiterhaufen des Lichtgottes; denn an diesem Tage hat die Sonne gleichsam den Gipfel ihrer Macht erreicht und muß nun von demselben herabsteigen. Heutzutage denkt keiner mehr von allen denen, die den Holzstoß entfachen oder umstehen, an des alt-

* S. 4. Teil, 2. Abschn.

heidnischen Lichtgottes Totenbrand; lustig jauchzend tanzt das Volk um den Holzstoß und Burschen und Dirnen springen munter über die verglimmenden Scheite.

Doch noch ein Umstand weist darauf hin, daß Balder einst auch von unseren Vorfahren verehrt sein muß, die Verehrung seines Sohnes Fosite.

Siebenter Abschnitt.

Fosite (Forseti).

Balders Urteile kann niemand schelten, heißt es in der Edda: der Gott des reinen Himmelslichtes ist zugleich der weiseste und gerechteste Richter für Götter und Menschen. Wie in der Edda Thor als Sohn Odins bezeichnet wird, weil er eine Seite des Wesens des höchsten Gottes, sein Wirken als Donnergott, darstellt, so vertritt auch Balders Sohn Forseti nur eine Seite des Wesens seines Vaters: er ist der Gott des Gerichts. Sein Name bedeutet: Vorsitzer (bei Gericht). Wie Balder thront er in gold- und silberglänzendem Saale, wie jener heißt er der weiseste, beredteste, mildeste Gott, dessen Ausspruch unumstößlich ist:

„Auf goldnen Säulen ruht
Des Saales Silberdach.
Da thront Forseti den langen Tag
Und schlichtet allen Streit."

Alle, die sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehen aus seinem glänzenden Saale verglichen nach Hause. Sein Richterstuhl ist der beste für Götter und Menschen.

Der nordische Forseti aber ist unzweifelhaft derselbe Gott mit dem friesischen Fosite, nach welchem Helgoland vor alters Fositesland hieß: denn hier stand des Gottes hochheiliger Tempel. Als unverletzlich galt er und die ganze Insel selbst den verwegensten Wikingern und Seeräubern; niemand wagte etwas auf der Insel, lebende oder tote Dinge, anzutasten, da sie ganz dem Gotte geweiht war und dem Frevler jäher Tod in den Wogen drohte. Nach der

schönen Sage vom Ursprung des Friesenrechtes flehen die zwölf Rechtsprecher der Friesen, in steuerlosem Schiffe auf den Meereswogen treibend, zu den Göttern, sie sollten ihnen einen Dreizehnten senden, der ihr Schiff zum Lande steuere und sie das Recht lehre. Kaum ist ihr Gebet verhallt, da sitzt ein Dreizehnter am Ruder und lenkt durch Wind und Wogen den schwankenden Kahn glücklich an eine Insel. Die Axt wirft er von der Schulter: wo sie in den Boden fährt, da entspringt ein hellsprudelnder Born. Um ihn heißt der hehre Unbekannte sie hersitzen und weist ihnen das Recht; kaum ist seine Belehrung zu Ende, da sehen sich die Zwölfe zu ihrem Staunen allein um den Rechtsquell sitzen. Hochheilig war dieser Born auf der nach Fosite in der Folgezeit Fositesland benannten Insel: nur in ehrfurchtsvollem Schweigen durfte man aus ihm schöpfen, kein menschliches Wort sollte die heilige Stätte entweihen. Als der Glaubensbote Willibrord († 739) es wagte, in der heiligen Quelle unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit drei Eingeborene zu taufen, erwartete das Volk, der erzürnte Gott werde den Frevler durch schnellen Tod vernichten. Nach ihm kam Liudger als Apostel der Friesen dorthin; er zerstörte den Tempel Fosites. Die schon dem Heidentum heilige Insel nannten die Bekehrer „Heiligeland" = Helgoland.

Diese hohe Verehrung, welche die Friesen dem Fosite erwiesen, den wir als Forseti, Balders Sohn, aus der Edda kennen, berechtigt zu dem Schlusse, daß auch sein Vater Balder bei ihnen als Gott verehrt wurde.

Achter Abschnitt.

Der nordische Loki.

Loki (von lukan = schließen) bedeutet „der Beschließer, der Endiger": denn sein ganzes Wirken zielt darauf ab, der Macht der Götter ein Ende zu machen, und führt endlich deren Untergang herbei. Aber wegen seines Wesens und wegen der Ähnlichkeit des Namens verschmilzt mit ihm ein Dämon des Feuers Logi = „die Lohe". Knistert das Feuer, so heißt es noch heutzutage in Norwegen und

Jütland: „Lokje gibt seinen Kindern Schläge". Wie das Feuer selbst, so wird ursprünglich das Wesen dieses Feuergottes bald als wohltätiges bald als vernichtendes gedacht: doch trat die verderbliche Seite mehr und mehr in den Vordergrund. „Loki ist schmuck und schön von Gestalt," sagt die Edda von ihm, „aber bös und sehr unbeständig. Er übertrifft alle Asen in Schlauheit und jeder Art von Betrug. Dadurch brachte er die Asen in manche Verlegenheit, doch half er ihnen auch oft wieder heraus." In verschiedenen Mythen wird er dem Odin an die Seite gestellt; Odin, Loki und Hönir wandern und wirken zusammen, die Götter der Luft, des Feuers und des Wassers. Und zwar tritt in mehreren dieser Wanderungssagen gerade Loki am meisten unter den dreien hervor. Am wenigsten noch bei der Erschaffung der Menschen aus Bäumen: als die drei Götter, am Meeresstrande wandelnd, Esche und Ulme finden, verleiht diesen Odin die Seele, Hönir den Sinn, Loki Blut und blühende Farbe; wie das Feuer, so ist sein Geschenk zwiefacher Natur: denn das Blut gilt zwar einerseits als Träger der Lebenswärme, aber anderseits treibt sein heißeres Aufwallen den Menschen zu frevler Begierde und rascher, unbedachter Tat. Weit mehr tritt Loki hervor in der Sage von der Wanderung der drei Götter zu Hreidmar.* Dessen Sohn Otur nahm oft Ottergestalt an und fing sich Fische in einem Wasserfall. So saß er einst am Ufer und verzehrte blinzelnd einen Lachs, als die drei Asen heranschritten. Flugs ergriff Loki einen Stein und warf den Otter zu Tode; Odin und Hönir lobten den Wurf. Sie zogen den Otterbalg ab und nahmen ihn als Beute mit sich. Abends kamen sie zu Hreidmars Hofe und suchten da Herberge; als der den Otterbalg sah, ergriff er die Wanderer mit Hilfe seiner anderen Söhne und sagte, der Otter sei sein Sohn gewesen. Da boten die Asen Lösegeld, soviel er wolle. Hreidmar verlangte, sie sollten zur Buße für den Mord seines Sohnes und zur Lösung ihres Lebens den Otterbalg von innen mit Gold füllen und von außen rings mit Gold umhüllen, so daß kein Haar mehr hervorsähe. Da sandten die Asen den Loki aus, um das Gold herbeizuschaffen. Er eilte zu Ran, der Meerriesin,** bat sie um ihr Netz und warf es

* Vgl. auch Wölsungensage 2. Buch, 2. Abschn. ** S. S. 24.

in dem Waſſerfall aus; denn hier trieb der goldreiche Zwerg Andwari ſein Weſen, indem er in Hechtsgeſtalt Fiſche fing. Als der Hecht in das Netz geriet, zog Loki es heraus und ſprach: „Was für ein Fiſch iſt das, der in der Flut rennt und kann ſich vor Liſt nicht wahren? Vom Tode löſe dein Haupt nun und ſchaffe mir glänzendes Gold“. — „Andwari heiß' ich, durch manchen Flußfall fuhr ich: früh beſchied mir eine feindliche Norne*, ich ſolle im Waſſer waten,“ ſagte der Hecht. Loki forderte von ihm als Löſegeld alles Gold, das der Zwerg beſäße. Da führte ihn Andwari an den Felſen, in dem er ſeinen großen Goldſchatz geborgen hatte. Alles nahm Loki an ſich, nur einen Ring behielt Andwari heimlich zurück. Doch Loki merkte es und verlangte auch den noch. „Laß ihn allein mir übrig,“ flehte Andwari. „Er hat die Kraft, daß ich durch ihn mir neues Gold ſchaffen kann.“ Aber Loki blieb unerbittlich bei ſeiner Forderung. Da gab ihm der Zwerg auch den Ring noch notgezwungen; doch zornig legte er ſchweren Fluch auf das Gold: „Nun ſoll das Gold zweien Brüdern das Ende bringen und acht Edelinge verderben. Mein Gold ſoll keinem zu gute kommen.“ Als Loki den Schatz den beiden anderen Aſen überbrachte, füllten ſie den Otterbalg mit Golde und ſtellten ihn auf die Füße; dann legten ſie von außen Gold herum, bis er völlig eingehüllt war. Da war auch alles Gold verbraucht; nur den Ring Andwaris hatte Odin für ſich behalten. Hreidmar aber ſah noch ein Barthaar des Otterbalgs unverdeckt und verlangte, ſie ſollten auch das noch verhüllen. Da umhüllte Odin es mit dem Goldring. Loki aber ſprach: „Herrliches Löſegeld ward dir; doch ſchafft das Gold dir keinen Segen: dir und deinen Söhnen bringt es den Tod“. Doch Hreidmar erwiderte: „Nicht Liebesgaben gabſt du, nicht gabſt du aus holdem Herzen. Eures Lebens wäret ihr ledig, hätt' ich dieſe Gefahr zuvor gewußt. Das rote Gold iſt mir vergönnt, denk' ich, ſolange ich lebe. Deine Drohungen fürcht' ich keinen Deut: aber hebt euch heim von hinnen.“ (Wie ſich der Fluch, der auf dem Golde laſtet, an Hreidmar erfüllt und ſich forterbt von Geſchlecht zu Geſchlecht, berichtet die Wölſungenſage.)

---

* S. 2. Buch, Abſchn. 5.

Weiter wanderten die drei Götter über Berge und öde Lande, wo es übel um ihre Koſt beſtellt war. Endlich fanden ſie in einem Tale eine Herde Ochſen: hungrig töteten ſie einen derſelben und begannen ihn zu ſieden. Als ſie glaubten, er ſei gar, war er noch wie roh: ſie warteten noch geraume Zeit und ließen das Fleiſch weiter kochen, aber nimmer wollte es gar werden. Verwundert fragte einer den andern, wovon das wohl kommen möchte: da hörten ſie eine Stimme aus dem Geäſt der Rieſeneiche, unter der ſie ſaßen, herab: „Schuld daran iſt der, welcher hier ſitzt“. Als ſie hinaufblickten, gewahrten ſie einen ungeheuren Adler; der rief ihnen zu: „Wollt ihr mir geſtatten, daß ich mich an dem Ochſen ſättige, ſo ſoll euer Sud ſieden“. Kaum hatten ſie es ihm zugeſagt, da flog er hernieder und nahm ſogleich vorweg beide Lenden des Ochſen ſamt beiden Bugſtücken. Zornig über ſeine Gefräßigkeit ergriff Loki eine lange Stange und ſtieß ſie mit aller Macht dem Adler in den Leib: jener erhob ſich ſofort ſamt der Stange in die Lüfte, ſo plötzlich, daß Loki keine Zeit fand, die Stange loszulaſſen, ſondern mit emporgeriſſen ward. In mäßiger Entfernung vom Boden flog der Adler dahin, ſo daß Lokis Füße über Bäume, Wurzeln und ſcharfes Geſtein hingeſchleift wurden, während er meinte, die Arme würden ihm aus den Achſeln geriſſen. Laut ſchrie er auf vor Schmerz und bat flehentlich den Adler innezuhalten; der aber ſagte: „Nimmer ſollſt du loskommen, wenn du nicht ſchwörſt, mir Idun mit ihren Äpfeln aus Asgard zu bringen“. Das ſchwur Loki; darauf ſetzte ihn der Adler nieder: dieſer aber war kein andrer als der Rieſe Thiaſſi, der ſein Adlerhemd* angelegt hatte. Als Loki zu ſeinen Gefährten zurückkam, hütete er ſich weislich, ihnen von ſeinem Verſprechen etwas zu verraten: denn Idun verwahrte die Äpfel, deren Genuß den Aſen ihre Jugendfriſche erhielt. Nachdem ſie nach Asgard zurückgekehrt waren, lockte Loki zur verabredeten Zeit die Idun in einen Wald, indem er ihr vorſpiegelte, er habe da weit koſtbarere Äpfel gefunden als die Iduns: ſie ſolle nur ihre eigenen Äpfel mitnehmen, um ſie mit jenen zu vergleichen. Kaum aber hatten ſie den Wald betreten, da

* Dies kennzeichnet ihn als Sturmrieſen: ſ. S. 24 oben. Vgl. auch die Schwanenhemden der Walküren, Friggs und Freyas Falkenhemd.

schoß Thiassi in Adlersgestalt auf Idun hernieder und entführte sie. Die Asen aber befanden sich übel seit Iduns Verschwinden: sie wurden schnell grauhaarig und alt. Besorgt kamen sie zur Versammlung und einer fragte den andern, wo er zuletzt Idun gesehen habe. Da stellte es sich heraus, daß man sie mit Loki hatte aus Asgard fortgehen sehen. Deshalb ergriffen sie Loki und bedrohten ihn mit qualvollem Tode, wenn er Idun nicht wieder herschaffe. Erschrocken versprach er es, wenn Freya ihm ihr Falkenhemd leihen wolle. Er schlüpfte in dasselbe und flog als Falke nordwärts ins Riesenland: hier wartete er, bis Thiassi einst auf die See weit hinausgerudert war. Schnell flog er in seine Behausung, wo er Idun allein traf, verwandelte sie in eine Nuß, nahm sie fest in seine Klauen und eilte, so schnell er konnte, von dannen. Als Thiassi heimkehrte und Idun vermißte, schlüpfte er in sein Adlerhemd und schwang sich hoch in die Lüfte: sein scharfes Adlerauge gewahrte bald den Falken, der nach Asgard zu flog. Mit Adlersschnelle folgte er ihm. Dicht vor Asgards Burgmauer kam er ihm nahe. Als die Asen den Falken von dem Adler verfolgt sahen, wußten sie gleich, daß es Loki und Thiassi wären. Sie warfen deshalb einen großen Haufen Hobelspäne neben der Burgmauer nieder: kaum war der Falke in den Burghof geflogen und hatte sich niedergesetzt, da warfen sie Feuer in die Späne. Der Adler aber schoß in blinder Wut hinter dem Falken her: da schlugen ihm die hellen Flammen ins Gefieder, so daß seine Schwingen versengt wurden und er innerhalb des Gatters niederfiel. Schnell eilten die Asen herzu und schlugen ihn tot.

In diesen verschiedenen Mythen ist es zwar Loki, dessen Handeln die andern Götter in Gefahr bringt: aber durch seine überlegene List weiß er die Gefahr auch wieder abzuwenden.

In ganz ähnlicher Weise wie bei Iduns Entführung und Wiedergewinnung zeigt sich Loki in der folgenden Sage. Nachdem die Götter Midgard, die Menschenerde, erschaffen und Walhall gebaut hatten, kam zu ihnen ein Baumeister aus Riesengeschlecht, der sich erbot, in drei Halbjahren ihnen eine Burg zu bauen zum festen, unbezwingbaren Schutz und Schirm wider Berg- und Frostriesen: zum Lohne bedang er sich Freya aus und dazu Sonne und Mond. Nach reiflicher Beratung schlossen die Asen den Vertrag mit dem Bau-

meiſter und feſtigten ihn mit hohen Eiden, daß er den bedungenen Lohn haben ſolle, wenn er die Burg in einem Winter fertig hinſtelle: doch müſſe er ohne Hilfe den Bau aufführen; ſei aber am erſten Sommertag nur noch das Geringſte an dem Bau unvollendet, ſo ſolle er ſeines Lohnes verluſtig gehen. Damit war der Baumeiſter einverſtanden: nur verlangte er, daß ſie ihm erlauben ſollten, ſich der Hilfe ſeines Pferdes zu bedienen. Auf Lokis Rat geſtattete man ihm dies. Leib und Leben ſicherten ihm die Aſen durch ſtarke Eide: denn ohne ſolchen Frieden hätte er ſich nicht ſicher geglaubt, falls Thor heimkäme, der Rieſenvertilger, der gerade nach Oſten gezogen war, um Unholde zu erſchlagen. Gleich am erſten Wintertage begann er mit der Arbeit und führte in der Nacht die Steine mit ſeinem rieſenſtarken Pferde herbei. Die Aſen deuchte es ein großes Wunder, wie gewaltige Felſen das Pferd herbeizog: es verrichtete noch halbmal ſoviel Arbeit als der Baumeiſter ſelbſt. Gegen Ende des Winters war die Burg ſchon ſo hoch und ſtark, daß ihr kein Angriff mehr ſchaden konnte. Drei ganze Tage fehlten noch bis Sommers Anfang, da war ſchon alles fertig bis auf das Burgtor. Da ſetzten ſich die Götter auf ihre Richterſtühle und hielten Rat: alle ſchmerzte es, daß ſie Freya verlieren ſollten und Sonne und Mond. Die Schuld daran ſchoben alle Loki zu, da er geraten hatte, dem Baumeiſter zu geſtatten, daß er ſein Roß gebrauchen dürfe: deshalb drohten ſie ihm, er ſolle eines üblen Todes ſein, wenn er nicht Mittel und Wege fände, den Baumeiſter um ſeinen Lohn zu bringen. Angſterfüllt ſchwur Loki, es ſo einzurichten, daß der Baumeiſter nicht fertig würde. Am ſelbigen Abend, als der Baumeiſter mit ſeinem Hengſte nach Steinen ausfuhr, lief eine Stute aus dem Walde dem Hengſte entgegen und wieherte ihm zu. Kaum hatte der Hengſt die Stute erblickt, da ward er wild, zerriß die Stricke und lief ihr nach in den Wald: vergeblich eilte der Baumeiſter hinter ihm her. Die beiden Roſſe aber liefen die ganze Nacht im Walde umher: ſo ward die koſtbare Zeit verſäumt und am Tage darauf wurde dann nicht gearbeitet, wie ſonſt geſchehen war. Als der Meiſter ſah, daß er das Werk nicht vollenden könne, geriet er in Rieſenzorn. Die Aſen aber, die nun für gewiß erkannten, daß es ein Bergrieſe war, achteten ihrer Eide nicht mehr, ſondern riefen Thor zu Hilfe.

„Von Zorn bezwungen zögerte Thor nicht:
Er säumt selten, wo er solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Worte und Schwüre,
Alle festen Verträge, jüngst trefflich erdacht."

Im Augenblicke stand er neben den Asen und schwang seinen Hammer: mit dem ersten Streiche zerschmetterte er dem Riesen den Hirnschädel in kleine Stücke. Die Stute aber, welche dem Hengste begegnet war, war Loki selbst gewesen. Nach einiger Zeit gebar sie ein Füllen, das war grau und hatte acht Füße; es wurde der beste Hengst, den je Götter und Menschen geschaut haben: das ist Odins Roß.*

Wie hier Loki sich in eine Stute verwandelt, so liebt er es überhaupt, seine Gestalt zu wechseln: als Magd führt er Thor, der in den bräutlichen Schleier gehüllt ist, dem Riesen Thrym als Braut zu.** Als altes Weib naht er der Frigg, um auszuforschen, welchem Dinge sie keinen Eid abgenommen habe, Balder nicht zu schaden.*** Als Fliege† sticht er den kunstfertigen Zwerg Brock in die Hand und das Augenlid, als dieser den Blasebalg führt. Mehrfach entlehnt er von Freya ihr Falkenhemd, um sich in einen Falken zu verwandeln: so als er Thors Hammer sucht††, ferner als er Idun dem Riesen Thiassi entführt; zu gleichem Zwecke hat er Friggs Falkenhemd angelegt, als ihn der Riese Geirröd††† fängt.

Vielfach erscheint Loki in Thors Gesellschaft, wie schon oben, als von Thor die Rede war, gezeigt ist. Seiner verschlagenen Klugheit vertraut Thor zuerst seinen Kummer an, als er seinen Hammer vermißt, und er täuscht sich nicht in Loki. Denn in Freyas Falkenhemd gehüllt macht Loki den Hammer bald ausfindig bei dem Riesenfürsten Thrym. In Magdgestalt und -kleidung geleitet der listige Gott den Thor zu des Riesen Behausung und weiß durch trügerische, schlagfertige Antworten den erwachenden Argwohn des Riesen über den ungeheueren Hunger der angeblichen Braut und ihre funkelnden Augen zu täuschen.**

Aber bei dieser Heimholung des Hammers tritt zum letzten Male Lokis bessere Natur zu Tage: sonst zeigt er sich durchaus heimtückisch,

---

* S. S. 41. ** S. S. 61—62. *** S. S. 93.
† S. S. 59. †† S. S. 61. ††† S. S. 73.

ſelbſt Thor gegenüber, und den Göttern verderblich. Um ſein Leben zu löſen, verrät er Thor an den Rieſen Geirröd, der ihn gefangen hatte, ebenſo wie er Idun ſamt den Äpfeln, welche den Aſen ihre Jugendfriſche erhalten, an den Rieſen Thiaſſi verrät. Der Sif, Thors Gattin, ſchert er hinterliſtig das Haar ab. Den Zwerg Brock ſticht er in Fliegengeſtalt in Hand, Hals und Augenlid, um ihn zu verhindern, Freyrs goldborſtigen Eber, Odins Goldring und Thors Hammer zu fertigen: daher iſt es ſeine Schuld, daß Thors Hammer, das größte Kleinod und der ſtärkſte Schutz der Götter, einen zu kurzen Stiel hat. Als Ägir, der Meerrieſe, die Aſen zu Gaſte geladen hat, ſtört Loki den heiligen Frieden der gaſtlichen Stätte, indem er Ägirs Diener erſchlägt. Von den zornigen Aſen verfolgt, entweicht er, kehrt aber bald wieder zurück und weiß ſich Einlaß zu verſchaffen, indem er Odin zuruft: „Denkſt du daran, wie wir in Urzeiten das Blut miſchten* beide? Du gelobteſt, nimmer dich zu laben mit Trank, würd' er nicht uns beiden gebracht". Kaum aber iſt ihm auf Odins Geheiß ein Sitz eingeräumt, da läſtert er durch freche Schmähreden alle Aſen und Aſinnen der Reihe nach, ihnen wahre und erdichtete Sünden vorwerfend. — Ihren Gipfel aber erreicht ſeine Bosheit und Tücke, als er den blinden Hödur als Werkzeug zu Balders Ermordung mißbraucht. Nachdem er durch dieſe letzte, ſchlimmſte Tücke, den Mord des Lieblings aller Götter, dieſelben zur Rache herausgefordert und zum höchſten Zorn entflammt hatte, eilte er von dannen und machte ſich auf einem Berge ein Haus mit vier Türen, ſo daß er nach allen Seiten ſehen konnte. Oft am Tage verwandelte er ſich in Lachsgeſtalt, barg ſich in einem Waſſerfalle und bedachte bei ſich, welches Kunſtſtück die Götter wohl erfinden könnten, ihn zu fangen. Als er einſt daheim ſaß, nahm er Flachsgarn und verflocht es zu Maſchen, wie man ſeitdem Netze macht: dabei brannte Feuer vor ihm. Odin aber hatte von ſeinem Hochſitze aus des Liſtigen Verſteck erſpäht und raſch eilten die Götter heran; doch noch rechtzeitig gewahrte ſie Loki: ſchleunigſt ſchnellte er von ſeinem Sitze auf, warf das Netz ins Feuer und ſtürzte ſich als Lachs

* D. i. Blutsbrüderſchaft ſchloſſen. Nach altgermaniſcher Sitte ritzten ſich die Freunde dabei und ließen ihr Blut zuſammen in die Fußſpur rinnen.

in den Wasserfall. Die Götter aber erkannten in der Asche die Maschen des Netzes und merkten, daß dies ein Werkzeug sein sollte, Fische zu fangen. Da bildeten sie genau nach jenem Vorbilde ein anderes Netz, groß und stark: so hatte der listige Bösewicht sich selbst zum Verderben das Netz geflochten. Als sie ihr Netz fertig hatten, gingen sie zu dem Flusse und warfen es in den Wasserfall. Thor hielt das eine Ende, die übrigen Götter das andere, und nun zogen sie. Aber Loki schwamm voran und legte sich am Boden zwischen zwei Steine, so daß das Netz über ihn hinwegglitt. Doch merkten die Götter, daß noch etwas Lebendiges darunter sei. Deshalb banden sie etwas Schweres an das Netz, so daß nichts darunter durchschlüpfen konnte, und warfen es abermals aus: jetzt sprang Loki über das Netz, als sie schon glaubten, ihn sicher zu haben. Zum dritten Male versuchte er denselben Sprung: aber Thor, der mitten im Wasser watete, erfaßte ihn in der Mitte. Doch der glatte Fisch entglitt ihm, so daß er ihn nur mit Mühe wieder am Schwanze fest hielt, ihn fest zusammenpressend. Den gefangenen Schelm brachten die Götter in eine Höhle und legten ihn auf drei Felsblöcke nieder: einer stand ihm unter den Schultern, der zweite unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken. Lokis ältesten Sohn Wali verwandelten sie in einen Wolf: da stürzte er sich auf seinen Bruder Narwi und zerriß ihn. Dessen Därme nahmen sie und banden Loki damit über die drei Felsen fest: jene verhärteten alsbald und wurden eisenfest. Skadi*, die Loki heftig grollte, weil er die Schuld trug am Tode ihres Vaters, des Riesen Thiassi, hängte eine Giftschlange gerade über Lokis Haupte auf, so daß das Gift ihm ins Antlitz träufelte. Signn aber, sein treues Weib, steht neben ihm und fängt die Gifttropfen in einem Becken auf. Nur wenn die Schale voll ist, muß sie den gefesselten Gatten verlassen, um sie auszuleeren; derweil tropft ihm das brennend ätzende Gift ins Angesicht: dann windet und sträubt er sich so heftig vor Schmerz, daß er die ganze Erde erschüttert: das nennt man Erdbeben. So muß Loki in Banden und Fesseln liegen bis zur Göttervernichtung. Dann erst wird er seiner Banden ledig und kämpft auf seiten der Riesen gegen die Götter.**

---

* S. S. 82. ** S. 4. Teil, Abschn. 1.

Der Gott des zerstörenden Elementes, des Feuers, erscheint als Erzeuger aller zerstörenden Gewalten in der Welt: mit einem Riesenweibe zeugte er drei den Göttern und der Welt verderbliche Ungeheuer, die Unterweltsgöttin Hel, die heißhungrig alle Lebenden verschlingt, den Fenriswolf, der den Allvater Odin im letzten Weltkampf verschlingen soll, und die Midgardschlange, das Weltmeer, das am Ende der Dinge aus seinen Ufern treten und die letzten Spuren menschlichen Daseins vertilgen soll. Als Odin aus den Schicksalssprüchen erkannte, daß den Göttern von diesen drei Unholden Vernichtung drohe, sandte er die Götter aus und ließ die drei furchtbaren Geschwister aus Riesenheim holen. Die Midgardschlange warf er in die tiefe See: hier erwuchs sie zu so ungeheurer Größe, daß sie mitten im Meere liegend die ganze Erde umschlingt und sich noch in den Schwanz beißt. Denn tellerförmig dachte man sich die Erde, um die sich rings als schmaler Streif, einer Schlange vergleichbar, das Meer herumlegte. Die Hel schleuderte er nach der finsteren Nebelwelt hinab und gab ihr Gewalt über die vor Alter oder an Krankheit Verstorbenen, daß sie ihnen Wohnung anweise. Den Wolf hielten die Asen in sicherer Hut und legten ihn auf einsamer Insel im Meere an unzerreißbare Fessel: s. S. 32—33.

Auf deutschem Boden ist keine Spur von Lokis Verehrung nachzuweisen. Doch denkt sich das Mittelalter den Teufel gleichfalls gefesselt, wie Loki zur Strafe für seine Untaten gefesselt ist; wie Lokis Loskommen der Welt Unheil bringt, so sagt das Volk noch heute bei gefährlichen Wirrsalen: „Der Teufel ist los“.

Zweites Buch.

Die Göttinnen.

Erster Abschnitt.

Frija (Frigg); Holda, Berchta.

Als Gattin des Himmelsgottes und als die große Mutter alles Lebens, der Götter wie der Menschen, wurde ursprünglich sicher die Erdgöttin gedacht: von ihr, die geheimnisvoll in den dunklen Tiefen der Erde haust und wirkt, geht alles Leben aus, und wie sie in ihrem mütterlichen Schoße die Keime alles Lebens birgt, so kehren in ihren mütterlichen Schoß nach Vollendung des Lebenslaufes auch die Seelen der Abgeschiedenen zurück. Allmählich geriet dies Verhältnis der Erdgöttin zum Himmelsgotte in Vergessenheit: die große Lebensmutter selbst aber spaltete sich in eine ganze Reihe von Göttinnen, indem man zwischen den verschiedenen Seiten ihres Wesens so streng sonderte, daß man jede einzelne als eine besondere Gottheit darstellte. Denn alle hauptsächlichen Göttinnen der Germanen sind ihrem Ursprunge nach Erdgöttinnen: in einer jeden von ihnen erscheint die alte Erdgöttin in verjüngter Gestalt, indem jede einzelne Göttin, Frija, Holda, Nerthus, Hel ꝛc. nur eine bestimmte Seite des Wesens der alten Göttermutter ausdrückt.

Aber von diesen Göttinnen hat nur Frija (nordisch Frigg) ihren ursprünglichen Platz an der Seite des höchsten Gottes behauptet: sie allein erscheint als eigentliche Gattin Wodans (Odins).

1. Die nordische Frigg.

Mit ihrem Gemahl Odin teilt Frigg in der Edda den goldenen Hochsitz in Walhall, von dem aus beide die ganze Welt überschauen. Sie steht an Hoheit über allen anderen Göttinnen, sie weiß aller Menschen Geschick, obwohl sie es keinem vorausſagt: Kenntnis des Schicksals aber haben nur die höchsten Götter. Als Gattin Odins ist Frigg, wie die griechische Hera und die römische Juno, die göttliche

Beſchützerin der Ehe: ſie verleiht Kinderſegen, weshalb kinderloſe Ehegatten ſie anflehen. Als Zeichen ihrer Hausfrauenwürde führt ſie Schlüſſel am Gürtel; ſie hat die Frauen ſpinnen gelehrt, die Spindel iſt ihr geweiht; am Himmel heißen die drei Sterne, welche im Sternbild des Orion als Gürtel bezeichnet werden, „Friggs Rocken". Gar häufig findet Frigg Veranlaſſung, auf ihren göttlichen Gemahl eiferſüchtig zu ſein, wenn er, wie der Zeus der Griechen, anderen Frauen ſeine Liebe zuwendet.

Friggs Dienerin iſt Fulla, die Göttin der Fülle: ihr iſt die Kiſte der Göttermutter zur Obhut anvertraut, aus der ſie den Sterblichen Segen und Überfluß ſpendet.

2. Die deutſche Frija; Holda; Berchta.

Als Gattin Wodans erſcheint auf deutſchem Boden Frija deutlich in der auf S. 54 angeführten Sage von der Namengebung der Langobarden, wo ſie mit weiblicher Schlauheit ihren Gemahl Wodan überliſtet. Der Name der Göttin Frija findet ſich auch in dem uralten Merſeburger Zauberſpruch (ſ. S. 55). Bis auf den heutigen Tag iſt er im Namen des Wochentages Freitag = „Tag der Frija" erhalten. Unter dieſem Namen Frija wurde die Göttin beſonders in Niederdeutſchland, vereinzelt auch in Mitteldeutſchland, verehrt. Hier erſcheint ſie auch in der ſpäteren Volksſage noch als „Fru Freen" oder „Fricke": beſonders in der Zeit der „Zwölften" (ſ. S. 15) durchbrauſt ſie mit ihrem Gatten, dem Windgott Wodan, vereint im nächtlichen Sturme die Lüfte: als Gemahlin des Windgottes heißt ſie in märkiſchen Sagen auch die „Windsbraut", die verwünſcht iſt, mit dem Windgott durch die Lüfte zu fahren. Nach ihrem Gatten Wodan (Gwodan) wird ſie in Niederdeutſchland auch „Frau Gode" genannt. Daneben aber erſcheint Fru Freen wie Frau Gode als Beſchützerin des häuslichen Fleißes in der Spinnſtube, ebenſo wie Frigg in der nordiſchen Sage.

Als Schweſter der Frija nennt der Merſeburger Zauberſpruch die Folla, während in der nordiſchen Sage Fulla Friggs Dienerin iſt.

Faſt in ganz Mitteldeutſchland tritt an die Stelle der Frija Holda, in vielfachen Sagen auch „Frau Holle" genannt. Der Name wird verſchieden gedeutet: entweder = „die Holde, Gütige" oder vom

althochdeutschen helan (hehlen, verbergen) = „die (im Erdenschoße als Erdgöttin) Verborgene". Vorzüglich erscheint diese „Frau Holle" bei den Hessen und Thüringern. Sie wird als ein den Menschen freundliches und hilfreiches Wesen vorgestellt: nur wo sie Unordnung im Haushalt findet, zürnt und straft sie. Wie Frija wird sie als spinnende Frau gedacht, die den Flachsbau beschützt. Fleißigen Dirnen schenkt sie Spindeln und spinnt ihnen nachts die Spule voll; faulen Spinnerinnen zündet sie den Rocken an oder besudelt ihn. Wenn sie zu Weihnachten im Land umherzieht, werden alle Spinnrocken für sie stehen gelassen; Fastnachts, wenn sie heimkehrt, muß alles abgesponnen sein, die Rocken werden versteckt. Trifft sie alles in Ordnung, so spricht sie mit den Worten: „So manches Haar, so manches gute Jahr!" ihren Segen; trifft sie auf Nachlässigkeit, dann lautet ihr Fluch: „So manches Haar, so manches böse Jahr!" Sie läßt die Saaten und die Obstbäume gedeihen. Als schöne, weiße Frau schwebt sie in weißem Gewande oder Schleier über die Wiesen (im Nebel).

Sie zieht auf einem Wagen alljährlich in den „Zwölften" auf Erden um: dann ist es „nicht geheuer": doch bringt ihr Umzug dem Lande Segen und Fruchtbarkeit. Einst ließ sie ihren Wagen, welcher schadhaft geworden war, durch einen Bauer verkeilen: als Lohn ließ sie ihm die abgefallenen Späne zurück; diese verwandelten sich nachher in Gold. Dieser Umzug der Holda erinnert an den der Nerthus und beweist (außer vielen anderen Gründen) die ursprüngliche Gleichheit beider Göttinnen (siehe Abschn. 3).

Als Erdgöttin liebt Holda den Aufenthalt in Bergen, Seen und Brunnen. Alle diese Stätten kennen wir als Aufenthaltsorte der Seelen der Verstorbenen: sie nimmt Holda, die Erdmutter, in ihren mütterlichen Schoß auf. So haust sie im Hörselberge bei Eisenach: wen sie in seine Tiefe lockt, der kehrt nicht wieder zu den Lebenden ans Tageslicht zurück. Das spätere Mittelalter erst machte aus der dort hausenden Holda durch Übertragung der römischen Mythologie eine „Frau Venus", die den gefeierten Sänger Tannhäuser zu sich lockt. Mit Kaiser Friedrich Barbarossa, der, wie wir oben dargelegt (S. 50 unten), an Wodans Stelle getreten ist, lebt sie als dessen Schaffnerin im Kyffhäuser; nach fränkischer Sage ist ihr Wohnsitz der Unternberg

bei Hasloch am Main. Vor allem aber gilt der Meißner in Niederheſſen als ihr Aufenthaltsort: lagert ſich Nebel um ſeinen Gipfel, ſo ſagt das Volk, Frau Holle habe innen Feuer gemacht, deſſen Rauch draußen ſichtbar werde; ſchneit es, ſo „macht Frau Holle ihr Bett", deſſen umherfliegende Federn die Schneeflocken ſind. Auch das nicht weit vom Meißner gelegene Höllental iſt urſprünglich nach Frau Holle benannt.

Als Erdgöttin und Hüterin der Seelen der Abgeſchiedenen erweiſt ſich Holda gleichfalls in den mancherlei Sagen, die von ihrem Aufenthalt in Seen oder Brunnen berichten. Sie hat den „Kinderbrunnen", aus dem die neugeborenen Kinder kommen.* Durch Brunnen kommen auch Sterbliche, welche hineinſtürzen, in ihre Wohnung: ſo in dem ſchönen Märchen „Frau Holle" die fleißige Stieftochter: aus der Tiefe des Brunnens gelangt ſie über eine im hellſten Sonnenſchein ſtrahlende, mit viel tauſend ſchönen Blumen geſchmückte Wieſe in den herrlichen Garten der Frau Holle; iſt dieſe auch ihrer äußeren Erſcheinung nach eine häßliche Alte, ſo nimmt ſie doch die treue Spinnerin huldvoll auf und überſchüttet ſie zum Abſchied mit Gold. Als dagegen nachher die faule, hochmütige Tochter dreiſt ſich zu ihr wagt, wird ſie mit Pech zur Strafe für ihre Trägheit überſchüttet.

Zuweilen hat ein Sterblicher ſie zur Mittagszeit als ſtrahlend ſchöne, weiße Frau im See oder Brunnen baden ſehen, aber alsbald entſchwand ſie ſeinem Blick. Noch jetzt heißt ein kleiner Teich auf dem Meißner in Niederheſſen „Frau Hollen Teich". Von ihm heißt es in Grimms deutſchen Sagen: „An der Ecke einer Moorwieſe gelegen, hat er gegenwärtig nur 40—50 Fuß Durchmeſſer; die ganze Wieſe iſt mit einem halb untergegangenen Steindamm eingefaßt, und nicht ſelten ſind auf ihr Pferde verſunken. Von dieſer Frau Holle erzählt das Volk vielerlei, Gutes und Böſes. Weiber, die zu ihr in den Brunnen ſteigen, macht ſie geſund und fruchtbar; die neugeborenen Kinder ſtammen aus ihrem Brunnen, und ſie trägt ſie daraus hervor. Blumen, Obſt, Kuchen und was in ihrem unvergleichlichen Garten unten auf dem Grunde des Teiches wächſt, teilt ſie denen aus, die ihr gefallen. Sie iſt ſehr ordentlich und hält auf guten Haushalt;

* Vgl. S. 17.

wenn es bei den Menschen schneit, klopft sie ihre Betten aus, wovon die Flocken in der Luft fliegen. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen den Rocken besudelt, das Garn verwirrt oder den Flachs anzündet. Jungfrauen hingegen, die fleißig spinnen, schenkt sie Spindeln und spinnt selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faulenzerinnen zieht sie die Bettdecken ab und legt sie nackend aufs Steinpflaster; Fleißige, die schon früh morgens Wasser in reingescheuerten Eimern zur Küche tragen, finden Silbergroschen darin. Gern zieht sie Kinder in ihren Teich; die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Jährlich zieht sie im Land um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit; aber sie erschreckt auch die Leute, wenn sie an der Spitze des „wütenden Heeres" durch den Wald fährt. Bald zeigt sie sich als eine schöne, weiße Frau im Teiche oder auf der Mitte desselben; bald ist sie unsichtbar, und man hört bloß aus der Tiefe ein Glockengeläut und dumpfes Rauschen."

Zum „wütenden Heere" gehört Holda als Wodans Gattin: als grausiges Nachtgebild fährt sie mit ihm durch die Lüfte einher. Ihr Gefolge sind die „Holden", die Seelen der Verstorbenen, die man sich ja im Winde fortlebend dachte (s. S. 15). Wie überhaupt die alten heidnischen Gottheiten im Laufe der Zeiten zu bösen Mächten wurden, so sank die blühend schöne Göttin allmählich im Volksglauben herab zur häßlichen Alten, mit langer, spitzer Nase, großen, vorstehenden Zähnen und struppigem Haare: Hexen und die Seelen ungetaufter Kinder bilden ihr Gefolge. Unartigen Kindern droht man, Frau Holle komme, um sie zur Strafe fortzuholen, wenn sie nicht gleich artig seien.

In allen einzelnen Zügen entspricht der hessisch-thüringischen Göttin Holda bei den Franken, Bayern und überhaupt in Süddeutschland die Berchta, d. h. die Leuchtende, Glänzende. Auch sie stürmt wie Holda in den „Zwölften" durch die Lüfte, besonders in der ihr geweihten „Berchtennacht", der Nacht vor dem 6. Januar, oder fährt auch zu Wagen durchs Land. Dieselbe Sage, daß sie den Mann, der ihren schadhaften Wagen ausbesserte, mit den abgefallenen Spänen belohnte, geht von ihr: sie tritt im fränkischen Saaletal einem Bergmann, der in der „Berchtennacht" nach Hause wandert, drohend auf dem Kreuzweg entgegen und verlangt,

daß er ihren Wagen verkeilen solle. Er nimmt sein Messer, schnitzt den Keil, so gut es gehen will, und paßt ihn in Berchtas Wagen ein. Zum Lohne gibt sie ihm die abgefallenen Späne. Er liest sie auf, steckt sie bei und findet zu Hause angekommen alle Taschen voll Gold.

Wie Holda, so segnet auch Berchta als Erdgöttin den Ackerbau; auch ihre hehre Gestalt glaubt man in langem, weißen Schleier über die Fluren schweben zu sehen, wenn der Nebel darüber hinwallt. Eine ganz eigenartige Sage von ihr hat sich im Orlagau (zwischen Saale und Orla) erhalten. Berchta ist hier die „Königin der Heimchen" (einer Art Erdgeister), die auf ihr Gebot den Menschen Felder und Fluren bewässern, während sie unter der Erde mit dem Pfluge ackert. Zuletzt aber lohnten ihr die Menschen mit Undank, so daß Berchta am Berchtenabend das Land zu verlassen beschloß. Den Fährmann im Dorfe Altar ließ sie für die Nacht bestellen: er fand am Saalufer eine große, hehre Frau, von weinenden Kindern umgeben, die ihm befahl, sie überzusetzen. Zuerst setzte er sie über samt ihrem Ackerpflug und anderem Ackergerät, dann holte er auf ihr Geheiß die Kleinen, die laut klagten, daß sie aus der schönen Gegend weichen müßten. Derweil hatte Berchta am Ackerpfluge gezimmert und gab dem Schiffer die Späne als Fährgeld. Mürrisch steckte er drei von den Spänen ein und warf zu Hause dieselben ärgerlich aufs Fensterbrett und sich geängstigt ins Bett. Am Morgen aber fand er anstatt der drei Späne drei Goldstücke.

Die weinenden Kinder finden sich auch in anderen Sagen des Orlagaues wieder in anderer Beziehung: hier sind es die Seelen kleiner Kinder, die ungetauft starben und deshalb der Berchta verfielen: dadurch erweist sich auch Berchta ganz deutlich als Erdgöttin, welche die Seelen der Abgeschiedenen wieder aufnimmt in ihren Mutterschoß. So in folgender lieblichen Sage, die auch einigen verwandten Märchen zu Grunde liegt: „Einer jungen Frau war ihr einziges Kindchen gestorben; die trostlose Mutter weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden geben. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es die Steine hätte erbarmen mögen; so auch in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste, der „Berchtennacht". Da sah sie plötzlich ganz nahe vor sich Berchta mit

ihrer Kinderschar vorüberziehen: ein Kleines, mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angetan, einen Krug in den Händen, schleppte sich matt hinter den übrigen her; ängstlich blieb es vor einem Zaune stehen, über den Berchta hinschritt und den die anderen Kinder überkletterten. In diesem Augenblicke erkannte die Mutter in dem zurückbleibenden Kinde ihren verstorbenen Liebling, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sprach das Kind: „Ach wie warm sind Mutterhände! Aber weine nicht so sehr: ich muß ja jede Träne, die du weinst, in meinen Krug sammeln; du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll. Da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet". Von jener Nacht an hörte die Mutter auf zu weinen.

Der Berchta zu Ehren wird noch jetzt im salzburgischen Bergland das „Berchtenlaufen" gefeiert: in Scharen ziehen die Burschen in seltsamster Vermummung, mit Kuhglocken und knallenden Peitschen, hüpfend und springend von Haus zu Haus. Ihr Name ist erhalten in dem des Ortes Berchtesgaden nahe dem Königssee im bayrischen Gebirge.

Wie Holda, so führt auch Berchta die Aufsicht über die Spinnerinnen, belohnt die fleißigen, straft die säumigen. Jedesmal nachts vor dem heiligen Dreikönigstag durchsucht sie die Spinnstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit der Weisung, daß sie in einer bestimmten Zeit voll gesponnen sein müßten, und straft die trägen, indem sie den Flachs verwirrt oder verunreinigt. Überhaupt wird Berchta weit öfter als Holda als furchtbare Göttin aufgefaßt: daher wird auch sie als altes Weib mit langer Nase beschrieben.

Als milde, den Menschen freundliche Göttin dagegen lebt Berchta, die „Leuchtende", fort in den Sagen von der „weißen Frau", die als Ahnmutter alter Fürstengeschlechter, oft mit ihrem göttlichen Namen Bertha, in sagenumwobenen Fürstenschlössern „umgeht", so im Schlosse zu Berlin, zu Ansbach und zu Bayreuth: nachts, wenn die Ammen schlafen, wiegt sie die Kinder; traurig zeigt sie sich, wenn dem betreffenden Geschlechte ein Todesfall bevorsteht. Auch Bertha, die in der Sage als Karls des Großen Mutter oder nach anderer Überlieferung als des starken Roland Mutter und Karls Schwester auftritt, ist keine andere als die Göttin Berchta, die nur, wie in

allen diesen Sagen, zum menschlichen Weibe geworden ist. Am verbreitetsten ist die Sage von Bertha von Rosenberg in Böhmen, der Ahnfrau der Herren von Neuhaus und Rosenberg. Beim Bau des Schlosses Neuhaus versprach sie den Arbeitern nach dessen Vollendung einen süßen Brei; zu ihrem Andenken wird er noch alljährlich am Gründonnerstag den Armen verabreicht, aber dazu Karpfen: es ist dieselbe Speise, Hafergrütze und Fische, welche die Göttin Berchta an ihrem Festtage heischt; die Ahnfrau Bertha ist also, wie schon oben gesagt, auch hier die Göttin Berchta, nur in menschlicher Gestalt.

Zweiter Abschnitt.

Freya und die Walküren.

Ein starkes, mannhaftes Frauengeschlecht stand neben den reckenhaften, markigen Männergestalten unserer kampfesfrohen Altvordern: die germanischen Frauen der Urzeit schaudern nicht ängstlich zurück vor Speerkrachen und Schwerterklang, nicht graut ihnen beim Anblick von Wunden: selbst, mit eigener Hand, kämpfen sie für ihre und ihrer Kinder Freiheit, wenn ihre Männer gefallen sind: so verteidigen die Weiber der Cimbern, dieses wanderlustigen deutschen Stammes, der halb Europa durchzog und in Furcht und Schrecken setzte, nach der furchtbaren Schlacht bei Vercellae (101 v. Chr.) die Wagenburg des cimbrischen Lagers gegen die siegreichen Legionen des Marius und töten zuletzt sich und ihre Kinder lieber, als daß sie die Schmach der römischen Knechtschaft erdulden. Der römische Kaiser Aurelian (270—275 n. Chr.) führte zehn Gotinnen im Triumphe auf, die in Mannesrüstung kämpfend von seinen Soldaten gefangen genommen waren. In den nordischen Liedern und Sagen begegnen uns sehr häufig „Schildmädchen", die gewappnet mit in den Krieg ziehen. Göttliche Abbilder solcher Heldenjungfrauen leben in der Phantasie des Volkes fort in Gestalt der Walküren und ihrer Führerin Freya.

1. Die nordiſche Freya.

Als eine ſolche hehre, hochherzige, kriegeriſche Frauengeſtalt ſteht in den Liedern der nordiſchen Skalden Freya neben Odin, dem Lenker der Schlachten, als würdige Gattin. Sie iſt Freyrs Schweſter, Njörds Tochter, die ſchönſte unter allen Göttinnen. Auf ihrem mit zwei Katzen beſpannten Wagen fährt ſie mit blinkendem Helm und ſtrahlender Brünne (Panzer), den Speer in der Hand, zur Kampfſtätte: die Hälfte aller in der Schlacht Gefallenen fällt ihr als Anteil zu, die andere Hälfte Odin. Darum hat auch ſie eine ſehr geräumige Halle, „Volksanger“ genannt; ihr Saal heißt der „ſitzräumige“:

„Da hat Freya Gewalt“,

heißt es in der Edda,

„Die Sitze zu ordnen im Saal:
Der Walſtatt Hälfte wählt ſie täglich,
Odin hat die andere Hälfte.“

In Walhall, Odins Halle, empfängt Freya die neu aufgenommenen Helden als Odins Gäſte, indem ſie ihnen zum Willkommtrunk das Trinkhorn kredenzt: Empfang und Bewirtung der Gäſte aber gebührt der Hausfrau. Auch hierin alſo zeigt ſie ſich als Odins Gattin.

Steht das aber nicht im ſchroffſten Widerſpruche zu dem, was im vorigen Abſchnitt von Frigg geſagt iſt? Mit vollem Rechte wird der aufmerkſame Leſer ſo fragen. Freilich tritt uns hier ein Widerſpruch in der nordiſchen Götterſage entgegen; aber eben dadurch erweiſt ſie ſich als Mythologie: denn jede Mythologie, auch die griechiſch*-römiſche, hat ihre Widerſprüche. Odins urſprüngliche Gattin iſt zweifellos Frigg; erſt die Dichtung der Skalden ſetzte Freya an ihre Stelle; hauptſächlich auf Island wird ſie gefeiert.

Daraus erklären ſich mehrfache Verwechslungen zwiſchen Frigg und Freya. Den Wirkungskreis beider Göttinnen unterſchied man meiſt ſo, daß Frigg als mütterliche Göttin, als Beſchützerin der Ehe und häuslichen Ordnung, aufgefaßt wurde, Freya als Göttin der

* Treffend weiſt dies Nägelsbach in ſeiner „Homeriſchen Theologie“ nach.

Liebe und des Frühlings. Da sie, wie ihr Vater Njörd und ihr Bruder Freyr zu den Wanen, den alten Lichtgottheiten, gehört, so ist sie wohl ursprünglich die Göttin des im Frühling wieder erstrahlenden Sonnenlichts: darauf weist ihr Halsschmuck, der an Glanz alles überstrahlt, und der goldborstige Eber, der ihr, wie ihrem Bruder Freyr, zugeschrieben wird.

Daß Freya keine weichliche Liebesgöttin ist, wie die Aphrodite der Griechen, die Venus der Römer, geht schon aus ihrer Eigenschaft als Führerin der Walküren, der Schlachtjungfrauen, hervor. Als solche erweist sie sich einmal dadurch, daß sie „die Hälfte der Walstatt wählt", d. h. die Hälfte der in der Schlacht Fallenden bestimmt, dann dadurch, daß sie den Helden in Walhall das Trinkhorn zum Empfang darreicht: denn beides ist das Amt der Walküren.

Nur den Nordgermanen, den Skandinaviern, ist Freya als Göttin bekannt. Bei den Südgermanen, in Deutschland selbst, ist keine Spur ihrer Verehrung nachweisbar.

2. Die Walküren.

Freyas, ihrer Führerin, Abbilder an stolzer Erhabenheit und heldenhafter Kampfeslust sind die Walküren: Jungfrauen stattlichen Wuchses, weißarmig, strahlend von Schönheit, mit feurig blitzenden Augen, so schweben sie auf schnellen, mutig schnaubenden Rossen durch die Lüfte: hell funkeln Helm, Schild, Brünne (Panzer) und Speer, mit denen sie gewappnet sind. Waffengerassel und Rossegewieher erschallt aus der Luft herab, wenn sie einherreiten; schütteln ihre Rosse die Mähnen, so träufelt von denselben Tau in die Täler und fruchtbringender Regen auf die Bäume hernieder. (Ihre Rosse sind also die Wolken, die Walküren selbst Wolkenwesen: daher stehen sie im Dienste Odins in seiner doppelten Eigenschaft als Luftgott und als Kriegsgott.) Stattlichen Helden gleich reiten die Walküren zur Walstatt: lieblicher Klang ist ihrem Ohr Schwerterklirren und Speerkrachen, Kampfruf und Siegesgeschrei; Kampf ist ihre höchste Lust. Hernieder zu den Reihen der Kämpfenden schweben sie, dem Sieg, jenem Tod verleihend. Die todwunden Helden aber führen sie auf ihren flinken Rossen davon durch die Lüfte gen Walhall, wo Odin die Gefallenen zu hohen Ehren und seligen Wonnen aufnimmt

in die täglich wachsende Schar seiner Einherier (ausgezeichneten Kämpfer). Hier in Walhall aber entledigen sich die Walküren ihres kriegerischen Schmuckes: Speer und Schild stellen sie zur Seite, als liebliche Schenkinnen Odins schreiten sie durch die langen Reihen der schmausenden Helden hin und reichen ihnen große Trinkhörner voll feurigen Metes oder schäumenden Bieres zum Trunke dar. So verschönern die Walküren den Helden das Leben in Walhall. Diese Seite ihrer Tätigkeit ist allerdings nur der nordischen Skaldendichtung eigentümlich: auf deutschem Boden findet sich davon keine Spur.

„Wal" bedeutet, wie schon im ersten Abschnitt bei der Erklärung von Walhall bemerkt wurde, die in der Schlacht Fallenden: „Wal küren" (küren = kiesen, wählen, vgl. Kurfürst = Wahlfürst) heißt also: die in der Schlacht Fallenden wählen = bestimmen, wer in der Schlacht fallen soll. Von dieser ihrer Aufgabe haben die Walküren ihren Namen: sie bestimmen vor jeder Schlacht die Helden, welche in derselben fallen sollen. „Odin", so heißt es, „sendet sie zu jedem Kampfe: sie wählen die Fallenden und walten des Sieges". Doch sind sie hierbei an die unabänderlichen Bestimmungen des Schicksals, der Nornen*, gebunden. Ihnen scheinen sie überhaupt nah verwandt zu sein, da sie das Schicksal der Schlachten entscheiden. Auf diese Verwandtschaft weist auch der Umstand hin, daß Skuld als Name einer Walküre und zugleich als Name der Norne der Zukunft genannt wird. Nach anderen Sagen schreibt Odin den Walküren vor, wen sie zum Heldentod erkiesen sollen, wen zum Siege: handeln sie Siegvater Odins Willen entgegen und verleihen ihren Lieblingen den Sieg, so trifft sie Odins Zorn: so z. B. Brunhild (s. unten).

Gewöhnlich wird die Zahl der Walküren auf neun angegeben; doch werden anderswo nur drei genannt; beides, drei und neun, sind heilige Zahlen bei den verschiedensten Völkern.

Einzelne Walküren sind menschlicher Abkunft, Königstöchter, die Odin zu seinen Schildjungfrauen erhoben hat: so Sigrun, König Högnis Tochter**, Brunhild, König Budlis Tochter.*** Zuweilen lieben Walküren sterbliche Helden, stehen ihnen in Kampf und

* S. Abschn. 5. ** S. Wölsungensage, 1. Buch, 3. Abschn.
*** S. Wölsungensage, 2. Buch, 5. Abschn.

Gefahr bei und verleihen ihnen den Sieg: so liebt Sigrun den König Helgi, Brunhild den Siegfried (Sigurd).

Die Walküren, Odins „Schildjungfrauen", erscheinen aber auch als „Schwanenjungfrauen", d. h. sie haben die Gabe, sich in Schwäne zu verwandeln, indem sie ihre „Schwanenhemden" anlegen: dann fliegen sie durch die Luft und schwimmen durch die See. Legen sie das Schwanenhemd ab, so erhalten sie ihre Jungfrauengestalt wieder. Gern weilen sie am Seestrande: in kühler Flut ihren weißen Leib badend, legen sie oft am Ufer ihre Schwanenhemden nieder; wer sich dieser bemächtigt, hat die Jungfrauen selbst in seiner Gewalt: er kann sie zwingen, die Ehe mit ihm einzugehen oder auch ihm die Zukunft zu künden: denn die Schwanenjungfrauen sind als Walküren schicksalskundig.

Im altnordischen Wielandsliede* lassen sich drei Schwanenjungfrauen am Seestrande nieder, baden und spinnen Flachs; ihre Schwanenhemden haben sie abgelegt. Wieland und seine Brüder bemächtigen sich derselben und bringen so die Jungfrauen in ihre Gewalt; sorgfältig verbergen die Helden die geraubten Schwanenhemden. Aber nach sieben Wintern gelingt es den gefangenen Jungfrauen, derselben habhaft zu werden: sie legen sie an und entfliegen; sie folgen ihrer unwiderstehlichen Sehnsucht, wieder als Walküren zu Kampf und Schlacht auszureiten.

Auf ähnliche Weise ist auch Brunhild von dem Helden Agnar durch Entwendung ihres Schwanenhemdes gefangen: ihm verheißt sie Sieg in seinem Kampfe mit Hialmgunnar (= Helmgünther), dem tapfersten Krieger. Aber Odin hatte letzterem den Sieg zugedacht. Da nun Brunhild gegen Odins Willen den Hialmgunnar im Kampfe fallen ließ, so ergrimmte der Schlachtenlenker und tat den Ausspruch, sie solle hinfort nicht mehr Walküre sein, sondern mit einem sterblichen Helden vermählt werden. Sie aber gelobte, sich keinem zu vermählen, der sich fürchten könne. Da stach ihr Odin den Schlafdorn ins Haupt, daß sie in tiefen, langen Schlaf fiel, und umschloß ihre Burg mit der „Waberlohe", der hoch auflodernden Flamme. Siegfried (Sigurd), der Held, der keine Furcht kannte, sprengte durch den

* Vgl. Heldensage, 4. Teil, 1. Buch, 5. Abschn., 1.

Flammenwall und erweckte die Maid aus dem tiefen Schlafe, in den sie versenkt war.

Schon allein dieser Mythus von Brunhild, der bis auf den heutigen Tag in Deutschland fortlebt, beweist, daß die Walküren auch auf deutschem Boden heimisch sind: denn wenn er uns auch in der vorliegenden Gestalt nur in nordischen Liedern und Sagen überliefert ist, so ist doch nachweislich die Sage selbst ursprünglich deutsch und erst von Deutschland aus in den Norden verpflanzt (s. S. 8).

Auf Brunhilds Walkürennatur und auf ihrem Verhältnis zu Siegfried, der sie aus dem Zauberschlaf erweckt, dem sie sich angelobt mit heiligen Eiden, von dem sie einer anderen zuliebe verschmäht wird, nachdem ihm durch einen Zaubertrank die Erinnerung an Brunhild genommen war, den sie zur Rache ermorden läßt und dem sie dann freiwillig in den Tod folgt, beruht die deutsche Nibelungensage in ihrer ursprünglichen Gestalt: sie würde unverständlich sein, wäre nicht Brunhild auch nach deutscher Anschauung die von Wodan verzauberte Walküre.

Dieselbe Sage lebt in mehreren schönen deutschen Märchen fort. So ist im Märchen vom „Dornröschen" die Walküre Brunhild zur jugendschönen Prinzessin geworden, Odins Schlafdorn zur Spindel, an der sie sich sticht, die Waberlohe zur Dornhecke: aber es schläft alles, nicht bloß die Prinzessin, sondern der ganze Hofstaat bis hinab zum letzten Küchenjungen, alles Vieh, von den Pferden im Stalle bis zu den Tauben auf dem Dache, ja selbst die Fliegen an der Wand. Als Erretter erscheint an des furchtlosen Siegfried Stelle ein Prinz, der durch die Dornhecke dringt und durch einen zauberkräftigen Kuß „Dornröschen" und alle mit ihr Verzauberten vom Schlafe erlöst.

In anderer Weise umgestaltet kehrt die Sage von Brunhilds Versenkung in den Zauberschlaf wieder im lieblichen Märchen von „Sneewittchen": wie der Brunhild Odins Schlafdorn, so wird Sneewittchen der giftige Kamm ins Haupt gestochen; wie Brunhild in ihrer glänzenden Burg, die vom Flammenwall umhegt ist, so schläft Sneewittchen in den Bergen bei den sieben Zwergen in gläsernem Sarge den Todesschlaf, bis der Königssohn zu ihrem Versteck hindurchdringt und sie erlöst.

Auch sonst finden wir deutliche Spuren der Walküren auf deutschem Boden.

Von der Walküre Hilde berichtet die Sage, daß sie nachts sich auf das Schlachtfeld begab und die Gefallenen wieder belebte, die nun alsbald den Kampf von neuem begannen: diese Sage liegt dem ersten Teil des Gudrunliedes zu Grunde. Eine andere Walküre heißt Gunda: beide Namen sind in verschiedenen deutschen Eigennamen erhalten: so Hildegunde, Adelgunde, Brunhild (= „Brünnenhilde", Panzerjungfrau), Kriemhild (Grimhild = „Helmhilde", Helmjungfrau) Auch ein dritter Walkürenname, Trud, ist in gleicher Weise bewahrt in Gertrud = Speerjungfrau.

Die „des Sieges waltenden" Walküren nennt ein angelsächsischer Zauberspruch „Siegweiber": sie werden darin gebeten, nicht zu entfliegen, sondern dem Anrufenden sein Schicksal zu weissagen und hold zu sein:

„Setzt euch, ihr Siegweiber, senkt euch zur Erde,
Wollet nicht wieder zu Walde fliegen!
Bleibet im Herzen meines Heils so eingedenk,
Als die Menschen männiglich des Mahls und der Heimat."

In dem ersten althochdeutschen Merseburger Zauberspruch erscheinen die Walküren unter dem deutschen Namen „Idisen": „Einst setzten sich Idisi hierhin und dorthin; die einen hefteten Hafte, die andern hemmten das Heer, noch andere klaubten an den Fesseln: entspringe den Haftbanden, entkomme den Feinden!" Diesem Spruch liegt die Vorstellung zu Grunde, daß die „Idisi" durch die Luft gezogen kommen und sich auf der Walstatt, auf der der Kampf zwischen zwei Heeren bereits entbrannt ist, niederlassen. Alsbald beginnen sie ihre Tätigkeit: die erste Gruppe legt hinter dem Heere, welchem sie ihren Beistand leihen, den gefangenen Feinden Fesseln an; die zweite hemmt das Vordringen des feindlichen Heeres, die dritte Gruppe endlich wirkt im Rücken des feindlichen Heeres, um einem Kriegsgefangenen zur Flucht zu verhelfen.

Der gleiche Name findet sich schon bei Tacitus: dieser berichtet, Arminius habe die Scharen der Germanen (im J. 16 n. Chr.) zum Kampfe gegen die Römer unter Germanikus auf eine Ebene an der Weser geführt, die Idisiaviso = „Wiese der Idisen" hieß.

Auch der deutschen Sage sind ferner die „Schwanenjungfrauen“ wohlbekannt: Schwanenjungfrauen oder „Meerweiber“, wie sie auch genannt werden, sind es, denen im Nibelungenliede Hagen von Tronje an der Donau ihre Gewänder raubt, um sie zur Weissagung zu zwingen (vgl. oben S. 119).* Der Gudrun** erscheint am Seestrande, um ihr ihre baldige Befreiung aus der Gefangenschaft anzukünden, ein „Engel“ in Gestalt eines „wilden Vogels“ nach Angabe des christlich gefärbten Gudrunliedes: ganz zweifellos war es in der ursprünglichen Sage eine Walküre, die ihr Schwanenhemd angelegt hatte und als Schwan auf den Wogen daherschwebte.

Schon in den vorigen Abschnitten ist mehrfach erwähnt, daß die hehren Gestalten der alten Götter im Mittelalter verzerrt werden zu häßlichen, boshaften Wesen, Teufel und Hexen: so übertrug man wohl auch die Fähigkeit, als Schwäne auf dem Wasser zu schweben, von den Walküren auf die Hexen, und in dieser Verzerrung klingt jene Vorstellung von den Schwanenjungfrauen wohl noch nach in den mittelalterlichen „Hexenproben“: die der Hexerei angeklagten Weiber warf man ins Wasser; sanken sie unter, so waren sie unschuldig: denn „alles ging mit rechten Dingen zu“; schwammen sie oben, so war es offenbar, daß sie geheime Zauberkraft besaßen (sich wohl auch, wenn sie unbeobachtet waren, in Schwäne verwandeln konnten), daher wurden sie als Hexen verurteilt. Deshalb ward auch Trud, der Walkürenname, allmählich zu einer Bezeichnung für Gespenster und Hexen: so sagt man in Österreich und Bayern, wenn jemand nachts Alpdrücken gehabt hat: „die Trude hat mich gedrückt“. Auch das Vieh in den Ställen quält sie. Bei Hans Sachs finden wir „alte Trute“ = alte Hexe. Lärmenden Kindern ruft man zu: „Schweig still, sonst kommt die Trut!“

Wie die Walküren durch die Lüfte nach Walhall reiten, so reiten im Volksaberglauben auch Gespenster und Hexen nächtlicherweile auf allerlei Tieren durch die Lüfte nach ihren Versammlungsplätzen, meist Stätten altheidnischen Opferdienstes auf Bergen oder in Wäldern. Am bekanntesten ist der „Hexenritt“ in der Walpurgisnacht nach dem „Blocksberg“, dem Brocken.

* S. Nibelungen, 2. Buch, 5. Abschn. ** S. Gudrun, 2. Buch, 6. Abschn.

Dritter Abschnitt.

Nerthus.

Wie schon zu Beginn des ersten Abschnittes erwähnt wurde, galt ursprünglich sicherlich die geheimnisvoll in dem dunkeln Schoße der Erde hausende und wirkende Erdgöttin als Gattin des Himmelsgottes, als die große Lebensmutter, die Mutter der Götter wie der Menschen. Diese Erdmutter verehrten, wie uns der Römer Tacitus* berichtet, eine ganze Reihe von deutschen Stämmen im heutigen Schleswig-Holstein und den benachbarten Elbelandschaften unter dem Namen Nerthus: „Sie verehren gemeinsam die Nerthus, das heißt die Mutter Erde, und glauben, daß sie den Verhältnissen der Menschen ihre Teilnahme zuwende und unter den Völkern einherfahre. Auf einer Insel des Oceans ragt ein heiliger Hain auf; in ihm steht ihr geweihter Wagen, durch dichte Hülle jedem sterblichen Blick verborgen; nur dem Priester ist es gestattet, ihn zu berühren. Tut ihm die Göttin ihre Anwesenheit im Heiligtum kund, so geleitet er sie durch die Lande: Kühe ziehen den geweihten Wagen, heilige Ehrfurcht empfängt ihn überall. Dann sind frohe Tage, helle Festfreude herrscht an allen Orten, die sie ihres Besuches, ihrer Einkehr würdigt. Kein Kriegslärm ertönt, keine Waffe erklirrt: verschlossen wird alles Eisengerät; nur in diesen Tagen sind Friede und Ruhe unerschütterlich und willkommen, bis der Priester die Göttin, wenn sie des Verkehrs mit den Sterblichen satt ist, ihrem Heiligtum zurückgibt. Danach wird der Wagen und seine Hülle und, mag man es glauben oder nicht, die Göttin selbst in verborgenem See gebadet: die Sklaven, welche dabei Hilfe leisten, verschlingt alsbald derselbe See. Was es ist, das nur dem Tode Geweihte schauen dürfen, bleibt infolgedessen in geheimes Grauen und heilige Verborgenheit gehüllt".

Die heilige Insel der Nerthus ist an der Nordseeküste zu suchen; irrtümlicherweise hat man den Namen Nerthus in Hertha umgewandelt und Rügen als Sitz ihrer Verehrung angenommen; darauf beruht auch die Benennung des Hertha-Sees auf Rügen. Aber in Wirklich-

* S. S. 6 unten.

keit hat es nie eine Göttin Hertha bei den Germanen gegeben. Daher ist der Name Nerthus für die Göttin festzuhalten; eigentümlicherweise findet er sich gar nicht in der nordischen Mythologie, wohl aber verehrten die Skandinavier ihren Gemahl Njörd als Gott der Seefahrt und des Handels und Spender des Reichtums (s. S. 82). Sein und ihr Sohn ist Freyr: zu seinem Kultus gehört ein feierlicher Umzug (s. S. 85), der fast ganz gleich dem der Nerthus geschildert wird.

Ihr Umzug feierte das Erwachen der Mutter Erde aus dem winterlichen Todesschlaf zu neuem Leben im Frühjahr. Ebenso wie unsere Altvordern dies Erwachen der Natur im Lenz durch ein Freudenfest feierten, so feiert es noch heutzutage das Volk auf die mannigfaltigste Art, je nachdem es Brauch geworden ist seit Jahrhunderten. In Zürich z. B. ziehen zu Beginn des Frühjahrs beim „Sechseläuten" die Kinder aus der Stadt heraus ins Freie und fahren den „Bögen", eine große Puppe, auf einem Wagen umher. Die Eltern und alles Volk begehen den Tag als Festtag mit allerlei Lust und Scherz. Anderswo wird eine „Maikönigin" allein oder auch zusammen mit einem „Maikönig", hier und da wieder dieser allein zu Wagen in festlichem Zuge eingeholt; die Straßen und Häuser sind mit „Maibäumen" geschmückt. Sind diese heutigen Frühlingsfeste auch nicht unmittelbare Überreste uralter Nerthusfeste, so haben sie doch jedenfalls in der gleichen Freude wie diese über das Wiedererwachen der Natur ihren Grund.

Vierter Abschnitt.

Die nordische Hel.

Der Name der nordischen Unterweltgöttin **Hel** hängt mit unserem Zeitwort „hehlen" zusammen und bezeichnet die **verborgene**, im Schoße der Erde hausende Göttin: ursprünglich war auch Hel nur eine der verschiedenen Bezeichnungen für die Erdmutter, die in ihrem Schoße, in den Tiefen der Erde, die Keime alles Lebens birgt und in ihren mütterlichen Schoß auch ihre verstorbenen Menschenkinder wieder aufnimmt. Da diese Erdmutter Hel ihren Sitz in den Tiefen

NAU

der Erde hat, so wird sie zunächst zur Göttin der Unterwelt: die Unterweltgöttin wandelt sich aber leicht in der Vorstellung der Völker zur Todesgöttin: damit tritt ihre lebenspendende, wohltätige Seite zurück, als Todesgöttin fängt sie an fürchterlich zu werden.

An und für sich also ist Hel kein böses Wesen: sie tötet niemand und verfolgt niemand, nur die Seelen der Abgeschiedenen nimmt sie in Empfang und hält sie unerbittlich fest. Als Beherrscherin des Totenreiches teilt sie Lohn und Strafen aus, ist den Guten mild, den Schlechten eine furchtbare Rächerin. Darum schrecken Gewissensängste die zur Hel hinabfahrenden Seelen: die Brücke, welche über den stark rauschenden Unterweltstrom führt, bewacht eine Riesenjungfrau, Modgudr, d. h. Seelenkampf, geheißen. Als Brunhild zur Hel hinabfährt (s. Wölsungensage, 2. Buch, Abschn. 11), wehrt ihr die Riesin den Weg, ihr vorhaltend, was sie auf Erden Böses getan habe: aber Brunhild rechtfertigt sich ihr gegenüber und ruft zum Schlusse: „Versinke, Riesenbrut!" — Das Reich der Hel ist also nicht etwa, wie die Hölle nach späterer Auffassung, ausschließlich der Strafort der schuldbeladenen Seelen, sondern umschließt Gute und Böse: doch werden ihnen getrennte Aufenthaltsorte angewiesen. Am deutlichsten spricht hierfür, daß sogar Balder, der beste und reinste aller Götter, zu ihr hinabfährt. Besonders festlicher Empfang wird ihm zu teil: schon im voraus werden ihm die Sitze mit Ringen bestreut, die glänzenden Betten mit Gold gedeckt. Der Met steht zu seiner Bewillkommnung eingeschenkt. Als Hermodur, sein Bruder, hinab zur Hel reitet, um ihn loszubitten, sieht er ihn auf dem Ehrenplatze sitzen. Der schuldbeladenen Frevler dagegen warten furchtbare Strafen: tief unten im Reiche der Hel harrt ihrer ein Saal, der aus Schlangenrücken gewunden ist; Gifttropfen träufeln durch das Getäfel. Da wälzt ein Strom ostwärts Schlamm und Schwerter.

„Im starrenden Strome stehn und waten
Meuchelmörder und Meineidige,
Und die andrer Liebsten ins Ohr geraunt."

Da aber das Heidentum in dem Tode das größte aller Übel sah, so wurde infolge dieser bangen Todesfurcht auch die Todesgöttin zu einem furchtbaren Wesen: man sah in ihr die grausige Vernichterin

alles Lebens, und so sank allmählich Hel immer mehr in der Vorstellung des Volkes, bis sie zum furchtbarsten Scheusal wurde. Daher wird sie Lokis, des Unheilstifters, Tochter genannt, daher heißt es von ihr in der jüngeren Edda*: „Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmernis, ihr Vorhang dräuendes Unheil. Sie ist halb schwarz, halb menschenfarbig". Nur dieser eine letzte Zug in jener durchaus übertriebenen Schilderung erinnert an Hels ursprüngliche Doppelnatur: schwarz nämlich erscheint sie als die in den dunklen Tiefen der Erde hausende Todesgöttin, weiß als die lichte, Leben spendende Erdmutter.

Hels Reich heißt „Nebelwelt"; unermeßlich weit dehnt es sich aus. Rings ist es mit hohem Gehege umzäunt und mit mächtigem Gitter verwahrt. Mitten in ihm liegt ein rauschender Brunnen, aus dem die zwölf kalten Urströme hervorstürzen, die laut tosend die Nebelwelt durchströmen und abschließen von der Menschenerde. Nur eine Brücke führt hinüber: diese bewacht, wie schon bemerkt, die Riesin Modgudr (= Seelenkampf). Ein furchtbarer Hund, blutbefleckt vorn an der Brust, Kiefer und Rachen klaffend zum Biß, fällt laut heulend die auf dem „Helwege" Wandernden an. Ein schwarzroter Hahn kräht in Hels Hause.

Dem nordischen Namen Hel entspricht ganz genau das neuhochdeutsche Wort Hölle, das seit dem Mittelalter den Ort der Qual und Pein für die Seelen der Verdammten bezeichnet. Das Mittelalter vergaß nämlich, daß das Wort ursprünglich die in den Tiefen der Erde verborgene Göttin bezeichnete, und wandte es auf einen unter der Erde gedachten Raum an, den man sich als Ort der Strafe und Qual für die Seelen der Verdammten, die hier des „hölllischen" Feuers Pein dulden müßten, vorstellte. Das Mittelalter vergaß dabei ferner, daß „die Hölle" ursprünglich nicht ausschließlich der Ort der Qual für die verstorbenen Frevler war, sondern sowohl Gute als Böse umschloß; denn „zur Hölle fahren" bedeutet ursprünglich nichts anderes als sterben.

* S. Einl. S. 8.

Fünfter Abſchnitt.

Die Nornen.

Von den Nornen berichten die altnordiſchen Lieder folgendes: Unter der Welteſche* quillt ein Born; bei ihm ſteht der Saal der drei Schickſalsgöttinnen oder Nornen: Urd (das Geſchick, die Schickſalsmacht), Werdandi (das Werdende), Skuld (das Werdenſollende) ſind ihre Namen:

„Davon kommen Frauen, vielwiſſende,
Drei aus dem Saal dort bei dem Stamm:
Urd heißt die eine, die andere Werdandi,
Stäbe ſchnitt Skuld, die dritte.
Sie legten Loſe, beſtimmten das Leben
Der Menſchengeſchlechter, das Schickſal zu ordnen."

Die drei Jungfrauen ſind göttlichen Urſprungs, aber bei den Rieſen aufgezogen: ſie ſind älter als die Götter; denn älter als die Götter ſind die Fügungen des Schickſals. Doch ſind die drei altersgrauen Greiſinnen nicht gleich alt: Urd iſt die älteſte, Skuld, die Norne der Zukunft, die jüngſte. Überhaupt gilt Urd als die mächtigſte unter den drei Nornen: nach ihr heißt der Brunnen „Urds Brunnen". Sie war urſprünglich zweifellos die einzige Schickſalsgöttin, und erſt weit ſpäter ſtellte die nordiſche Dichtung ihr die jüngeren Schweſtern, die Nornen der Gegenwart und der Zukunft, zur Seite. Dafür ſpricht, daß von den drei Namen der nordiſchen Schickſalsſchweſtern nur der ihre bei althochdeutſchen Dichtern erſcheint: hier heißt ſie Wurd.** Die Dreizahl aber iſt bei den verſchiedenſten Völkern eine heilige Zahl.

Die drei Schweſtern walten über das Geſchick der Welt: ſorgſam wachen ſie über das Gedeihen des Weltbaumes. Täglich nehmen ſie Waſſer aus dem Brunnen und beſprengen damit die Welteſche, daß ihre Zweige nicht dorren noch faulen. Durch dieſe ſorgſame

* S. S. 40 unten.

** Das althochdeutſche „Wurd" bedeutet wohl „die Spinnerin"; es hängt zuſammen mit althochdeutſch wirt, wirtel = „Spindel".

Pflege ſuchen die Nornen das Abſterben der Weltеſche und den damit zuſammenhängenden Untergang der Welt ſo lange als möglich zu verzögern.

Die Nornen beſtimmen gleich bei der Geburt dem Menſchen Lebensgeſchick und Lebensdauer: jede der drei erteilt dem Neugeborenen ihren beſonderen Schickſalsſpruch. Noch heute klingt dies nach in der Redensart „das ward ihm nicht bei der Wiege geſungen" von einem Menſchen, deſſen Geſchick eine unerwartete — günſtige oder ſchlimme — Wendung nimmt. Haben die beiden erſten Nornen dem Kinde Glück verheißen, ſo fügt nicht ſelten die dritte einen Unglücksſpruch an, der zwar die Segenswünſche der gütigern Schickſalsſchweſtern nicht aufzuheben vermag, da ſie unabänderlich ſind, aber ſie einſchränkt. So erſcheinen die Nornen bei der Geburt Helgis, des Sohnes Siegmunds, des Wölſungs. Davon heißt es in der Edda:

„Nacht in der Burg wars, Nornen kamen,
Die dem Edeling* das Alter beſtimmten.
Sie gaben dem König der Kühnſte zu werden,
Aller Fürſten edelſter zu ſcheinen.
Sie ſchnürten ſcharf die Schickſalsfäden,
Daß die Burgen brachen in Bralund.**
Goldene Fäden fügten ſie weit,
Sie mitten feſtigend unterm Mondesſaal.***
Weſtlich und öſtlich die Fäden bargen ſie,
In der Mitte lag des Königs Land.
Einen Faden nordwärts warf Neris Schweſter,
Ewig zu halten hieß ſie dies Band."

Alſo Kühnheit, Kriegsruhm und weites Land verheißen ſie dem neugeborenen Königsſohne: alles Gebiet zwiſchen dem weſtlichen und öſtlichen Ende des Fadens ſoll ihm zufallen. Zum Schluſſe wirft eine der Nornen nordwärts, nach Nebelheim, dem Reiche der Hel, zu, einen Faden und beſtimmt, daß er unzerreißbar ſein, ewig halten ſolle: denn Helgi ſoll nie „den Helweg" reiten, nie der Hel verfallen, ſondern Odin ſelbſt wird ihn nach Walhall geleiten.† Die

* Dem edelgeborenen Königsſohne, Helgi. ** Geburtsort Helgis.
*** Himmel. † S. Wölſungen, 1. Buch, 4. Abſchn.

Bezeichnung „Neris Schwester" weist auf die Verwandtschaft der Nornen, beziehungsweise der ältesten Norne, Urd, mit der Hel: denn Neri (Nörwi, Narwi) ist Vater der Nacht, Sohn Lokis: dessen Schwester, also Lokis Tochter, müßte Hel sein, die Todesgöttin. Überhaupt aber wird Urd (Wurd) mehrfach geradezu als das Todesschicksal aufgefaßt: von sterbenden Helden heißt es: „Wurd raffte ihn hinweg".

Auch als der dänische Sangesheld Nornagest geboren war, traten zu seiner Wiege, neben der zwei Kerzen brannten, die Nornen: Glückseligkeit vor allen andern seines Geschlechtes verliehen ihm die beiden ersten als Wiegengeschenk. Doch die dritte Norne, die man im Gedränge von ihrem Stuhl gestoßen hat, erhebt sich zornig über die Kränkung und ruft: „Ich schaffe, daß das Kind nicht länger leben soll, als bis die neben ihm angezündete Kerze niederbrennt". Schnell griff die älteste der Nornen nach der Kerze, löschte sie und gab sie der Mutter mit der Mahnung, sie nicht eher wieder anzustecken als an des Kindes letztem Lebenstage. Lange lebte Nornagest: in seiner Harfe barg er die Schicksalskerze; dreihundert Jahre eines beglückten Lebens lagen hinter ihm, da zündete der lebensmüde Greis selbst seine Kerze an und sah ruhigen Blickes langsam sein Lebenslicht verglimmen.

Die Nornen bestimmen das Schicksal der Menschen, indem sie die Schicksalsfäden weben oder spinnen. Unabänderlich sind ihre Bestimmungen: „die Wurd hat ihm das gesponnen", heißt es, wenn eines Menschen Geschick sich erfüllt. Genau bestimmen sie die Lebensdauer jedes einzelnen voraus: wie sie es beschieden haben, so schlägt dem Sterblichen die Todesstunde, und keine Macht der Welt vermag das Leben des zum Tode Bestimmten auch nur um wenige Stunden zu fristen: „den Abend sieht niemand wider der Nornen Spruch".

Wie aber verhält sich diese Schicksalsmacht der Nornen zum Walten der Götter? Heißt es nicht auch von Odin, von den Walküren, von anderen Göttern, daß sie das Geschick der Menschen entscheiden? Warum betete man zu den Göttern, wenn diese nur blindlings die Schicksalssprüche der Nornen vollstrecken mußten? — Allerdings stoßen wir hier auf einen Widerspruch zwischen der Vorstellung von der Macht der Götter und der des Schicksals: Widersprüche

aber sind eine berechtigte Eigentümlichkeit jeder Mythologie: s. S. 116. Über allen Göttern thront das Schicksal: unabänderlich, im voraus bestimmt, stehen die Geschicke der Welt und der Götter fest: kein Gott vermag daran zu rütteln. Ja, die Götter kennen nicht einmal alle Schicksalsschlüsse: selbst Odin ist nicht im vollsten Umfange allwissend: nicht alle Fügungen des Schicksals liegen klar vor seinem Auge, dessen scharfer Blick sonst doch alles durchdringt. Darum wandert er zur Hel hinab, um Genaueres über Balders Los zu erfahren, wenn er auch einzelnes, was sich nach dessen Tode ereignen soll, kennt. Balder selbst aber und die übrigen Götter werden nur durch bange, dunkle Ahnungen von dem ihm drohenden Verhängnis geängstigt. Auch über den letzten Weltkampf, der den Untergang der Götter herbeiführt, weiß allein Odin einzelnes, doch kennt er nicht das Endgeschick der Götter in seinem ganzen Umfange: durch Runenzauber, durch eifriges Forschen bei weisen Zwergen und zukunftskundigen Riesen und Frauen sucht er sich volle Gewißheit zu verschaffen. Aber selbst das drohende Unheil, das er kennt, vermag weder Odin abzuwenden, noch vermögen es die übrigen Götter: Balder muß sterben, weil es das Schicksal will; Odin kann seinen Tod nicht abwehren, selbst als er volle Gewißheit über Balders Geschick erlangt hat; er kann den Weltuntergang nicht abwenden, obwohl er die den Göttern drohenden Gefahren teils kennt, teils ahnt.

Noch eine andere Frage drängt sich uns auf. Sind die Geschicke der Welt schon im voraus bestimmt und unabänderlich, wie können dann die Nornen noch selbständig nach freiem Belieben Glück oder Unglück verhängen?

Beide Fragen haben wir wohl so zu lösen: die Geschicke der Welt und der Götter im großen und ganzen sind vom Schicksal unabänderlich fest bestimmt: an diesen Schicksalsfügungen kann weder das Belieben der Nornen noch der Götter etwas ändern. Die Nornen selbst weben und spinnen das Geschick der Welt nicht nach freier Wahl und nach Gutdünken, sondern so, wie der ewige Schicksalsschluß es ihnen vorschreibt: sie bringen nur den verborgenen, ihnen allein bekannten Willen des allen anderen Wesen, selbst den Göttern, unerforschlichen Schicksals zum Ausdruck: sie weben das Geschick, so wie sie müssen, dem inneren Drange des ihnen allein bekannten

Schicksalswillens gehorchend. Aber das Geschick der einzelnen Menschen vermögen sie nach ihrem Gutdünken günstig oder ungünstig zu gestalten: ihrem Belieben sind also durch die Schicksalsschlüsse feste, unübersteigliche Schranken gezogen, innerhalb deren sie frei schalten und walten können. Ähnlich steht es mit den Göttern. Ohne an den Geschicken der Welt und ihrem eigenen Lose, wie sie der Hauptsache nach vom Schicksal durch die Nornen bestimmt sind, etwas ändern zu können, besitzen auch sie die Macht, innerhalb dieser vom Schicksal, von den Nornen, gezogenen, ewigen, unumstößlichen Schranken die einzelnen Lebensschicksale der einzelnen Menschen nach ihrem Belieben zu gestalten. Ist also z. B. einem Sterblichen von den Nornen die Todesstunde bestimmt, so kann selbst Odin sein Leben nicht verlängern: aber er kann ihm innerhalb dieser von den Nornen begrenzten Lebenszeit Glück oder Unglück verleihen. Weil die Götter an die Schicksalsschlüsse der Nornen gebunden sind, deshalb heißt es in der Edda, sie ritten alltäglich zu Urds Brunnen, um dort Gericht zu halten.

(Die Walküren sind gleichsam die Nornen der Schlacht: auch sie schalten und walten nicht frei nach ihrem Belieben über Sieg oder Tod der kämpfenden Helden, wie schon oben bemerkt, sondern sie führen nur den Willen des Schicksals zur Vollendung.)

Diese Vorstellungen von dem Verhältnis des Schicksals zu den Göttern entsprechen in vielen Punkten denen der alten Griechen und Römer. Auch Zeus (Juppiter), der Beherrscher des Olymps, der Vater der Götter und Menschen, ist in seinem Walten gebunden an den unabänderlich feststehenden Ratschluß des Schicksals, der Moira (des Fatums). Wie Urd ursprünglich die einzige Norne war, so erscheint auch auf griechischem Boden ursprünglich nur eine Moira, an deren Stelle später drei Moiren (lateinisch Parzen) treten. Wie die Nornen die Geschicke der Welt weben, so spinnen die drei Moiren (Parzen) dem Menschen den Lebensfaden zu. Sie singen ihre Schicksalssprüche, die Spindel drehend, Lachesis die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft.

Eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit der nordischen Nornagestsage zeigt die griechische Sage von Meleagros. Als Meleagros, des Königs Oineus von Kalydon und seiner Gemahlin Althaia Sohn, sieben Tage

alt ist, da treten die Moiren an sein Lager und Atropos bestimmt ihm, so lange zu leben, bis das auf dem Herde brennende Holzscheit verbrannt sei. Schnell reißt Althaia das Scheit aus dem Feuer und bewahrt es mit mütterlicher Sorgfalt auf. Als aber Meleagros, zum tapfersten Helden erwachsen, die Brüder seiner Mutter, die ihn gekränkt hatten, in rasch auflodernd em Zorne erschlägt, da übt Althaia Blutrache für ihre gemordeten Brüder an dem eigenen Sohne: sie wirft das Holzscheit ins Feuer, und wie es verglimmt, so verlöscht Meleagros' Leben.

Im Althochdeutschen und Altsächsischen heißt die Schicksalsmacht, die den Tod bringt, „Wurd", wie schon oben bemerkt, dasselbe Wort wie das nordische Urd; bei den alten Sachsen und den Angelsachsen findet sich als weitere Bezeichnung der Schicksalsgöttin „Meten" = „die Abmessende", die jedem sein Teil an Glück oder Leid zumißt; auch in der Mehrzahl kommt ihr Name vor. Eine dunkle Erinnerung daran hat sich auf niedersächsischem Boden erhalten: hier sagt man in Dithmarschen, wenn Herbstfäden von Baum zu Baum oder von Strauch zu Strauch schweben: „de Metten hebt spunnen" = „die Meten haben gesponnen". Das herumfliegende feine Spinnengewebe galt also als Arbeit der kunstreich spinnenden Schicksalsgöttinnen. Im Niedersächsischen nennt man das Gespinst „Metten" oder „Mettkensommer": in dieser Zusammensetzung ist „-sommer" nicht etwa eine Bezeichnung der Jahreszeit, die gar nicht passen würde, da es ja Herbstfäden sind, sondern es ist das altangelsächsische Wort samar = Schleppkleid; das Gespinst wird also als „Schleppkleid der Meten", der Schicksalsgöttinnen, bezeichnet. (Ebenso im Englischen gossamer = gods samar.)

An vielen deutschen Orten haben sich Sagen von drei Jungfrauen erhalten, die Segen oder Unheil spendend bei der Geburt, der Hochzeit oder anderen wichtigen Ereignissen im Leben der Menschen erscheinen: dabei singen sie und ihr Lied wirkt auf das Schicksal der Menschen ein; auch spinnen sie oder spannen ein Seil (den Schicksalsfaden). Von ihnen sind meist zwei weiß, die dritte schwarz: jene spenden Glück, diese Unglück. Diese Sagen zeigen deutlich die Erinnerung an die uralten Schicksalsgöttinnen, besonders die niederbayrische Sage von den drei „Heilrätinnen", deren Schloß in „den

Jungfernbüchl", einen Weiher beim Frauenwald bei Igling, versunken sein soll, in dessen Tiefe man sie noch singen hört. Sie erscheinen noch jetzt zuweilen, die eine weiß, die andere mit rot und weißem Kleid, die dritte schwarz; diese handelt stets dem Willen der beiden andern entgegen. Sie haben ein großes Seil vom Jungfernbüchl bis zum Staufersberg ausgespannt. Bei der Ernte legte man ihnen drei Kornähren als Opfer auf das Feld.

An die Schicksalsgöttinnen erinnern uralte Heiratsgebräuche: so treten in Warthe bei Templin drei als Frauen verkleidete Männer am Hochzeitsabend auf; in der Grafschaft Ruppin heißen sie „die Feien" (Feen). Sie erscheinen hier, während der Hochzeitszug sich zur Kirche bewegt, und suchen durch allerlei Possen Lachen zu erregen. Diese drei „Feien" sind wohl eine dunkle Erinnerung an die Schicksalsgöttinnen, die bei der Hochzeit erscheinen, das Geschick der Ehe bestimmend.

Auch vielfache deutsche Märchen erhalten in mannigfach wechselnder Gestalt Erinnerungen an die Nornen. Oft erscheinen auch in ihnen drei Schwestern, die das Geschick der Sterblichen weben und spinnen, von denen zwei weiß sind, eine, wie die Hel, halb schwarz, halb weiß: sie schränkt die Segenssprüche ihrer beiden lichten Schwestern ein, indem sie einen unheilverkündenden Spruch hinzufügt. Mit Vorliebe weilen solche schicksalsverkündenden Frauen oder Feen an Brunnen und Quellen. Aber zuweilen erscheint auch eine größere Zahl. In dem schönen Märchen vom Dornröschen sind aus den Nornen „weise Frauen" geworden. Als dem König und der Königin das lang ersehnte Töchterlein geboren ist, laden sie zu dem Freudenfeste nicht bloß Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen würden. Es waren aber ihrer dreizehn in des Königs Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die zwölf Geladenen erschienen und beschenkten das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so weiter mit allem, was es Herrliches in der Welt gibt. Als eben elf ihre Wünsche gesprochen hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne

jemand zu grüßen und anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen". Nach diesen Worten kehrte sie sich um und verließ den Saal, und alle standen starr vor Schrecken. Da trat die zwölfte hervor, die noch ihren Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, sondern nur mildern konnte, so sprach sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern nur ein hundertjähriger, tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt". Der König verbot darauf in seinem Reiche alle Spindeln. Als aber die Königstochter das fünfzehnte Jahr erreicht hat, findet sie in einem verfallenen Turme eine alte Frau, die mit ihrer Spindel Flachs spinnt. Das Mädchen sticht sich an der Spindel in den Finger und versinkt sogleich samt allen Bewohnern des Schlosses in einen tiefen Schlaf. Rings um das Schloß wächst eine feste, dichte Dornhecke, die es umschließt. Nach hundert Jahren dringt ein Königssohn durch die Hecke und erweckt durch seinen Kuß Dornröschen und mit ihr alle Bewohner des Schlosses zu neuem Leben. — Also auch hier im Märchen derselbe Zug wie oben: die verletzte Fee kündet Unheil, ihren Unheilsspruch kann die zwölfte, gütige Fee, die noch ihren Segenswunsch nicht ausgesprochen hat, nicht aufheben — denn unumstößlich sind die Sprüche der Nornen —, aber sie mildert ihn.

Sechster Abschnitt.

Sunna.

Sunna, die Sonnengöttin, ist nach nordischer Darstellung die Schwester des Mani, des Mondgottes. Beider Vater wird in der Edda der „Achsenschwinger" genannt: da er auf die Schönheit seiner holden Kinder zu stolz war, straften ihn die Götter, indem sie beide an den Himmel versetzten. Dort lenkt die Sonne die beiden Hengste „Frühwach" und „Allgeschwind", welche den Sonnenwagen ziehen, den die Götter aus den Feuerfunken Muspelheims, der Flammenwelt, geschaffen haben.

„Die Sonne von Süden, des Mondes Geſellin,
Hält mit der rechten Hand die Himmelsroſſe."

Um die Erde vor den ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen, ſetzten die Götter einen Schild* vor die Sonne, die glänzende Göttin: „Brandung (Meer) und Berge würden verbrennen, ſänk' er von ſeiner Stelle".

Zwei Rieſenwölfe, Fenrirs** Geſchlecht genannt, verfolgen Sonne und Mond und drohen ſie zu verſchlingen. Ein altes Rieſenweib hat ſie fern öſtlich von der Menſchenerde in einem Walde, das Eiſenholz geheißen, geboren und füttert ſie dortſelbſt: „das Mark gefällter Männer mäſtet den Mörder des Mondes": am Ende der Tage holt er den vor ihm fliehenden Mond ein und verſchlingt ihn; den Himmel, der „Seligen Saal", beſpritzt er mit ſeinem Blute, der Sonne Schein verfinſtert ſich, alle Wetter und Winde wüten. Auch der Sonne droht gleiches Schickſal: darum fährt ſie ſchnell einher, als wenn Furcht ihre Fahrt beſchleunigte, denn ihr bangt für ihr Leben. Vor dem ſie verfolgenden Untier taucht die leuchtende Göttin allabendlich nieder in die ſchützende Meeresflut: doch auch dahin folgt ihr der Wolf, bis er ſie am Ende der Tage erhaſcht. Ähnliche Vorſtellungen wie dieſe von Sonnen- und Mondfinſterniſſen, daß nämlich ein gewaltiges Untier das lichtſpendende Geſtirn in ſeinen Rachen gefaßt habe, um es zu verſchlingen, finden ſich bei vielen heidniſchen Völkern: manche ſuchen durch lauten Lärm, durch Schlagen auf Trommeln und eherne Keſſel und durch Schreien, die Unholde zu ſchrecken, daß ſie ihre Beute fahren laſſen.

Nach Cäſars Angabe verehrten auch die Germanen Sonne und Mond als hilfreiche Mächte: entblößten Hauptes riefen ſie ihren Beiſtand an. Auch in dem alten Merſeburger Zauberſpruch (ſ. S. 55) wird die Sonnengöttin Sunna genannt. Vielfach wird bei Schwüren die Sonne zum Zeugen der Wahrheit angerufen: denn ſie ſieht alles und wird den Meineid offenbaren. Dieſe Vorſtellung, welche die

* Von unſeren kriegeriſchen Ahnen wurde die ſtrahlende Sonne ſelbſt mit einem glänzenden Schilde verglichen: noch Opitz, ein Dichter des 17. Jahrhunderts, nennt ſie „den ſchönen Himmelsſchild".

** S. S. 32 und 107.

Deutschen mit vielen anderen Völkern teilen, spiegelt sich wider in dem deutschen Märchen, das Chamissos Gedichte „Die Sonne bringt es an den Tag" zur Grundlage dient. Ein Jude, der von einem wandernden Handwerksburschen erschlagen wird, ruft sterbend aus: „Die Sonne bringt es an den Tag". Und lange Jahre sind verflossen, längst lebt fern von der Mordstätte der Mörder in sicherem Wohlstand, da erinnert ihn das Flimmern der Sonne an die Worte, die einst mit brechendem Auge das Opfer seiner Habgier ausgestoßen hatte. Halblaut murmelt er vor sich hin: „Du bringst es doch nicht an den Tag!" Aber seine Frau hat die Worte gehört, und ihre weibliche Neugier läßt dem Schuldigen keine Ruhe bei Tag und Nacht, bis er ihr endlich seine Schuld gesteht. Da hatte die Sonne eine Zunge: denn „der Frauen Zungen ja nimmer ruhn": bald plaudert die Frau es unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ihrer Nachbarin aus, und nicht lange darauf erreicht den Mörder der rächende Arm der irdischen Gerechtigkeit.

Von einer Mondgottheit der Deutschen wissen wir nichts Näheres außer der oben erwähnten Bemerkung des Römers Cäsar. Als heilig aber galt das Mondlicht: denn im Mondschein zu spinnen und zu stricken galt lange Jahrhunderte für eine große Sünde, als ob man am Tage nicht genug bekommen könnte. Frauen oder Mädchen, die trotzdem das heilige Mondlicht dadurch entweihen, werden zur Strafe in den Mond versetzt. Die Flecken und Schatten im Monde gaben überhaupt Veranlassung zu den vielfachen Sagen von Menschen, die zur Strafe dorthin versetzt seien. In christlicher Zeit werden diese Sagen in der Weise verändert, daß es Frevler gegen die Sonntagsheiligung sind, welche die Strafe trifft. So spann nach altmärkischer Sage einst eine Frau am Sonntage: zur Strafe muß sie nun ewig mit ihrer Spindel im Mond sitzen. Dieser „Frau im Monde" steht in anderen Sagen ein „Mann im Monde" gegenüber: ein Mann hat am Sonntage im Walde Holz gefrevelt; zur Strafe läßt ihm der liebe Gott die Wahl, ob er in der Sonne verbrennen oder im Monde erfrieren wolle (denn da das Mondlicht nicht erwärmt, so muß es dort droben nach alter Vorstellung sehr kalt sein). Der Waldfrevler wählt das letztere: daher sieht man noch heutzutage den Mann im Monde mit der Axt und dem Reisigbündel auf dem Rücken.

Siebenter Abſchnitt.

Oſtara.

Eine deutſche Göttin, von der ſich keine Spur im Norden findet, iſt Oſtara. Uralt iſt die von ihrem Namen abgeleitete Bezeichnung des Aprils als Oſtermonat: ſchon der angelſächſiſche Kirchenvater Beda († 735) nennt ihn ſo und fügt hinzu, daß er dieſen Namen von einer Göttin ſeines (des angelſächſiſchen) Volkes erhalten habe. Oſtara muß in hohem Anſehen bei den deutſchen Stämmen geſtanden haben: ſonſt würden die chriſtlichen Bekehrer, die in heiligem Feuereifer jede Spur der heidniſchen Götter zu vernichten ſuchten, ihren Namen nicht auf eins der höchſten chriſtlichen Feſte, das Oſterfeſt, übertragen haben: es geſchah mit kluger Berechnung, um bei den Neubekehrten das chriſtliche Feſt durch Anlehnung an den Namen der heidniſchen Göttin deſto leichter einzubürgern. Oſtara war wohl eine ſegenſpendende Licht- und Frühlingsgöttin, die das Erwachen der Natur aus dem Todesſchlafe des Winters herbeiführte: daher ließ ſich an ihr Feſt, das Feſt des Wiedererwachens, der Auferſtehung der Natur, das chriſtliche Auferſtehungsfeſt des Weltheilands leicht anlehnen.

Weißgekleidete Jungfrauen erſcheinen auf Oſtern nach dem Volksglauben in Felsklüften oder auf Bergen: urſprünglich war es ſicher die lichte Frühlingsgöttin ſelbſt, die ſich dann dort zeigte. Die Sonne tut nach altem Volksaberglauben, wenn ſie am erſten Oſtertage aufgeht, drei Freudenſprünge: ihrem Beiſpiel folgt das Volk, indem es fröhlich um die Freudenfeuer, die zu Oſtern auf Bergen und Höhen angezündet werden, tanzt. Nur unblutige Opfer, Blumenkränze und Maiblumenſträuße, wurden der Oſtara dargebracht. Die Oſterkuchen erinnern noch an die ihr zu Ehren ſtattfindenden Oſterſchmäuſe: ebenſo die ihr geweihten Oſtereier, die der „Oſterhaſe“ legt: der Haſe war der Oſtara wohl heilig wegen ſeiner Fruchtbarkeit. Da das Feſt der Oſtara ein Freudenfeſt war, ſo erhielt ſich noch bis ſpät in die chriſtliche Zeit hinein die Sitte, daß der Prieſter dem Volke am Oſtermorgen von der Kanzel herab ein luſtiges Oſtermärlein erzählte, damit ſeine Zuhörer in das herkömmliche „Oſtergelächter“ ausbrechen ſollten.

Vierter Teil.

Weltuntergang und Welterneuerung.

Erster Abschnitt.

Verschuldung der Götter. Götteruntergang.

„Alles was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht."

Heitere Tage verlebten anfänglich im „goldenen Zeitalter" die Götter:

Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und darbten goldener Dinge noch nicht:
Bis drei der Riesentöchter kamen,
Reich an Macht aus Riesenheim.

Die drei mächtigen Riesentöchter sind die bei den Riesen auferzogenen Nornen, die Göttinnen des Schicksals und der begrenzten Zeit: im goldenen Zeitalter ist für sie keine Stätte, es kennt keine Unterschiede und keinen Wechsel der Zeiten: dem Glücklichen schlägt ja keine Stunde. Gestört wird diese heitere Ruhe des goldenen Zeitalters durch die Goldgier, die sich auch der Götter bemächtigt: als die leuchtende Goldstufe in Allvaters Halle geschmolzen wird, da kommt zuerst Mord in die Welt. (Außer diesen rätselhaft dunklen Worten sagt die Edda nichts über die Schuld, zu der die Götter durch die Goldgier sich verführen lassen.) Keines Feuers Glut aber zehrt das Gold, alles Übels Ursache, auf, immer wieder wird es aus den Flammen geboren: einer Zauberin gleich weiß es der Götter und Menschen Sinne zu betören. So ist nach der Vorstellung des germanischen Heidentums, die wie ein roter Faden sich durch Götter-

und Heldensagen hindurchzieht, das Gold die Ursache alles Übels für Götter und Menschen.

„Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles“: Goldspangen und Goldzier heischt der Krieger von seinem Lehnsherrn für treue Dienste; reichen Goldschatz wünscht sich der Fürst: denn je größer eines Fürsten Goldhort ist, desto größer ist auch die Zahl der Getreuen, die reichen Lohnes gewärtig seinem Dienste ihr Schwert und Leben weihen. Zu rascher Freveltat reißt das gleißende Metall manchen fort, dessen Sinne es geblendet hat: daher ruht ein Fluch auf ihm und auf allen, die es besitzen*: es zieht sie hinab in die Tiefe der Erde, in die Unterwelt, aus der es hervorgescharrt wurde. Selbst die Götter trifft dieser Fluch, da auch sie sich nicht rein erhalten von der Gier nach Gold.

Eine weitere Schuld luden die Götter auf sich durch ihre Treulosigkeit gegen den Baumeister aus Riesengeschlecht, der ihnen die starke Himmelsburg baute (s. S. 102f.). Sie haben ihm, wenn er bis zum letzten Wintertage die Burg vollendete, Freya zur Gemahlin versprochen und dazu Sonne und Mond. Als sie aber sehen, daß der Bau fast fertig dasteht, da betrügen sie ihn listig um den verheißenen Lohn, indem Loki die Gestalt einer Stute annimmt und des Riesen Hengst, der ihm gewaltige Felsen als Bausteine herbeischleppte, in den Wald lockt. Ja, trotzdem die Götter dem Riesen durch starke Eide Frieden für Leib und Leben zugesichert haben, rufen sie Thor herbei, um ihn mit seinem Hammer zu zerschmettern:

„Da schwanden die Eide, Worte und Schwüre,
Alle festen Verträge, jüngst trefflich erdacht.“

So haben sich die Götter durch Goldgier und Meineid befleckt: manche andere Schuld laden sie in der Folgezeit auf sich: denn eine lange Reihe von Sünden weiß Loki ihnen bei Ägirs Gastmahl vorzuwerfen. Darum sind die Götter dem Untergange geweiht. Es ist eine Vorstellung von solcher Erhabenheit, so hoher sittlicher Reinheit, wie wir sie bei keinem anderen heidnischen Volke ausgesprochen finden,

* Vgl. Wölsungensage 2. Buch, Abschn. 2 (Fafnirs Hort) und oben S. 100 Andwaris Fluch.

die sich in dieser Lehre vom „Götteruntergang“* ausprägt: selbst die Götter dürfen nicht ungestraft an der sittlichen Weltordnung, deren Hüter sie sind, freveln: durch ihren Tod müssen sie ihre Schuld sühnen. Sie erliegen am Ende der Tage im Kampfe mit den feindseligen Riesenmächten, mit denen sie ewigen Krieg führen. Schlimme Vorboten gehen ihrem Untergange voraus: Baldrs, des reinen Gottes, Tod ist ein Vorbild des den übrigen Göttern drohenden Verderbens. Obwohl die Götter ihren Untergang ahnen, können sie ihn doch nicht abwenden: zwar haben sie den Fenriswolf gefesselt, die Midgardschlange ins Meer versenkt, Loki, den tückischen Unheilstifter, mit starken Banden auf drei Felsblöcken festgebunden: dennoch bricht das Verderben über sie herein, als die Zeit erfüllt ist, die das auch über den Göttern waltende Schicksal ihnen bestimmt hat.

Dem Untergang der Götter, der sittlichen Mächte, welche die Welt in geordneten Bahnen lenken, wird eine furchtbare sittliche Verwilderung der Menschheit voraufgehen. Vor keinem Frevel schreckt das verworfene Menschengeschlecht dieses letzten Zeitalters mehr zurück: selbst die heiligsten Bande des Blutes, selbst der heilige Ehebund werden mißachtet und freventlich gebrochen: der Bruder mordet aus Habgier den Bruder, der Vater legt Hand an den Sohn, der Sohn schont des Vaters Haupt nicht: Mord und Totschlag und Ehebruch sind an der Tagesordnung.

„Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe** brechen.
Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt:
Der eine schont des andern nicht mehr.“

Blutige Kriege durchtoben drei Jahre lang die Welt. Dann folgen drei furchtbare Winter aufeinander, zwischen die kein Sommer tritt: da stöbert Schnee von allen Seiten, hart ist der Frost, scharfe, eisige Winde wehen, die Sonne hat ihre erwärmende Kraft verloren. Vom Blute und Marke der in jenen blutigen Zeiten durch Bruder- und

* Mißverständlich meist „Götterdämmerung“ genannt.
** Blutsverwandtschaft.

Verwandtenmord Erschlagenen sind die beiden Riesenwölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, gemästet und zu ungeheurer Kraft erstarkt. Sie stürzen sich auf Sonne und Mond und verschlingen sie: mit ihrem Blute besudeln sie den Himmel, „der Seligen Saal“: die Sterne fallen vom Himmel, alle Wetter wüten, die Erde erbebt und alle Berge erzittern, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zusammenstürzen und alle Ketten und Bande brechen und reißen. Da wird auch Loki los und der Fenriswolf. Mit klaffendem Rachen stürzt der Fenriswolf einher: sein Oberkiefer berührt den Himmel, sein Unterkiefer die Erde; Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Ihm nach stürmt seine ganze blutgierige Wolfsbrut. Die Midgardschlange speit Gift aus, daß Luft und Meer davon entzündet werden: entsetzlich ist sie zu schauen, wie sie dem Wolf zur Seite in den Kampf eilt. In zornigem Riesenmute wälzt sie sich heran und peitscht wütend die Meeresbrandung, daß das Meer sich hoch aufbäumend aus seinen Ufern tritt und die ganze Erde unter seinen wild rauschenden Fluten begräbt. Von dem furchtbaren Getöse birst der Himmel. Die ungeheueren Frostriesen kommen von Osten her auf gewaltigem Schiffe zum Kampf gegen die Götter gefahren. Von Süden her steuert Loki ein anderes Schiff über die See: auf diesem segeln „Muspels Söhne“, die Feuerriesen, welche Muspelheim, die südliche Flammenwelt, bewohnen, heran. Auf der Regenbogenbrücke reiten sie zum Himmel empor, um Asgard zu stürmen: Surtur rennt an ihrer Spitze einher, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Sein Schwert ist wunderscharf und strahlt von lichtem Feuer heller als die Sonne. Unter den Feuerriesen stürzt die bebende Regenbogenbrücke ein. Eine weite Ebene dehnt sich vor Asgard hundert Rasten (Meilen) weit nach allen Seiten aus: „Kampfritt“ (Wigrid) heißt sie: zum Kampfe stürmen dorthin alle Feinde der Götter.

Durch Heimdalls, des Wächters der Götter, weckenden Hornruf aufgeschreckt eilen die Götter zur Beratung: da ihre eigene Weisheit keine Hilfe findet, so reitet Odin zu Mimirs Brunnen* und holt Rat von Mimir für sich und die übrigen Götter. Bis ins innerste Mark erbebt die uralte Weltesche**, wie alles im Himmel und auf

* S. S. 24. ** S. S. 40.

Erden. Zum Kampfe gewappnet eilen Asen und Einherier* zur Walstatt. Allen voran reitet Odin auf seinem achtfüßigen Hengste mit seinem Goldhelm, dem glänzenden Harnisch und dem Spieße, der alle Feinde tötet. Er stellt sich dem Fenriswolf entgegen; Thor schreitet ihm zur Seite; doch wenig kann er Odin helfen, denn gegen ihn selbst erhebt die Midgardschlange als furchtbare Feindin ihr Haupt. Freyr kämpft wider Surtur einen harten Kampf; doch endlich muß Freyr erliegen und wird von Surtur getötet. Thor, der gewaltige Riesentöter, greift furchtlos die ungeheure Midgardschlange an und zerschmettert ihr mit seinem nie fehlenden Hammer das Haupt: doch von dem Gifte, das sie auf ihn speit, überströmt fällt er alsbald zu Boden. Auch Odin nützt diesmal alle Kriegskunst und der alle Feinde besiegende Speer nichts gegen den Fenriswolf: das furchtbare Ungetüm verschlingt mit weit gähnendem Rachen Allvater, den siegspendenden Götterkönig. Alsbald kehrt sich Widar, der schweigsame Ase**, Siegvater Odins gewaltiger Sohn, gegen den Fenriswolf: keinen Augenblick säumt er, seines Vaters Tod zu rächen: durch den gähnenden Rachen stößt er dem Untier den scharfen Stahl ins Herz. Loki hat sich inzwischen auf Heimdall gestürzt und einer erschlägt den andern. Darauf schleudert Surtur, der Feuerriese, Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

„Alle Wesen müssen die Weltstatt räumen.
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne.
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel."

Diese Vorstellung vom letzten, furchtbaren Kampfe der Götter und vom Weltbrande war nicht ausschließlich dem nordischen Heidentume eigentümlich, sondern wir sind berechtigt zu der Annahme, daß auch unsere Vorfahren dieselbe teilten. Denn die Erinnerung an diesen „Weltbrand" klingt, in eigentümlicher Weise mit christlichen Vorstellungen gemischt, nach in dem altbayrischen Gedichte des

* S. S. 40—41.

** So heißt er mit Recht, da er auch uns gegenüber sich in Schweigen hüllt: wir wissen weiter nichts von ihm.

9. Jahrhunderts, das gewöhnlich „Muſpilli“ genannt wird (Muſpilli entſprechend dem Muſpel, der nordiſchen Feuerwelt, alſo = Feuer, Weltbrand). Wie in der Edda die Götter gegen die feindlichen Rieſenmächte, ſo kämpft hier Elias gegen den „Antichriſt“, der mit dem Satan im Bunde iſt, deſſen Wüten Elias endlich erliegt. Dann fährt das Lied fort:

„Wenn aber des Elias Blut in die Erde träufet,
So entbrennen die Berge, aller Bäume ſteht
Nicht einer in der Erde mehr, die Waſſer alle vertrocknen,
Das Meer verſchwindet, der Himmel ſchwält in Lohe,
Der Mond fällt vom Himmel, Mittelgart* brennt,
Kein Felſen ſteht mehr feſt. Da fährt der Rachetag
Ins Land mit der Lohe, die Laſter heimzuſuchen.
Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem Weltbrand frommen,
Wenn ſelbſt das breite Weltmeer gänzlich verbrennen wird.“**

Zweiter Abſchnitt.

Die Welterneuerung.

Tieftraurig iſt dieſe Vorſtellung vom Untergange der Welt und der Götter: mit troſtloſer Verzweiflung mußte das Menſchenherz der Gedanke erfüllen, daß alles im Himmel und auf Erden der Vernichtung geweiht ſei, ſelbſt die hochwaltenden Götter. Soll das Menſchenherz nicht hoffnungslos verzweifeln, ſo muß auf die Weltvernichtung eine Welterneuerung folgen, auf den Untergang der Götter eine Auferſtehung derſelben. Und ſo iſt es auch in der Tat nach der Lehre der nordiſchen Edda. Nicht um ewiger Vernichtung anheimzufallen, vergehen Welt und Götter im Weltbrande: er iſt nur ein Feuer der Läuterung für Welt und Götter; ein geläutertes, reines Göttergeſchlecht geht aus demſelben hervor, eine neue Erde und ein neues Menſchengeſchlecht. Alles Unreine, Irdiſche, was den

* Mittelgart = Midgard, die Menſchenerde: ſ. S. 10.
** Wortlaut nach Simrocks Überſetzung.

Göttern anhaftete, das haben die Flammen des Weltbrandes verzehrt; alles Böse ist durch ihn für immer vernichtet: rein und fleckenlos werden die wiedererstandenen Götter die geläuterte, von allem Übel gereinigte neue Welt beherrschen.

Im einzelnen stellt die Edda diese Welterneuerung folgendermaßen dar:

Nach dem Weltbrande wird

„auftauchen zum andern Male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen.
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.
Da werden unbesäet die Äcker tragen,
Alles Böse schwindet, Balder kehrt wieder.
In des Sieggottes Himmel wohnen Balder und Hödur."

Auch Hödur also, der, ohne es zu ahnen, durch Lokis Tücke zum Mörder seines Bruders wurde, kehrt mit dem auferstandenen Balder in den Himmel der neuen Welt zurück. Das neue Idafeld, das an die Stelle des alten Asgard tritt, ist die herrliche Wohnstätte der wiedererstandenen Götter: das goldene Zeitalter, einst durch der alten Götter Schuld verloren, kehrt wieder:

„Da werden sich wieder die wundersamen
Goldenen Scheiben im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten."

Wie im goldenen Zeitalter die Asen heiter in Asgards Hofe würfelten, so spielen die neuen Götter heiter mit den „goldenen Scheiben". Auch Walhall erneut sich in noch hellerem Glanze „auf Gimils Höhen": dort ist allen Guten — nicht, wie im alten Walhall, nur den im Kampf Gefallenen — nach ihrem Tode die strahlende Wohnstätte bereitet im Verein mit den Göttern. Von dieser Wohnstätte der Seligen und der Götter, der Himmelsfürsten, heißt es:

„Einen Saal seh' ich heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen.
Da werden werte Fürsten wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen."

Die Söhne der alten Götter, Odins und Thors, bilden das neue Göttergeschlecht: außer Balder und Hödur werden noch genannt:

„Widar und Wali walten des Heiligtums,
Wenn Surturs Lohe erlosch."

Weder die Meeresfluten noch der von Surtur entflammte Weltbrand hat ihnen geschadet. Auch Thors Söhne Modi und Magni stellen sich ein und bringen ihres Vaters Hammer mit.

Der Name des göttlichen Herrschers der neuen Welt bleibt unausgesprochen: zu erhaben ist er, als daß eines Sterblichen Ohr ihn jemals vernommen hätte. Von ihm heißt es:

„Da reitet der Mächtige zum Rat der Götter,
Der Starke von oben, der alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an."

Die Sonne hat noch im letzten Augenblicke vor ihrer Vernichtung eine Tochter geboren, welche nun in der erneuten Welt die Bahn ihrer Mutter wandelt:

„Eine Tochter entstammt der strahlenden Göttin,
Eh' der Wolf sie würgt.
Glänzend fährt nach der Götter Fall
Die Maid auf den Wegen der Mutter."

Das neue Menschengeschlecht aber wird von zwei Menschen abstammen, die, auf wunderbare Weise dem Weltbrand entgangen, sich von Morgentau nähren, bis die Erde neu ergrünt.

Vielleicht drängt sich bei dieser Schilderung der Welterneuerung hier und da ein Wie? oder Warum? dem Leser auf die Lippen: doch die Edden künden uns nichts weiter; nur weist die jüngere Edda jeden ungenügsamen Frager am Schlusse ihres Berichtes mit den Worten zurück: „Wenn du aber nun weiter fragen willst, so weiß ich nicht, woher dir das kommt, denn nie hörte ich jemanden mehr von den Schicksalen der Welt berichten. Nimm also hiermit vorlieb".

Auch die Südgermanen im eigentlichen Deutschland müssen auf eine Erneuerung der Welt gehofft haben; es kann nicht ihre

Ansicht gewesen sein, daß mit dem Untergang der Welt und der Götter alles aus sei. Die Stärke des Unsterblichkeitsglaubens der alten Germanen bezeugte schon der Römer Asinius Pollio († 4 n. Chr.), indem er berichtete, die Germanen des Arioviſt, der nach Eroberung eines großen Teiles von Gallien im Jahre 58 v. Chr. bei Vesontio (Besançon) von Cäsar geschlagen wurde, seien deshalb so mutig und verwegen und solche Todesverächter gewesen, weil sie wieder aufzuleben gehofft hätten. Diese Zuversicht auf ein Fortleben nach dem Tode läßt darauf schließen, daß auch die Germanen, ebenso wie die Skandinavier, auf eine Erneuerung der Welt nach deren Untergang gerechnet haben.

Zwar ist uns keine deutsche Welterneuerungssage unmittelbar überliefert worden: doch begegnen uns in deutschen Sagen vielfache Nachklänge an die nordischen Sagen von dem auf den letzten Weltkampf folgenden Erstehen einer neuen, besseren Welt. Nur hat sich in ihnen Wodan, der Götterkönig, in einen gewaltigen Helden verwandelt, der in die Tiefen eines Berges entrückt dem Tage der Entscheidung entgegenschläft, bis er, wenn Zeit und Stunde gekommen ist, erwacht und den letzten Kampf kämpft, durch den eine „bessere" Zeit herbeigeführt wird. Meist sind es die hehren Heldengestalten Karls des Großen oder Friedrich Barbarossas, welche an Wodans Stelle treten*: wie dieser wird Karl der Große als Greis mit langem, weißem Bart gedacht.

Nach der am weitesten verbreiteten Sage ruht Friedrich Rotbart mit seinen Helden in voller Wehr und Waffen im Kyffhäuser: er sitzt am runden Steintisch, das Haupt müde auf die Hand gestützt; halb schlafend nickt er und zwinkert mit den Augen: sein Bart ist schon zweimal um den runden Tisch gewachsen; wenn er zum dritten Male die Rundung umschließt, wird der Kaiser aufwachen und mit seinen Helden aus dem Berge hervorreiten. Dann hängt er seinen Schild an einen dürren Baum, der davon aufs neue ergrünt. Eine bessere Zeit bricht nun an. Einige aber haben den Kaiser auch wachend gesehen: einen Schäfer, dessen Lied dem Kaiser gefiel, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?" Als dieser die

* S. auch S. 50—51.

Frage bejahte, seufzte der Kaiser: „So muß ich noch hundert Jahre schlafen".

Wodans weise Raben sind es, die den Berg umfliegen: der Gott hat sie ausgesandt, den Stand der Dinge in der Welt zu erkunden. Wie Kaiser Friedrich dem Wodan, so entsprechen seine Helden den Einheriern*, die den Göttern im letzten Weltkampf zur Seite stehen. Der dürre Baum aber ist die Weltesche, die erst mit Anbruch der neuen, „besseren" Zeit wieder ergrünt.

Daß aber dieser besseren Zeit ein furchtbarer Kampf vorausgeht, ist deutlich ausgesprochen in der Sage, die sich an den Untersberg bei Salzburg knüpft. In diesen ist Friedrich Rotbart oder nach anderen Angaben Karl der Große entrückt; mit dem Kaiser schlafen seine Helden dem jüngsten Tage entgegen. Wie im Kyffhäuser, so sitzt auch hier der Kaiser an einem Steintische, um den sein Bart dreimal herumwachsen muß, ehe das Weltende eintritt. Dann eilt der Kaiser mit seinen Helden auf das Walserfeld bei Salzburg, der Antichrist (Teufel) erscheint, Engel blasen die Posaunen, der jüngste Tag bricht an. Dort auf dem Walserfelde steht ein dürrer Baum: schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer von neuem aus: wenn wieder ein Baum aus ihr hervorsproßt und grünt, dann naht die Zeit der furchtbaren Schlacht: wenn er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann hängt der Kaiser seinen Schild an den Baum, alles eilt zum Kampfe: die guten Menschen scharen sich um den Kaiser, die bösen um den Teufel. Die blutigste Schlacht, die je geschlagen wurde, beginnt: in Strömen fließt das Blut, daß es den Kämpfern in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen.

In der christlichen Färbung dieser Sage ist der Antichrist (Teufel) an Stelle der den Göttern feindlichen Riesenmächte getreten (wie ähnlich im Muspilli): statt des Hornrufs Heimdalls erschallen die Posaunen der Engel.

Die neu ergrünende Weltesche, bei der der letzte Kampf stattfindet, begegnet uns auch in einer niedersächsischen Sage. Mitten in Holstein, auf dem Kirchhofe zu Nortorf, heißt es, wird einst eine

* S. S. 118 oben.

Esche erwachsen. Noch hat kein menschliches Auge eine Spur von ihr gesehen, doch schießt alljährlich unmerkbar ein kleiner Sproß aus dem Boden hervor: aber in jeder Neujahrsnacht erscheint ein weißer Ritter auf weißem Rosse, um den jungen Schößling abzuhauen. Gleichzeitig jedoch stellt sich ein schwarzer Ritter auf schwarzem Rosse ein und sucht jenen daran zu hindern: dann entspinnt sich ein heißer Kampf; doch immer siegt der weiße Ritter und haut den Sproß ab. Dereinst aber wird er dem schwarzen Ritter unterliegen. Dann wächst die Esche auf: wenn sie so groß ist, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, kommt der König mit großer Heeresmacht und bindet sein Roß an den Baum. Dann beginnt eine furchtbare, lange Schlacht: der König siegt und wird dadurch weit mächtiger als zuvor.

In dieser Sage weist der weiße Ritter und sein weißes Roß wohl auf Wodan selbst und seinen Schimmel hin: er sucht das drohende Weltende, das hier einbrechen soll, wenn die Esche aufgewachsen ist, durch Abhauen des Sprosses zu verhindern. Nach einer schleswigschen Sage besiegt zwar der weiße König den schwarzen, aber auch von den Kriegern des weißen Königs bleiben nur so wenige übrig, daß sie zusammen an einer Trommel ihre Mahlzeit halten.

Zweite Abteilung

Deutsche Heldensagen

A. Einleitung zur deutschen Heldensage.

Erster Abschnitt.

Wesen und Entstehung der deutschen Heldensage.

In ihrem Kindheitsalter gleichen die Völker den Kindern auch darin, daß sie in einer Art unbewußten Daseins und Zustandes dahinleben, in Lust und Schmerz, Hoffnungen und Wünschen, die sie ebensowenig im Gedächtnis bewahren als die einzelnen Ereignisse ihrer ersten Geschichte. Erst großes Leid und große Gefahren lassen sie aus diesem Halbschlummer erwachen und prägen sich ihrem Gedächtnis tiefer ein: der Retter in der Not wird von den Sängern des Volkes gepriesen, von der Sage umwoben. Überall, wo es eine Heldensage und Heldenlieder, epische Dichtungen, gibt, sind sie aufs engste verknüpft mit der gewaltigsten und für die ganze geschichtliche Entwicklung bedeutendsten Bewegung im Leben des Volkes, die es mit einem Schlage aus seinem bisherigen unbewußten Zustande herausreißt und in den Zusammenhang der Geschichte eintreten läßt.

Zu solchem geschichtlichen Bewußtsein nun ließ die Germanen die Völkerwanderung erwachen: sie ist die Geburtsstunde der deutschen Heldensage; in der Heldensage und im Heldenlied hat sich die Erinnerung an jene gewaltigste Bewegung in der Geschichte der deutschen Völker erhalten, welche die alten Staatengebilde und Völkerverbände Europas zertrümmerte und die germanischen Stämme von der Nordsee bis nach Afrika, von den äußersten Ostmarken germanischen Gebietes bis nach Spanien ausbreitete.

Die deutsche Heldensage umfaßt die Gesamtheit der Sagen, welche sich in diesem Heldenzeitalter des deutschen Volkes gebildet und dann durch mündliche Überlieferung im Liede der Sänger von Geschlecht zu

Geschlecht fortgepflanzt haben, bis sie endlich schriftlich aufgezeichnet worden sind. Mit der wirklich beglaubigten Geschichte hat die Heldensage die Eigenschaft gemein, daß sie an bestimmte Örtlichkeiten gebunden ist und sich um bestimmte menschliche Persönlichkeiten, die nationalen Helden, die ihren Mittelpunkt bilden, gruppiert; mit dem Mythus, der Göttersage, teilt sie den Zug, daß beide Dichtung sind. Während aber die Mythen ihrem Kerne nach poetische Anschauung der Natur sind, vermischt sich in der Heldensage diese poetische Verkörperung der Naturerscheinungen mit den dichterisch ausgeschmückten Überlieferungen von geschichtlichen Ereignissen. Denn zunächst wird das gewaltige geschichtliche Ereignis, welches das Volk in seinen Grundfesten erschütterte, von der Dichtung verherrlicht: um den Namen eines glanzvollen Helden, der über die anderen Persönlichkeiten jener Zeit weit hervorragt, schlingt die Dichtung ihre Ranken. Mit dieser geschichtlichen Heldensage aber verschmelzen nun Vorstellungen und Überlieferungen aus noch älterer Zeit: mythische Persönlichkeiten, entsprossen aus der poetischen Auffassung der Natur, steigen mehr und mehr nieder in den Kreis der menschlichen Helden und verschmelzen mit ihnen um so leichter, als die Sage das Bestreben zeigt, in ihren Dichtungen ihre Helden immer strahlender erscheinen zu lassen und hoch über menschliches Maß hinaus zu erheben. So haben wir zweierlei Arten von Helden in der deutschen Sage zu unterscheiden: einerseits mythische, d. h. ursprünglich göttlich gedachte Persönlichkeiten, die in den Kreis der menschlichen Helden eintreten; zu ihnen gehört Siegfried, dessen Ahnherr Wodan ist; die zweite Art hat rein irdischen Ursprung: Menschen, die ihre Zeitgenossen überragten, und deren Größe von der dichterischen Phantasie des durch den Eindruck ihrer mächtigen Persönlichkeit überwältigten Volkes bis zur Übermenschlichkeit gesteigert wurde. Dahin gehören die geschichtlich bezeugten Namen unserer Heldensage, vor allem Dietrich von Bern = Theodorich der Große, der Führer der Bewegung der deutschen Völker gegen das Römerreich.

Da die deutsche Heldensage ein durch und durch nationales Gepräge hat, so sind von ihr ausgeschlossen die Sagenkreise vom heiligen Gral, von König Artus und seinem Hof und von Karl dem Großen und seinen Paladinen: denn sie alle sind ursprünglich auf französischem

Boden ausgebildet worden: erst auf einem Umwege, durch die Bekanntschaft der höfischen Dichter des Mittelalters mit den altfranzösischen epischen Dichtungen, deren Mittelpunkt jene Heldensagen bilden, sind sie verhältnismäßig spät auf deutschen Boden verpflanzt und den Deutschen bekannt geworden.

Ebensowenig gehören in den Bereich der deutschen Heldensage diejenigen jüngeren Sagen, welche Persönlichkeiten späterer Zeit, z. B. Herzog Ernst oder Heinrich den Löwen oder einzelne Ritter, mit dem Zauber der Dichtung umwoben haben; denn ihre Wurzel reicht nicht in das Heldenzeitalter des deutschen Volkes hinab.

Als deutsche Heldensagen haben wir demnach die folgenden, im Zeitalter der Völkerwanderung bei deutschen Völkern entstandenen Sagen anzusehen: die Nibelungensage mit Einschluß der Wölsungensage, die Waltersage, den großen Kreis der Sagen von Dietrich von Bern, die Wielandsage, die Sage von Hilde und Gudrun, die Beowulfsage.

Zweiter Abschnitt.

Geschichtliche Grundzüge und ihre Umgestaltung in der deutschen Heldensage.

Der älteste geschichtliche Held, der in den Bereich der Heldensage eintrat, ist der Ostgotenkönig Ermanarich, der 374, nachdem er vergeblich versucht hatte, die in sein Land einbrechenden Hunnen zurückzuschlagen, aus Verzweiflung über das Geschick seines Volkes sich in sein Schwert stürzte.

Nächst ihm ward der Burgundenkönig Gundicarius (= Gunther) ein Gegenstand der Sage: er hatte sich im Rheingebiet ein mächtiges Reich gegründet, in den fruchtbaren Fluren um Speier, Worms und Mainz. Hier griff ihn der römische Statthalter von Gallien, Aëtius, im Bunde mit den Hunnen an und brachte ihm 437 eine vernichtende Niederlage bei: 20000 Burgunden, darunter König Gundicarius, blieben auf der Walstatt; der Rest der Burgunden zog sich nach Savoyen zurück.

Zu derselben Zeit herrschte der Hunnenkönig Attila (= Etzel) über ein weites Reich; wohin er den Fuß setzte, trat er die ihm widerstehenden Völker durch seine Übermacht nieder; als „Gottesgeißel" setzte er die Welt in Schrecken. Unter seinem Banner fochten notgezwungen auch germanische Völker, die Ostgoten, Gepiden, Heruler. Wie sein Name gotisch ist (Attila = Väterchen, ebenso wie die Russen noch jetzt ihren Zaren „Väterchen" nennen), so ist auch sein Hof gotisch eingerichtet; an seinem Hofe weilt der Ostgotenkönig Theodemir. In der furchtbaren Völkerschlacht auf den katalaunischen Feldern (451) wird seine Macht von Aëtius und den Westgoten gebrochen; er dringt im nächsten Jahre noch in Italien ein und bedroht Rom, dann aber fliegt 453 durch die erstaunt aufhorchende Welt die Kunde, er sei von seiner Gemahlin Hildico (Ildico) in der Brautnacht ermordet worden. Mit Attila tritt auch sein Bruder Bleda als Blödelin in die deutsche Sage ein.

Der gefeierteste Held der deutschen Sage aber ward der Ostgotenkönig Theodorich der Große (= Dietrich von Bern), der nach dreijähriger Belagerung Ravennas den Odoaker, welcher das Erbe der römischen Kaiser an sich gerissen hatte, 493 niederstieß und dann als mächtigster König der germanischen Völker über Italien und die Donauländer herrschte.

Aber da die Überlieferung von diesen geschichtlichen Persönlichkeiten nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht durch die Lieder der Sänger sich fortpflanzte, so ist es nur natürlich, daß die ursprünglich der Sage zu Grunde liegenden geschichtlichen Züge die mannigfachsten Umgestaltungen erfuhren. Mit den Sängern wanderten auch die Lieder von Stamm zu Stamm weiter; die Sänger brachten die einzelnen Haupthelden in Verbindung miteinander, in freundliche oder feindliche Beziehungen, unbekümmert darum, ob der eine einem früheren, der andere einem späteren Jahrhundert angehört hatte; wie bei allen Völkern, so setzt sich auch bei den Deutschen die Heldensage über die Chronologie vollkommen hinaus und wirft Persönlichkeiten und Ereignisse, die ganz verschiedenen Zeitaltern angehören, bunt durcheinander.

Daß die Bewegung der germanischen Völker ursprünglich gegen das römische Reich gerichtet war, davon ist keine Erinnerung mehr

in den Sagen vorhanden; auch Aëtius ist ganz vergessen und verschwunden. Attila ist es in der Sage, der Gunther und die Burgunden vernichtet; sein Tod erscheint als ein Racheakt für dieses Blutvergießen. Was unter ganz verschiedenen Hunnenherrschern geschehen war, wird auf ihn übertragen. Er wird zum Gegner des Ostgotenkönigs Ermanarich, der ein halbes Jahrhundert vor ihm lebte. Theodorich der Große wird mit seinem Vater Theodemir verwechselt und an dessen Stelle an Attilas Hof versetzt. Ermanarich aber wird an Odoakers Stelle König von Rom und der Gegner des Theodorich, wenn er auch über ein Jahrhundert älter ist als dieser.

Die Sänger, welche diese Heldendichtung pflegten und fortpflanzten, wirkten besonders an den Höfen der Könige. Bestimmte Nachrichten besitzen wir über die Pflege des Heldengesangs bei den Goten, den Burgunden, den Franken. Der Gesandte des oströmischen Kaisers an Attilas Hofe, Priskus, beschreibt uns eine Mahlzeit Attilas, zu der er eingeladen war. Nach dem Mahle, als es dämmerte, wurden Fackeln angezündet, und zwei Sänger traten vor Attila und besangen in ihren Liedern seine Kriegstaten und Siege. Die Gäste schauten unverwandt auf die Sänger: die einen freuten sich über die Lieder, andere wurden begeistert durch die Erinnerung an die Kämpfe, wieder anderen, denen vor Alter der Leib kraftlos geworden war und der wilde Mut zu unlustiger Ruhe gezwungen, rannen schmerzliche Tränen in den Bart.

Verschwunden und vergessen sind alle die alten Heldenlieder von Theodorich, Gunther, Ermanarich, Attila und all den übrigen Helden, die Lieder, die einst deutsche Herzen ergriffen oder höher schlagen ließen vor Begeisterung. Die Kirche verabscheute sie wegen ihres heidnischen Inhaltes und bekämpfte sie. Zwar zeigte Karl der Große auch darin sich als groß, daß er ein Herz hatte für die uralten Lieder seines Volkes und sie sammeln ließ, wie sein Biograph Einhard berichtet. Aber unter seinen Nachfolgern ward der Kampf gegen sie von der Geistlichkeit so erfolgreich weiter geführt, daß wir aus dem eigentlichen Deutschland von allen jenen alten Heldenliedern nichts weiter besitzen als ein einziges Bruchstück: das des althochdeutschen Hildebrandliedes aus dem Ende des achten Jahrhunderts. Dagegen ist uns auf angelsächsischem Boden das ganze Epos von Beowulf erhalten (7.—8. Jahrhundert).

Dritter Abſchnitt.

Die Nibelungenſage.

Die Sage vom Untergang der Burgunden unter Gundicarius (Gunther) und die von Attila (Etzel), auf den wie geſagt (S. 155) ſchon frühe deren Vernichtung übertragen wurde, ſind nun mit dem älteren Mythus von Siegfried verſchmolzen worden zu dem großen Sagenkreis der Nibelungen. Denn Siegfried hat nie gelebt: er iſt ein alter Lichtheros, zum Helden umgeſtaltet, ähnlich wie der Herakles der Griechen. Sein Ruhm erſchallte wohl ſchon in alten Liedern bei den Franken; mit der Verehrung Wodans, ſeines Stammvaters, verbreitete er ſich von ihnen aus zu den andern deutſchen Stämmen. Aus altheidniſcher Zeit rettete die Sage ſeine Lichtgeſtalt hinüber in die Zeit des Chriſtentums.

Noch ein weiterer mythiſcher Beſtandteil trat in die Sage ein: das mythiſche Nachtgeſchlecht der Nibelungen, der Gegner Siegfrieds, denen er den Hort entreißt, verſchmolz mit Gunther und den Burgundenfürſten: auch dieſe werden „Nibelungen" genannt. Der Hauptvertreter dieſer Dämonen der Finſternis iſt der finſtere Hagen.

Attilas Ermordung (ſ. S. 154) ſuchte die Sage bald auf ihre eigene Art zu begründen: Hildico wurde zur burgundiſchen Prinzeſſin, ihre Tat zur Blutrache für die Vernichtung ihrer Brüder, die auf Attila übertragen iſt.

Die nordiſchen Eddalieder und die Wölſungenſage bewahren die Nibelungenſage in älterer Geſtalt als das deutſche Nibelungenlied: denn zweimal wanderte die deutſche Sage nach dem Norden, zuerſt ſchon vor dem ſechſten Jahrhundert, zum zweitenmal wohl im achten. Aber ſie kann auch im Norden ihre deutſche Heimat nicht verleugnen, und darin liegt ein ſicherer Beweis für die Abſtammung der nordiſchen Siegfriedſage aus Deutſchland: Wölſung, Siegfrieds Ahnherr, und ſeine Nachkommen bleiben Könige im Frankenland, Gibich und ſeine Söhne ſind die Burgundenherrſcher, „des Rheines Gold" heißt der Schatz, den Siegfried gewinnt, im Rheinlande findet er ſeinen Tod; Perſonen und Orte ſind durchaus deutſch geblieben. Dieſe nordiſche Sage hat uns allein die Geſchichte von

Siegfrieds Ahnen bewahrt; sie allein bewahrt auch die Erinnerung an den auf dem Goldschatz lastenden Fluch und an die Walkürennatur Brunhilds sowie an Siegfrieds Verhältnis zu ihr: denn unlöslich gehören beide in der ursprünglichen Sage zusammen: Siegfried hat die Walküre Brunhild erlöst*, die auf einem von flammender Lohe umschlossenen Berge von Odin in Zauberschlaf versenkt ist**, weil sie einem andern, als er bestimmt hatte, den Sieg verlieh; beide haben sich Treue geschworen; mit der Jungfrau erwarb Siegfried einen unermeßlichen Schatz und den Besitz übernatürlicher Kräfte, da sie ihn verborgene Weisheit lehrte. Nachdem er von ihr geschieden ist, kommt er zu Gudrun (= der Kriemhild des Nibelungenliedes); deren Mutter reicht ihm einen Vergessenheitstrank; so wird er durch Zauber der Brunhild untreu und freit um Gudrun (Kriemhild); ihrem Bruder Gunther hilft er Brunhild gewinnen. Brunhild aber hat ihn nicht vergessen: sie liebt ihn noch, rächt ihre verschmähte Liebe an dem Ungetreuen durch dessen Ermordung und stirbt mit ihm. Gudrun wird später Attilas Weib; dieser lockt heimtückisch ihre Brüder ins Verderben, um sich des Goldschatzes Siegfrieds zu bemächtigen, und tötet sie. Gudrun übt auf fürchterliche Weise Blutrache an ihm, indem sie erst seine und ihre Söhne, dann ihn selbst tötet.

Im deutschen Nibelungenliede ist das alles verblaßt, schattenhaft. Nicht mehr Brunhilds Verhältnis zu Siegfried steht im Mittelpunkte des Ganzen: ihre Walkürennatur ist vergessen; unter dem Einfluß der höfischen Minnepoesie ist Kriemhilds Liebe, Leid und Rache in den Mittelpunkt der Dichtung getreten: darauf weist von vornherein die Erzählung von Kriemhilds ahnungsvollem Traum hin.

---

* S. S. 119.

** Die natürliche Ausdeutung des Siegfriedmythus sieht in Siegfried einen Lichtheros, der am Morgen den Nebeldrachen erlegt und die auf dem Himmelsberge schlafende Sonne (= Brunhild) erweckt; am Abend aber erliegt er den düsteren Nebelmächten (Nibelungen), welche die Sonne wieder in die Finsternis der Nacht versenken. — Nach anderer Deutung dagegen hat der Mythus von Siegfried und Brunhild in dem älteren Mythus von Freyrs Liebe zu Gerda (s. S. 85—88) seine Grundlage: beide stellen bildlich die Erweckung der Natur vom langen Winterschlafe durch den strahlenden Himmelsgott im Frühling dar.

Siegfrieds Tod erscheint keineswegs als ein abschließendes Ereignis, sondern fordert gebieterisch Kriemhilds Blutrache heraus: diese, nicht Etzels Habsucht, führt den Untergang der Burgunden herbei; Kriemhilds Absicht, Hagen allein zu töten, erweist sich als unausführbar, da es ihr nicht gelingt, die Burgundenfürsten von ihm zu trennen; so wird sie hineingetrieben in den Vernichtungskampf gegen ihre eigenen Brüder, während gerade sie in der älteren Gestalt der Sage deren Tod an Attila, der aus Habgier dieselben ermordet hatte, rächt. Sie selbst wird dann zur Sühne für die furchtbare Blutschuld, die sie in Erfüllung der Pflicht der Blutrache auf sich geladen hat, von Hildebrand getötet. Dieser wie sein Herr Dietrich von Bern sind erst später in den Sagenkreis der Nibelungen versetzt worden; die ursprüngliche Gestalt der Sage, ehe dieselbe nach Norden auswanderte, kannte sie nicht.

Vierter Abschnitt.

Die übrigen Sagenkreise.

1. Die Waltersage.

Im Waltariliede ist Worms Hauptstadt der Franken, Gibich und Gunther sind Frankenkönige, Hagen ihr Vasall; die Burgunden sind bereits nach Süden abgezogen (s. S. 153 unten). Etzel aber zieht gegen beide Völker zu Felde und macht sie tributpflichtig. — Eine historische Grundlage für die Persönlichkeit Walters ist ebensowenig mit Sicherheit nachzuweisen* wie für die Hildegundes; vielleicht sind beides ursprünglich mythische Gestalten.

2. Der Sagenkreis Dietrichs von Bern.

Dietrich von Bern, der gefeierteste Held der süddeutschen Sage, dem niemand an Stärke, Tapferkeit und Edelmut gleichkommt, ist der

---

* Müllenhoff und Scherer sehen in Walter nicht einen Westgoten, sondern einen gallischen Helden, und zwar ist dies nach Scherers Ansicht der römische Feldherr Aëtius (s. S. 153), der Statthalter von Gallien: da er die Burgunden geschlagen habe, so spiegele die Sage von Walters glorreichen Kämpfen mit Gunther und seinen Helden dieses Ereignis wider.

Mittelpunkt eines großen Sagenkreises geworden. Daß er der ruhmvolle Ostgotenkönig **Theodorich der Große** der Geschichte ist, steht unzweifelhaft fest: nur ist eben die Geschichte von der Heldensage nach ihrer Art vollkommen umgestaltet worden. Die Sage macht Bern = Verona zu seiner Residenz, einmal, weil er unter den Mauern von Verona eine große Schlacht gegen die Römer schlug, sodann weil Verona die erste bedeutendere Stadt Oberitaliens ist, in die man von Deutschland aus gelangt. Aber der große Eroberer Theodorich, der im Auftrage des oströmischen Kaisers Zeno 488 gegen Italien vordringt und nach drei siegreichen Schlachten und dreijähriger Belagerung Ravennas dem Odoaker Leben und Thron nimmt (493) und dann in unbestrittener und glänzender Übermacht eine ruhmreiche Herrschaft führt, wird in der Sage umgewandelt in einen Vertriebenen, der vor der Gewalt seines Oheims Ermanarich am Hofe des Hunnenkönigs Etzel (= Attila, † 453) Schutz sucht und in beständigem Kampfe gegen sein hartes Geschick den größten Teil seines Lebens landflüchtig in der Fremde zubringt, bis er endlich mit Etzels Hilfe zur Wiedereroberung seines Reiches auszieht. Deutlich ist hier Etzel an die Stelle des oströmischen Kaisers, der sich auch als den Erben des weströmischen Reiches betrachtete und dessen Oberhoheit Theodorich nach der Eroberung Italiens anerkannte, getreten: hierzu führte die Sage die Erinnerung daran, daß zu **Attilas** Zeit die Ostgoten von den Hunnen abhängig waren; sie verwechselte Theodorich mit seinem Vater Theodemir, der an Attilas Hofe lebte. An Odoakers Stelle aber trat in der Sage Ermanarich (s. S. 153) als König von Rom: nur wird nicht dieser von Dietrich besiegt, sondern umgekehrt ist er es, vor dem Dietrich zu den Hunnen flüchten muß. Die wechselvollen Kämpfe Theodorichs bei seinem Vordringen gegen Odoaker nach der Schlacht bei Verona bis zum Ende der dreijährigen Belagerung von Ravenna bilden die Grundlage zu der Sage von der „Rabenschlacht" (= Schlacht bei Ravenna). Auch hier zeigt sich wieder die umgestaltende Wirkung der Sage: in ihr sucht Dietrich vom Hunnenlande aus **an der Spitze eines hunnischen Heeres** sein Erbland in Italien wiederzugewinnen, aus dem ihn Ermanarich vertrieben hat; zweifelsohne bewahrt hierin die Sage die Erinnerung an den Einfall der Hunnen in Italien im Jahre 452.

Das Bestreben, Dietrichs Heldengröße in immer neuem Glanze erstrahlen zu lassen, führte nun zur Anknüpfung einer ganzen Reihe von Sagen an seine Person, in denen er bald andere Helden, bald zaubermächtige Zwerge oder Riesen und Ungeheuer im Kampfe besteht.

Unter den Helden in Dietrichs Umgebung ist der alte Hildebrand, das Haupt des Heldengeschlechtes der Wülfinge, wohl ursprünglich eine Gestalt der ostgotischen Heldensage.

Wittich geht wohl auf einen Ostgotenhelden zurück, der nach alten Nachrichten* durch die Tücke der Sarmaten seinen Untergang fand und vom Volke in Liedern gepriesen wurde: an Stelle der Sarmaten setzt die Sage die Hunnen. Vielleicht verschmolz sie mit diesem älteren Witigo auch Erinnerungen an den Gotenkönig Witigis, der zu Ravenna 539 kapitulierte.

Wenn die Sage Dietrich am Ende seines Heldenlebens geheimnisvoll verschwinden läßt, so zeigt sich darin das Bestreben, um den Hingang des herrlichsten Helden den Schleier des Geheimnisses zu weben: er ist nicht gestorben, sondern nur entrückt; zu seiner Zeit wird er wiederkommen. Es ist derselbe Zug der Sage, der bei den erhabensten Kaisergestalten des Mittelalters, Karl dem Großen und Friedrich Barbarossa, wiederkehrt, die in der Volkssage auch nur in Berge entrückt werden, nicht dem Tode anheimfallen.

Daß der mit der Sage von Dietrich von Bern so eng verknüpfte Hunnenkönig Etzel der historische Attila ist, haben wir schon S. 154 dargelegt; auch Helche, Etzels erste Gemahlin in der Sage, ist eine geschichtliche Persönlichkeit (Erka oder Kreka).

Der oben erwähnte Wittich ist in der Sage der Sohn Wielands, um den sich in Niederdeutschland eine selbständige Sage ausgebildet hatte, die auf eine ältere mythische Grundlage, wohl einen Mythus von einem kunst- und zaubermächtigen Zwerg, zurückweist. Mythische Gestalten sind auch die Schwanenjungfrauen und das Meerweib Wachilde. Wielands Lähmung erinnert an die Lähmung des griechischen Schmiedegottes Hephaistos, sein Flughemd an den griechischen Künstler Daidalos. Die Sage vom Apfelschuß seines Bruders Eigil

* Jordanes cap. 5 und 34.

bildet die Grundlage zu der seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts auftauchenden schweizerischen Tellsage.

3. Die Beowulfsage.

Die Beowulfsage bewahrt die Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis, nämlich den räuberischen Einfall des dänischen Königs Chochilaikus (= Hygelak in der Sage) in das Gebiet der niederrheinischen Hattuarier (Hetwären) im zweiten Jahrzehnt des sechsten Jahrhunderts, wobei Chochilaikus getötet ward. In der Sage begleitet den Hygelak auf diesem Raubzuge sein Schwestersohn Beowulf, der Wunder der Tapferkeit verrichtet. Die Persönlichkeit des Beowulf im Epos geht also jedenfalls auf einen geschichtlichen Helden der Geaten, die nach der gewöhnlichen Annahme im schwedischen Westergötland, nach anderer Meinung in Jütland ansässig waren, zurück. An diesen aber knüpfte die Sage alte mythische Überlieferungen von einem Heros, welcher Wasserriesen (Grendel und seine Mutter) und einen Drachen bezwingt, von diesem aber selbst tödlich verwundet wird.*

4. Die Gudrunsage.

Die Grundlage der Gudrunsage bildet die alte Seeheldensage von Hilde, Hagens Tochter, die von Hettel entführt wird; Hagen setzt den Flüchtigen nach und es kommt zwischen den Scharen beider Helden zum Kampfe, der bis zur sinkenden Nacht währt. Aber selbst in der Nacht erhebt er sich von neuem: denn die zauberkundige Hilde erweckt jede Nacht die Gefallenen zu neuem Leben und Streite. So dauert der Kampf ohne Ende fort.** Ihre Hauptpflege fand diese Sage in den Niederlanden; auf ihre Ausbildung wirkte die Zeit der Wikinger-

* Man hat folgende Deutung versucht: Beowulf sei ein Lichtheros, der im Frühling das überflutende Meer, das den Küstenbewohnern den Untergang bringe (= den Wasserriesen Grendel und seine Mutter), zurückdränge und so zum Retter der Küstenbewohner werde, im Winter aber im Kampfe gegen den Winterdrachen seinen Tod finde.

** Müllenhoff sieht in dem Hildemythus ein Bild des unaufhörlichen, allgemeinen, aber nie entschiedenen Kampfes entgegengesetzter Mächte, des Aufgangs und des Niedergangs, des Entstehens und Vergehens, des Seins und Nichtseins. Scherer findet darin einen Mythus von ewigen Kämpfen, die sich täglich erneuern, wahrscheinlich den ewigen Wechsel zwischen Tag und Nacht bedeutend.

züge, der Raubfahrten der Dänen und Normannen, besonders ein. Später drang sie auch ins deutsche Binnenland vor.

Die Sage von Hilde selbst hat sich verjüngt in der von ihrer Tochter Gudrun, in deren Leben ähnliche Schicksale wiederkehren wie in dem ihrer Mutter: auch Gudrun wird entführt; auch ihr Raub veranlaßt blutige Kämpfe. Mit dieser Gudrunsage, die im wesentlichen eine Variation der älteren Hildesage ist, verband sich nun die Wikingersage vom Seekönig Herwig, der den Räuber seiner Braut verfolgt und erschlägt. Ihre Vollendung fand die Sage im Gudrunepos in Bayern oder Österreich um 1210.

Die einzige Persönlichkeit im Epos von Gudrun, für welche eine historische Grundlage sich nachweisen läßt, ist der „Mohrenkönig" Siegfried: die heidnischen Normannen werden nämlich in der Zeit der Kreuzzüge öfters mit Sarazenen und Mohren verwechselt. Ein Normannenkönig Siegfried aber fiel in den Jahren 885—886 ins Frankenland ein und belagerte Paris; im folgenden Jahre wurde er auf einem Raubzuge gegen die Friesen getötet. Dieser ist im Epos zum „Mohrenkönig" Siegfried geworden.

B. Die einzelnen Sagenkreiſe.

Erſter Teil.

Die Wölſungen.

Erſtes Buch.

Siegfrieds* Ahnen und Geſchwiſter.

Erſter Abſchnitt.

Wölſung.

In ferner Vorzeit lebte Sigi, den man Odins Sohn nannte: ſeines göttlichen Vaters würdig war er ein wackerer Kämpe und Jäger. Odin verlieh ihm Sieg über alle ſeine Feinde, ſo daß Sigi ein weites Reich eroberte und als mächtiger König über das Hunenland** herrſchte, der gefürchtetſte Krieger ſeiner Zeit.

Sein Enkel Wölſung zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch gewaltige Stärke und Kühnheit aus. Er nahm die Walküre Liod zur Gemahlin. Sie gebar ihm zuerſt Zwillinge, einen Sohn, Siegmund, und eine Tochter, Signy, dann noch neun Söhne. Alle Wölſungen erwuchſen zu ſtarken Helden: doch ſie alle überragte an

* Siegfried (= der durch Sieg Frieden Schaffende) heißt nordiſch Sigurd. Die der nordiſchen und der deutſchen Sage gemeinſamen Helden nennen wir mit dem deutſchen Namen, da dieſer ja der urſprüngliche iſt.

** Hunaland bezeichnet in der Edda ein in Deutſchland, am Rhein, gelegenes Land, wohl das Frankenland: vgl. W. Grimm, Deutſche Heldenſage.

Kraft, Mut und Schönheit Siegmund. Seine Zwillingsschwester Signy erblühte zur schönsten Jungfrau.

Um sie warb Siggeir, der mächtige König von Gotland. Wölsung sagte dem Gotenkönige ihre Hand zu, obwohl Signy keine Neigung zu Siggeir fühlte. Mit großer Pracht ward die Hochzeitsfeier begangen. Wölsung hatte einen Saal um eine mächtige Eiche bauen lassen, so daß der Stamm mitten darin stand und die Äste über das Dach ragten: Lioð zu Ehren hieß der Baum „Stamm der Heldenjungfrau" (Walküre). In diesem Saale saßen zu festlichem Gelage vereint Wölsungs und Siggeirs Mannen, als plötzlich ein allen unbekannter Mann, von gewaltiger Gestalt, greisen Hauptes, einäugig, mit lang herabwallendem, greisem Barte, einen breiten Schlapphut in die Stirn gedrückt, mit einem fleckichten Mantel bekleidet, in den Saal trat: niemand wußte, woher er kam. Er zog sein Schwert und stieß es in den Stamm der Eiche, daß es bis ans Heft hineinfuhr. Niemand wagte, ihn anzureden: er aber sprach zu den Männern: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir als Gabe empfangen; kein besseres gibt es auf Erden". Darauf verschwand er ebenso plötzlich, wie er gekommen: Odin selbst war es, der Wölsungen Ahnherr.* Der Reihe nach versuchten nun die Helden, die Klinge aus dem Stamme zu ziehen: doch keinem gelang es, sie auch nur einen Finger breit hervorzuziehen. Endlich trat Siegmund herzu, faßte das Schwert und zog es so leicht aus dem Stamme, als ob es lose in der Scheide steckte. Alle bewunderten die Waffe; keiner erinnerte sich, je ein so gutes Schwert gesehen zu haben. Siggeir sprach zu Siegmund: „Dreimal will ich dir mit rotem Golde die Waffe aufwiegen, wenn du sie mir überlässest". Doch Siegmund antwortete: „Und wenn du mir all dein Gold dafür böteſt, so solltest du sie doch nicht bekommen". Siggeir, ein heimtückischer Mann, verbarg seinen Grimm, sann aber von da an auf Rache gegen Siegmund. Schon am folgenden Tage rüstete sich Siggeir zur Abfahrt; widerwillig folgte ihm Signy, nachdem sie vergebens ihren Vater gebeten hatte, ihre Ehe mit Siggeir wieder aufzulösen: sie ahnte, daß schweres Unheil aus dieser Heirat dem

* Vgl. S. 43.

Geschlechte der Wölsungen entstehen würde. Beim Scheiden lud Siggeir den Wölsung mit allen seinen Mannen zu sich nach Gotland zu Gaste; König Wölsung versprach der Einladung Folge zu leisten.

Zur versprochenen Zeit, drei Monde nach der Hochzeit, traten die Wölsungen die Fahrt nach Gotland an und landeten dort spät am Abend mit ihren Schiffen. Noch an demselben Abend kam Signy zu ihnen heraus und teilte ihrem Vater mit, ihr Gatte Siggeir habe arglistig ein unüberwindliches Heer gesammelt, um Wölsung samt allen seinen Mannen zu vernichten. Sie beschwor ihn, zurückzukehren in das Hunenland und dann mit einem starken Heere wiederzukommen; unrettbar verloren sei ihr kleines Häuflein, wenn sie blieben. Doch König Wölsung antwortete: „Gelobt habe ich weder vor Feuer noch Eisen aus Furcht zu fliehen: danach habe ich bisher gehandelt; nicht soll man sagen, daß ich im Alter mein Gelübde gebrochen habe. Einmal muß jeder sterben; hundertmal habe ich gekämpft und stets den Sieg behalten; nie soll man von mir hören, daß ich geflohen sei". Da weinte Signy bitterlich und bat ihren Vater, sie bei sich zu behalten; doch er befahl ihr, zu ihrem Gemahl Siggeir zurückzukehren. Am andern Morgen mit Tagesanbruch stiegen die Wölsungen zum Kampf gewappnet ans Land: bald rückte auch Siggeirs unermeßliches Heer an, und es erhob sich zwischen ihnen die heftigste Feldschlacht. Achtmal durchbrach das kleine Häuflein der Wölsungen Siggeirs Schlachtordnung: doch immer neue Scharen der Goten füllten die Lücken aus. Beim neunten Ansturm fiel König Wölsung, und alle seine Mannen folgten dem Könige in den Tod: nur seine zehn Söhne wurden gefangen und in Ketten fortgeführt.

Zweiter Abschnitt.

Siegmund und Signy.

Auf Signys inständige Bitten ließ Siggeir die zehn Wölsungen nicht alsbald töten, sondern im Walde in den Stock legen. Um Mitternacht aber kam eine alte Elchkuh, biß einen von ihnen tot und fraß ihn auf; dasselbe tat sie in den folgenden Nächten, bis zuletzt nur Siegmund übrig war. Signy erfuhr alles von einem

Vertrauten, der ihr jeden Morgen über das Schicksal ihrer Brüder Bericht erstattete. Ihn sandte sie am zehnten Morgen zu Siegmund; sie gab ihm Honig mit und befahl ihm, Siegmund damit das Gesicht zu bestreichen und ihm den Rest in den Mund zu stecken. In der Nacht kam die Elchkuh wieder; sie roch den süßen Honigduft und leckte Siegmund den Honig vom Gesichte ab; dann fuhr sie ihm mit der Zunge in den Mund. Da biß Siegmund zu und grub seine Zähne tief in ihre Zunge: die Elchkuh krümmte sich vor Schmerz und stemmte die Füße gegen den Stock mit solcher Gewalt, daß er auseinanderfiel. Siegmund aber hielt so fest, daß er der Elchkuh die Zunge samt der Zungenwurzel herausriß und sie dadurch tötete. So hatte Siegmund seine Freiheit wiedererlangt: Signy erfuhr es, kam heimlich zu ihm heraus und riet ihm, sich im Walde aufzuhalten, bis die Zeit der Rache an König Siggeir gekommen wäre; denn seit ihres Vaters Wölsung Tode glühte sie vor Rachgier gegen ihren heimtückischen Gatten Siggeir.

Eine Reihe von Jahren hauste nun Siegmund in einem Erdhause unter den Tieren des Waldes. Signy sandte ihm den ältesten ihrer beiden Söhne, die sie dem Siggeir geboren hatte, heraus: Siegmund sollte erproben, ob derselbe tüchtig sei, ihm beim Rachewerke gegen König Siggeir Hilfe zu leisten; sei er wacker, so solle ihn Siegmund bei sich behalten und ihn so erziehen, daß er eine starke Hilfe an ihm hätte; sei er mutlos, so solle Siegmund ihn töten, um dadurch Siggeir Leid anzutun. Siegmund fand ihn feige und tötete ihn, wie Signy gewünscht hatte. Genau dasselbe Schicksal hatte im folgenden Winter der jüngere Sohn Siggeirs und Signys.

Da kam einst ein zauberkundiges Weib zu Signy; auf Signys Bitten vertauschten sie gegenseitig ihre Gestalt: das Zauberweib blieb in Signys Gestalt bei König Siggeir, Signy dagegen eilte in des Zauberweibes Gestalt zu ihrem Bruder Siegmund und bat ihn, ihr Herberge zu gewähren, da sie sich im Walde verirrt hätte. Siegmund gewährte ihr die Bitte: so blieb sie drei Tage und Nächte bei ihm in seinem Erdhause; er bewunderte ihre Anmut und Schönheit und teilte sein Lager mit ihr. Dann kehrte sie zurück und nahm wieder mit Hilfe des Zauberweibes ihre wahre Gestalt an. Als die Stunde gekommen war, gebar Signy einen Knaben, der wurde Sinfiötli

genannt. Er wurde ſtark und ſchön, ein rechter Wölſung. Kaum zählte er zehn Winter, da erprobte ihn Signy, ob er tauglich zum Rachewerke ſei: ſie nähte ihm den Rock an die Arme durch Haut und Fleiſch; dasſelbe hatte ſie bei ihren beiden früheren Söhnen verſucht, aber die hatten kläglich geſchrieen. Sinfiötli dagegen zuckte nicht; ſie riß dann den Rock ab, ſo daß das Fleiſch den Ärmeln nachfolgte, und fragte ihn, ob das ſchmerzlich ſei. Er antwortete: „Gering muß ſolche Wunde den Wölſungen dünken“. Dann ſandte ſie ihn zu Siegmund, um dieſem zur Seite zu ſtehen bei ſeinen Racheplänen. Der verſuchte zunächſt ſeinen Mut. Er gab ihm Mehl, befahl ihm Brot zu kneten, und ging derweil in den Wald, um Brennholz zu holen. Als er zurückkam, war Sinfiötli mit ſeiner Arbeit fertig. Siegmund fragte ihn, ob er in dem Mehl etwas gefunden habe. „Es ſchien mir etwas Lebendiges im Mehl zu ſein“, entgegnete Sinfiötli, „als ich anfing zu kneten; aber ich habe es mitgeknetet.“ Da lachte Siegmund und ſprach: „Dies Brot wird dir nicht zur Speiſe taugen: denn du haſt den größten Giftwurm (Schlange) mit hineingeknetet“. So überzeugte ſich Siegmund, daß Sinfiötli Furcht nicht kenne. Doch dünkte er ihm noch zu jung, um am Rachekampf gegen Siggeir teilzunehmen. Daher zog er noch jahrelang mit ihm durch die Wälder weit umher und übte ihn in Kämpfen uud Abenteuern aller Art; eine Zeitlang ſchweiften beide in Wolfsgeſtalt einher.

Als Sinfiötli herangewachſen war und Siegmund glaubte, ihn genug erprobt zu haben, zog er mit ihm an König Siggeirs Hof, um endlich die langerſehnte Blutrache für ſeinen Vater Wölſung zu nehmen. Sie langten ſpät abends dort an und verſteckten ſich in der Vorhalle des Saales hinter Bierfäſſern. Die Königin erfuhr ihre Ankunft und verabredete mit ihnen, zur Nacht an Siggeir die Rache zu vollziehen. Siggeirs und Signys beide kleinen Söhne aber ſpielten im Saale mit Goldringen: da ſprang ein Goldreif hinaus und rollte bis vor Siegmunds und Sinfiötlis Verſteck. Der eine Knabe lief ihm nach und erblickte zu ſeinem Schrecken zwei gewaltige, grimmige Männer mit Eiſenhelmen und glänzenden Brünnen (Panzern). Raſch ſprang er zu ſeinem Vater und erzählte ihm, was er geſehen. Siggeir argwöhnte Verrat. Signy aber trat alsbald mit ihren Knaben an der Hand zu Siegmund und Sinfiötli und ſagte zu ihnen: „Verraten

seid ihr durch diese Knaben; darum tötet sie!" Siegmund weigerte sich dessen, der grimme Sinfiötli aber stieß erbarmungslos die beiden Knaben nieder und schleuderte die Leichen in den Saal, dem König vor die Füße. Im höchsten Zorn gebot Siggeir seinen Mannen, die Fremdlinge zu ergreifen: doch diese wehrten sich heldenmütig und streckten jeden, der sich an sie heranwagte, zu Boden, bis sie endlich der Übermacht der Feinde, die von allen Seiten auf sie eindrangen, erlagen. Sie wurden in Banden geschlagen; der König aber ersann während der Nacht qualvollen Tod für sie. Am Morgen ließ er sie einmauern in einen Grabhügel, der durch ein Felsstück in zwei Hälften geteilt war: hier sollten sie langsam Hungers sterben, sich zwar nicht sehen, aber doch einander so nahe sein, daß einer den anderen klagen hörte; so sollte des einen Wimmern dem anderen die Qual noch verdoppeln. Als Siggeirs Knechte gerade die Decke des Hügels zumauerten, trat Signy herzu: sie trug Stroh in ihrem Schoß und warf es zu Sinfiötli hinab. Die Knechte gelobten auf ihr Flehen, dem König nichts davon zu sagen. Dann schloß sich die Decke des Grabhügels über den lebendig Begrabenen. Sinfiötli aber fand in dem Stroh Speck und in den Speck tief eingebohrt ein Schwert: es war Siegmunds Schwert, Odins Geschenk. Nun stieß Sinfiötli die Schwertspitze über den Felsen hindurch nach Siegmunds Seite hin und zog stark an: da biß das Schwert in den Felsen ein. Siegmund faßte darauf die Spitze und „mit Macht zersägten mit dem Schwert den großen Fels Siegmund und Sinfiötli". Als sie dann zusammenkamen, brachen sie sich mit vereinten Kräften eine Öffnung durch die Decke des Hügels und gelangten glücklich ins Freie.

Siggeir schlief ahnungslos in dem Bewußtsein, grausam den Tod seiner Knaben an den Mördern gerächt zu haben; alle seine Mannen lagen gleichfalls in tiefem Schlafe. Indessen schichteten Siegmund und Sinfiötli Holz um den Schlafsaal auf und setzten ihn in Brand. Die Hitze, der Dampf und das Prasseln der Flammen erweckten Siggeir. Er sprang entsetzt von seinem Lager auf und rief: „Wer legte das Feuer an?" — „Das taten wir", rief ihm Siegmund zu, „jetzt sollst du erfahren, daß nicht alle Wölsungen tot sind." Darauf bat er seine Schwester Signy zu ihm herauszueilen. Sie aber entgegnete: „Seit meines Vaters Wölsung Tode habe ich allewege danach

gestrebt, daß König Siggeir den Tod erleiden sollte; ich ließ meine und seine Söhne von dir, Siegmund, im Walde erschlagen, weil sie mich zu feig deuchten, Vaterrache für Wölsung zu üben; ich selbst kam zu dir in den Wald in der Gestalt des fremden Weibes und suchte Herberge bei dir: Sinfiötli ist dein und mein Sohn; daher hat er so gewaltigen Mut, weil er von Vaters- und Mutterseite Wölsungs Enkel ist. Nun aber ist meine Rache an Siggeir erfüllt, und freudig will ich mit ihm zusammen sterben, wenn ich ihn auch nur gezwungen einst zum Manne nahm". Dann küßte sie Siegmund und Sinfiötli und sprang zu Siggeir in die Flammen; so fand sie mit ihm und seinem ganzen Hofgesinde den Tod.

Nach vollbrachtem Rachewerke nahmen Siegmund und Sinfiötli Heervolk und Schiffe, kehrten heim in das Erbe der Wölsungen und verjagten den König, der sich nach Wölsungs Tode dort festgesetzt hatte. Dann herrschte Siegmund im Hunenlande mit gewaltiger Macht und großem Ruhm; zur Frau nahm er Borghild von Bralund. Ihre Söhne waren Helgi und Hamund. Ihr Geschlecht hieß das der Wölsungen oder der Wölfinge, weil Siegmund eine Zeitlang in Wolfsgestalt im Walde gehaust hatte.

Dritter Abschnitt.

Helgi.

Von Helgis Geburt heißt es im Helgiliede der Edda:

„Es war im Uralter, als Aare sangen,
Heilige Wasser von Himmelsbergen rannen,
Da hatte Helgi, den hochherzigen,
Borghild geboren in Bralund.
Nacht in der Burg war's, Nornen kamen,
Die dem Edeling das Alter bestimmten.
Sie gaben dem König der Kühnste zu werden,
Aller Fürsten edelster zu heißen.
Sie schnürten scharf die Schicksalsfäden,
Daß die Burgen brachen in Bralund.

Goldene Fäden fügten sie weit,
Sie mitten festigend unterm Mondessaal.
Westlich und östlich die Enden bargen sie,
In der Mitte lag des Königs Land."

(Vgl. dazu S. 128—129.)

Kühnheit und Kriegsruhm vor allen Fürsten, weites Land zu besitzen und nie zur Hel niederzufahren, hatten die Schicksalsschwestern ihrem Günstling verheißen. Doch Angst schuf es seiner Mutter, daß die Raben freudig schrieen, die Wölfe freudig heulten bei seiner Geburt: die Leichen fressenden Tiere der Walstatt ahnten, daß der neugeborene Kriegsfürst durch blutige Schlachten ihnen reiche Speise verschaffen werde.

„Rabe sprach zum Raben (auf ragendem Baum
Saß er ohne Atzung): „Ich weiß etwas.
Es steht der Sohn Siegmunds in der Brünne*,
Einen Tag alt: unser Tag bricht an.
Er schärft die Augen nach Kriegersitte,
Der Wölfe Freund: freuen wir uns!"

Kaum zählte Helgi 15 Winter, da fuhr er auf Kundschaft an Königs Hundings Hof, der mit Siegmund in Feindschaft stand. Glücklich kehrte er heim und zog mit Heervolk und Schiffen wieder aus; Sinfiötli stand ihm zur Seite. Sie drangen in Hundings Land ein und schlugen sein Heer; Helgi tötete den Hunding und hieß seitdem „Hundingstöter". Hundings Söhne forderten von ihm für ihres Vaters Tod viel Gold und rote Ringe zur Sühne. Er erwiderte: „Ein gewaltiges Wetter grauer Gere (Wurfspeere) und Odins Zorn sollt ihr haben". Ergrimmt führten Hundings Söhne ihr Heer zum Kampfe heran: Helgi drang bis zum Banner derselben vor und tötete vier kriegsberühmte Söhne Hundings. Kampfmüde setzte er sich unter den Aarstein, als er den ruhmvollen Sieg errungen hatte.

Da brach ein Lichtglanz aus den Wolken, Walküren ritten durch die Luft; ihre Brünnen waren blutbespritzt und Strahlen leuchteten von ihren Spießen. Helgi rief sie an und fragte sie, ob

* Den zukünftigen Kriegshelden sehen die Raben schon am ersten Lebenstage gleichsam im Panzer aufrecht dastehen.

sie mit ihm und seinen Kampfgenossen diese Nacht zum Schmause fahren wollten. Zornig schüttelten sie ihre Bogen. Aber vom hohen Roß herab rief Sigrun, König Högnis Tochter, ihm zu: „Andere Geschäfte haben wir mit dir als Bier zu trinken". Darauf nahte sie ihm, zog seine Hand ans Herz, grüßte und küßte den König unter dem Helme.

„Da ward der Fürst der Jungfrau gewogen,
Die längst schon hold war von ganzem Herzen
Dem Sohne Siegmunds, eh' er sie gesehn."

Sie sagte ihm: „Mein Vater Högni* hat mich mit Höddrod, König Granmars Sohn, verlobt. Ich aber wollte einen anderen König zum Gemahl. Höddrod kommt in wenig Nächten, mich heimzuholen, wenn du ihn nicht zur Walstatt entbietest". — Helgi erwiderte: „Hege nicht Furcht vor deines Vaters Zorn; du sollst, junge Maid, mit mir nun leben. Ehe dich Höddrod heimführt, soll sich Kriegsgetös erheben".

Eine große Flotte und viel hundert Mannen bot er auf und segelte mit ihnen nach Granmars Land. Doch auf der Meerfahrt überfiel sie ein furchtbarer Sturm: die Wogen prallten mit Donnergetöse an die Kiele, und Blitze fuhren hernieder. Schon streckte Ran, das furchtbare Meerweib**, die Hand aus, um Helgis Schiff hernieder-zuziehen mit Mann und Maus auf den tiefen Meeresgrund: da sahen die Helden in der Luft neun Walküren reiten und Sigrun unter ihnen. Sie riß der Ran das Schiff Helgis aus der Hand. Der Sturm legte sich, und glücklich landeten sie am feindlichen Strande bei Gnipalund.

Granmars Söhne saßen auf einem Berg, als die Schiffe ans Land segelten. Gudmund, einer derselben, sprang auf seinen Hengst und ritt auf Kundschaft: er rief die Wölsungen an: „Wer ist der König, der dem Heere gebietet und diese schreckliche Schar ans Land führt?" — Da antwortete Sinfiötli: „Sag' du das am Abend, wenn du den Schweinen gibst und eure Hündinnen zum Futter lockst, daß Wölfinge von Osten kampfbegierig nach Gnipalund gekommen seien.

* Die deutsche Form würde Hagen lauten. Absichtlich behalten wir in dieser ausschließlich nordischen Helgi-Sage die nordischen Namen bei.

** S. S. 24.

Hier wird Hödbrod den Helgi finden in der Flotte Mitte, der oft Aare gesättigt* hat, während du in Mühlen Mägde küßtest". — Zornig entgegnete Gudmund: „Unwahres wirfst du edlen Helden vor: du hast als Wolf im Walde gehaust und deine eigenen Brüder gemordet". — Noch manch zorniges Scheltwort wechselten sie, dann sprengte Gudmund zurück und brachte seinem Bruder Hödbrod die Kunde von Helgis feindlicher Ankunft. Schnell entbot Hödbrod alle seine Mannen zum Kampfe und ließ auch Högni, Sigruns Vater, mit seinen Helden herbeirufen. Bei Frekastein trafen die Völker aufeinander.

„Ein Sturmwind schien's, da zusammentrafen
Die funkelnden Schwerter bei Frekastein.
Immer war Helgi, der Hundingstöter,
Vorn im Volkskampf, wo Männer fochten;
Schnell im Schlachtlärm, säumig zur Flucht,
Ein hartmutig Herz hatte der König."

Ihn zu beschützen, schwebte Sigrun, die Walküre, auf schnaubendem Rosse aus den Wolken hernieder.

Helgi drang gegen Hödbrod vor und fällte ihn unter dem Banner. Alle Söhne Granmars fielen; auch König Högni, Sigruns Vater, von Helgis Hand erschlagen, deckte als Leiche die Walstatt. Nur Dag, Högnis Sohn, erhielt Frieden und leistete den Wölsungen Eide. Sigrun ging über die Walstatt zu Helgi und rief ihn an: „Glücklich sollst du, König, genießen des Siegs und der Tochter Högnis". — Helgi erwiderte: „Nicht in allem ist dir's nach Wunsche, Allweise, ergangen. Högni fiel: ich bin sein Töter. Am Boden liegen gar viele deiner Verwandten: es war dir von den Nornen bestimmt, durch Blut und Streit den geliebten Gatten zu erlangen". Da weinte Sigrun. Helgi aber sprach: „Tröste dich, Sigrun: auch Könige vermögen nicht das Schicksal zu besiegen".

Helgi führte nun Sigrun als Gattin heim. Doch er wurde nicht alt. Dag, Högnis Sohn, opferte dem Odin für Vaterrache, und Odin lieh ihm seinen Speer, der nie sein Ziel verfehlte. Dag lauerte

* „Aare sättigen" von kriegsfrohen Helden, die viele Leichen ihrer Feinde den Raubtieren preisgeben.

Helgi an einſamem Orte auf und durchbohrte ihn mit dem Spieße. Dann ging Dag zu Sigrun und ſagte ihr: „Notgezwungen habe ich dich, Schweſter, weinen gemacht: Helgi, den beſten König in der Welt, habe ich getötet zur Rache für unſern Vater Högni". — Sigrun erwiderte ihm: „Dich ſollen alle Eide beißen, die du dem Helgi geſchworen haſt: tauſendfacher Fluch treffe dich Eidbrüchigen:

„Nicht ſchreite das Schiff, das unter dir ſchreitet,
Weht auch erwünſchter Wind dahinter.
Nicht renne das Roß, das unter dir rennt,
Müßteſt du auch fliehen vor deinen Feinden.
Nicht ſchneide dir das Schwert, das du ſchwingſt,
Es ſchwirre denn dir ſelber ums Haupt.
Dann hätt' ich Rache für Helgis Tod,
Wenn du ein Wolf wärſt im Walde draußen,
Des Beiſtands bar und bar der Freunde,
Der Nahrung ledig, du ſprängſt denn um Leichen."

Dag ſchalt ſeine Schweſter raſend, daß ſie dem eigenen Bruder Fluch anwünſche, und bot ihr viel Gold und das halbe Reich Högnis zur Sühne. Doch ſie wies es zurück. Helgi wurde in den Grabhügel gebettet. Als aber gegen Abend Sigruns Magd zu Helgis Hügel ging, ſah ſie, wie König Helgi mit vielen Mannen zu demſelben ritt. Starr vor Staunen rief ſie aus:

„Iſt's Sinnentrug, was zu ſchauen ich meine,
Iſt's der jüngſte Tag? Tote reiten,
Mit Sporen reizt ihr eure Roſſe:
Iſt den Helden Heimfahrt gegönnt?"

Ihr antwortete Helgi: „Kein Sinnentrug täuſcht dich: den Helden iſt Heimfahrt gegönnt".

Da eilte ſie heim und ſagte es ihrer Herrin an: „Geh hinaus, Sigrun, wenn dich den Volksfürſten zu finden gelüſtet; aufgetan iſt der Hügel, gekommen iſt Helgi, ſeine Wunden bluten; der König bittet dich, ihm die tropfenden Wunden zu ſtillen". — Froh eilte Sigrun hinaus zu Helgi; ſie ſprach zu ihm: „Küſſen will ich dich, den entſeelten König, ehe du die blutige Brünne (Panzer) noch abwirfſt. Dein Haar iſt, Helgi, von Reif durchtränkt, ganz biſt du mit Blut

benetzt, feuchtkalt sind deine Hände. Wie soll ich dir dafür Rache erlangen?“ — Helgi entgegnete: „Du allein, Sigrun, bist schuld, daß Helgi mit Blut benetzt ist. Du weinst grimme Zähren, ehe du schlafen gehst; eine jede fiel blutig mir auf die eiskalte, angstbeklommene Brust. Niemand soll ein Trauerlied singen, wenn er mir auch auf der Brust Wunden erschaut“. — Sigrun bereitete ein Lager im Hügel und sprach: „Hier habe ich dir, Helgi, ein Lager bereitet. Ich will dir, du Edler, im Arme ruhen, wie ich es tat, als du noch lebtest“. Helgi versetzte: „Nun glaube ich, daß es nichts Hoffnungsloses gibt, da du, strahlende Tochter Högnis, im Hügel dem Entseelten im Arme ruhst und bist doch lebendig, du Königsgeborene!“ Da graute der Morgen, und Helgi sagte: „Zeit ist's, die geröteten* Wege zu reiten, das fahle** Roß den Flugsteig*** zu führen; in Walhall muß ich sein, ehe der Hahn kräht“. Darauf ritt Helgi mit seinem Gefolge von dannen, und Sigrun kehrte heim.† Am nächsten Abend ließ Sigrun die Magd bei Helgis Hügel Wache halten. Mit Sonnenuntergang kam sie selbst zu ihr hinaus. Da sagte ihre Magd: „Gekommen wäre nun, wenn er zu kommen gedächte, Helgi aus den Sälen Odins; die Hoffnung ist hin auf des Helden Wiederkehr. Sei nicht so rasend, allein in den Totenhügel zu gehen: gewaltiger werden stets in den Nächten alle toten Krieger als am lichten Tage“. — Sigrun lebte nicht lange mehr vor Harm und Leid um den ihr in der schönsten Blüte seiner Heldenkraft und seines Heldenruhms entrissenen Gatten.

---

* Vom Morgenrot.

** Wegen der fahlen Färbung der Wolken beim Tagesgrauen.

*** Den Regenbogen, als Brücke zum Himmel, hinan.

† Dies ist die älteste Gestalt der Sage, die abgeschwächt Bürgers Gedicht „Lenore“ zu Grunde liegt.

Vierter Abschnitt.

Sinfiötlis Ende.

Nach dem siegreichen Kampfe gegen Höbbrod und Högni begab sich Sinfiötli bald wieder auf Heerfahrt. Er sah ein sehr schönes Weib, das er zur Gattin begehrte. Doch um sie warb auch Gunnar, Borghilds Bruder, die Siegmunds Gemahlin und Sinfiötlis Stiefmutter war. Beide Nebenbuhler stritten in heißem Zweikampf um den Besitz des Weibes, und Sinfiötli erschlug den Gunnar. Noch manchen Strauß bestand er, ehe er mit reicher Beute und großem Ruhme heimkehrte. Borghild verlangte, daß Sinfiötli als Mörder ihres Bruders verstoßen würde. Aber Siegmund weigerte ihr dies und bot ihr Sühne für den Erschlagenen. Scheinbar gab Borghild sich damit zufrieden und rüstete ein Totenmahl für Gunnar; hierzu ward auch Sinfiötli geladen. Beim Schmause trat Borghild mit einem großen Trinkhorn vor Sinfiötli und sprach: „Trinke nun, Stiefsohn". — Sinfiötli sah in das Horn und sprach: „Hefig ist der Trank". Da nahm Siegmund das Horn und trank statt seiner: ihm konnte kein Gift schaden. Zum zweiten Male kam Borghild mit dem Horn zu Sinfiötli; er wies es zurück mit den Worten: „Gefälscht ist der Trunk". Abermals trank sein Vater für ihn. Doch zum dritten Male trat Borghild zu Sinfiötli, reizte ihn mit spöttischen Worten und hieß ihn trinken, wenn er den Mut der Wölsungen hätte. Kaum aber hatte Sinfiötli getrunken, als er tot zu Boden sank.

Siegmund selbst war dem Tode nahe vor Harm über die Ermordung seines tapferen Sohnes; er nahm die Leiche auf den Arm und trug sie weithin durch den Wald, bis er endlich an einen Meerbusen kam. Da stand ein Mann in einem kleinen Boote, eine gewaltige Greisengestalt, einen breiten Schlapphut tief in die Stirne gedrückt, um seine Einäugigkeit zu verdecken. Er erbot sich, Siegmund und seines Sohnes Leichnam überzusetzen: Siegmund nahm es an. Da aber das Boot zu klein war, um alle drei zugleich zu fassen, so nahm der Fremde zuerst die Leiche allein auf; Siegmund ging derweil am Strande entlang; alsbald aber entschwand das Boot seinen Blicken. So holte

Odin selbst den gewaltigen Helden Sinfiötli heim und geleitete ihn nach Walhall. Siegmund aber kehrte zurück und verstieß die falsche Borghild; sie starb kurz darauf.

Fünfter Abschnitt.

Siegmunds Fall.

Nach Verstoßung Borghilds hörte Siegmund von der Schönheit und Klugheit der Hjördis, Tochter König Eylimis, viel reden und rühmen, so daß er beschloß um sie zu werben. Gleichzeitig mit ihm trat König Lyngi aus Hundings Geschlecht als Bewerber um ihre Hand auf. Eylimi überließ seiner Tochter die Wahl zwischen beiden Freiern; die aber erkor sich den Siegmund, obwohl er weit älter als Lyngi war, zum Gemahl: denn sein Ruhm erscholl weithin durch die Lande. So führte Siegmund die Hjördis als Königin heim ins Hunenland; Lyngi aber fuhr, bittern Groll im Herzen, heim und sammelte mit seinen Brüdern Truppen, um Hjördis durch Kampf dem Siegmund zu entreißen. Mit unüberwindlich großem Heere zog er ins Hunenland und ließ Siegmund entbieten, er solle sich zum Kampfe stellen. Obwohl Siegmunds Heer weit kleiner war, so zog er doch furchtlos den Hundingen entgegen, ihm zur Seite König Eylimi. Hjördis ließ er mit einer Magd und vielen Schätzen im Walde verstecken: dort sollte sie des Kampfes Ausgang abwarten. Eine blutige Schlacht wurde da geschlagen. Allen seinen Mannen voran drang König Siegmund in die Haufen der Feinde: weder Schild noch Panzer hielt gegen ihn stand, und so viele Feinde fällte er, daß seine Arme blutbespritzt waren bis an die Achseln. Plötzlich trat ihm ein Mann entgegen, eine hohe Greisengestalt, einäugig, mit breitem Hut und blauem Mantel. Er schwang den Ger gegen Siegmund; Siegmund führte einen wuchtigen Schwerthieb gegen ihn: aber sein Schwert, Odins Geschenk, zersprang an dem Ger in zwei Stücke. Alsbald entschwand der Greis den Blicken des Königs. Daran erkannte Siegmund, daß Odin selbst ihm in den Weg getreten war, um ihn abzurufen aus dem Leben. Glück und Sieg war mit seinem Schwerte

von Siegmund gewichen. Zwar kämpfte er aufs tapferſte weiter, aber bald deckte er todwund mit dem größten Teil ſeines Kriegsvolks die Walſtatt; auch Eylimi, ſein Schwiegervater, fiel.

Der Sieger Lyngi drang zu Siegmunds Hofburg vor, wo er Hjördis zu fangen hoffte: als er ſie nicht fand, durchzog er das Hunenland und verteilte es an ſeine Mannen: er glaubte, kein Wölſungenſproß, deſſen Rache er zu fürchten brauche, ſei mehr am Leben.

Nachts verließ Hjördis ihr Waldverſteck und ſuchte ihren Gemahl auf der Walſtatt. Sie fand ihn noch lebend und fragte ihn, ob er zu heilen wäre. „Mancher lebt bei geringerer Hoffnung wieder auf", antwortete er; „aber entwichen iſt mir das Glück, nicht will Odin, daß wir weiter das Schwert ſchwingen, ſeit es zerbrochen iſt; ich will nicht heil werden". — Klagend ſagte ſie: „Nichts deuchte mir zu fehlen, wenn du geheilt würdeſt und meinen Vater Eylimi rächteſt". — Der König entgegnete: „Dem Sohn, den du unter dem Herzen trägſt, iſt dies Rachewerk von den Nornen beſtimmt; pflege ſein mit Sorgfalt: er wird der Berühmteſte und Vortrefflichſte unſeres Geſchlechtes werden. Die Stücke meines Schwertes bewahre auf, bis er die Waffen führen kann: aus jenen wird ein gutes Schwert geſchmiedet, das wird Gram heißen, und unſer Sohn wird manch Heldenwerk damit vollbringen; nimmer werden ſeine Taten vergeſſen werden, und ſein Name wird erhaben ſein, ſolange die Welt ſteht. Das ſei dein Troſt. Ich bin todesmatt und will auffahren zu meinen Vätern nach Walhall." Hjördis blieb bei dem ſterbenden Gemahl; als der Tag zu leuchten begann, verſchied er.

Da ſahen die beiden Frauen eine gewaltige Flotte ans Land ſegeln und eilten dem Walde zu: hier vertauſchten ſie ihre Kleider und Hjördis befahl ihrer Magd, ſich für die Königin auszugeben. Die Wikinger, welche gelandet waren, hatten der Frauen Flucht nach dem Walde bemerkt; es war Alf, der Sohn König Helferichs von Dänemark, mit ſeinen Mannen. Mit Staunen ſahen ſie die gewaltigen Leichenhaufen auf der Walſtatt; dann ſuchten ſie nach den Frauen im Walde. Als ſie ſie gefunden hatten, ſagte die Magd, ſie ſei König Siegmunds Weib, Hjördis ſei ihre Magd, und erzählte, daß Lyngi die Hunen beſiegt hätte. Auch zeigte ſie den Wikingern

die Schätze: die erstaunten ob der Menge kostbarer Kleinode und trugen sie zu den Schiffen; auch die Frauen führten sie von dannen gen Dänemark. Aber obwohl Hjördis Mägdekleider trug, so handelte und sprach sie in allen Dingen nicht nach Mägdeart, sondern mit der Würde einer Königin. Nicht lange täuschte sie den Alf: er bat sie, ihre Verstellung aufzugeben und seine Gattin zu werden. So hielt man sie an Helferichs Hofe in hohen Ehren.

Zweites Buch.

Siegfried.

Erster Abschnitt.

Siegfrieds Jugend.

Nicht lange nach ihrer Ankunft am dänischen Königshofe gebar Hjördis einen Knaben, wie es ihr sterbend Siegmund, ihr Gatte, vorausgesagt hatte. Als man den Knaben zu Helferich brachte, freute sich dieser über seine scharfen Augen und sagte, keiner werde ihm gleich werden an Kühnheit. Nach der Väter Sitte begoß man den Neugeborenen mit Wasser und nannte ihn Siegfried (Sigurd). Er wurde an Helferichs Hofe mit großer Liebe aufgezogen. Als Erzieher gab ihm Helferich den Zwerg Regin, der vor allen Männern weise, kunstfertig und zauberkundig war. Der unterwies Siegfried in allerlei Kunstfertigkeiten und lehrte ihn die Runen.

Hjördis wurde darauf von Helferich seinem Sohne Alf vermählt; der König selbst stattete sie reich mit Schätzen aus.

Regin suchte Siegfried aufzureizen, seines Vaters Schätze, die einst mit Hjördis ins Dänenland geführt waren, für sich zu verlangen. So fragte er ihn einst, ob er wisse, welch großen Hort Siegmund besessen hätte und wer ihn aufbewahre. Siegfried antwortete:

„Helferich und Alf bewahren alles auf". — „Traust du ihnen so sehr?" versetzte Regin. — „Sie können es besser hüten als ich", entgegnete Siegfried. Ein andermal sprach Regin: „Willst du der Könige Rossknecht werden? Warum bittest du nicht für dich um ein Roß?" — „Sobald ich es will, werde ich es erhalten", sprach Siegfried, ging stracks zu Helferich und bat ihn um ein Roß. „Wähle dir selbst, welches von meinen Rossen du haben willst", entgegnete der König. Da ging Siegfried zum Walde, wo des Königs Rosse weideten. Unterwegs begegnete ihm ein alter Mann mit langem Barte: der fragte ihn, wohin er gehe. Siegfried sagte: „Ein Roß will ich mir erkiesen unter des Königs Rossen. Komm, rate mir dabei". — Auf des Alten Rat trieben beide nun die Rosse in einen tiefen Fluß hinein: aber keins schwamm hinüber außer einem jungen, grauen Hengste von großem, schönem Wuchs, der noch keinen Reiter auf seinem Rücken getragen hatte. Der Alte riet ihm, den zu nehmen: er stamme von Odins Hengst und sei der beste aller Hengste. Damit verschwand der Alte; es war aber Odin selbst, der Siegfried geraten hatte. Siegfried nahm nun den Hengst und nannte ihn **Grani** (den „Grauen").

Zweiter Abschnitt.

Regins Kunde vom Nibelungenhort.

Später sprach Regin zu Siegfried, er wisse ihm einen Schatz, so groß, daß er der reichste aller Könige sein würde, wenn er ihn zu erwerben den Mut hätte. Siegfried fragte ihn, warum er ihn so sehr aufstachele, da er doch noch ein Knabe sei. Da erzählte ihm Regin seine Geschichte. „Mein Vater", so begann er, „hieß **Hreidmar** und war ein gewaltiger und reicher Mann. Drei Söhne hatte er: **Otur**, **Fafnir** und mich. Otur nahm täglich Ottergestalt an und fing sich Fische im Strome. Nun fuhren einst drei Götter* aus, die ganze Welt kennen zu lernen: **Odin**, **Loki** und **Hönir**. Sie sahen bei einem Wasserfall einen Otter, der hatte einen Lachs gefangen

* S. Götterſagen, Abſchn. 8.

und verzehrte ihn blinzelnd: da tötete Loki den Otter durch einen Steinwurf. Darauf nahmen die Götter den Lachs und den Otter und gingen weiter, bis sie zu Hreidmars Hof kamen: sie baten um Nachtherberge und zeigten ihm ihre Beute. Als Hreidmar aber den Otter sah, rief er Fafnir und mich herzu: vereint ergriffen wir die Götter und banden sie. Hreidmar forderte schwere Buße für seines Sohnes Otur Leben: die Götter boten ihm so großes Gut, als er selbst bestimmen würde, zur Sühne und leisteten ihm heilige Eide. Da zog Hreidmar den Otterbalg ab und verlangte, sie sollten ihn ganz mit Gold füllen und dann noch mit Gold umhüllen, bis daß nicht ein einziges Haar mehr zu sehen wäre. Nun sandte Odin den Loki aus, das Gold zu schaffen. Der eilte zu Ran*, dem Meerweib, lieh ihr Netz, setzte sich damit an Andwaris Wasserfall und fischte. Andwari war ein Zwerg, der großen Goldhort tief in einem Felsen verborgen hatte**; er lebte in Hechtsgestalt in dem Wasserfall: so hatte es ihm in seiner Jugend eine böse Norne beschieden. Der Hecht lief in Lokis Netz; dieser griff ihn und forderte von ihm als Lösegeld alles Gold, das er besäße. Da trug Andwari aus seinem Felsen alles Gold, unermeßliche Schätze, hervor und gab es Loki: nur einen kleinen Goldring verbarg er in seiner Hand. Doch Loki bemerkte es

---

* S. S. 24.

** Da der Schatz in den Tiefen der Erde verborgen ist, wird er der „Nibelungenhort" genannt: Nibelung (Niflung) hängt augenscheinlich mit Niflheim, der unterirdischen Nebelwelt, zusammen und bezeichnet einen Bewohner Niflheims, einen in den Tiefen der Erde hausenden Zwerg. Der Schatz ist ein Zwergenschatz, wie dies die nordische Sage von Andwari noch klar ausspricht. Ein solcher faßt unermeßliche Reichtümer in sich, denn alles Köstliche häufen die Zwerge in ihren unterirdischen Wohnungen an. Aus der Unterwelt kommt der Schatz: in die Unterwelt, die finstere Behausung der Toten, zieht er jeden, der ihn erwirbt, hinab.

An Stelle Hreidmars tritt in der späteren Gestalt der deutschen Sage König Nibelung: wie Hreidmars Söhne Fafnir und Regin, so streiten Schilbung und Nibelung, des alten Nibelung Söhne, um den Besitz des Schatzes. — Fafnir als Hüter des Hortes und Regin als kunstfertiger Schmied zeigen noch deutlich elfische Natur, denn Schätze zu sammeln und zu hüten und kostbare Waffen zu schmieden ist vorzugsweise eine Eigentümlichkeit der Zwerge (s. S. 19—20). — Der Name Nibelungen geht zugleich mit dem Schatze auf die Franken, im Nibelungenlied auf die Burgunden über.

und verlangte auch den Ring noch. Flehentlich bat der Zwerg, er möge ihm den Ring laſſen: denn derſelbe habe die Kraft, ihm wieder Gold zu verſchaffen. Doch Loki ſagte, nichts ſolle er übrig behalten, nahm ihm den Ring weg und wandte ſich zum Gehen. Da rief der Zwerg von ſeinem Felſen aus: „Zum Unheil ſoll das Gold werden jedem, der es beſitzt: zwei Brüdern ſoll es das Ende bringen und acht Edelinge verderben; mein Ring und mein Gold ſoll keinem zu gute kommen".

Loki brachte das Gold dem Odin: dieſem gefiel der Ring ſehr und er nahm ihn an ſich. Dann wurde der Otterbalg mit dem Golde gefüllt und, als er voll war, aufrecht hingeſetzt: darauf umgab Odin ihn von außen ringsum mit Gold. Der ganze Schatz war dazu nötig. Odin verlangte nun von Hreidmar, er ſolle ſie ziehen laſſen, denn ihr Verſprechen ſei erfüllt. Aber Hreidmar fand noch ein Barthaar am Otterbalg nicht verdeckt: er verlangte, auch das ſollten ſie umhüllen, ſonſt ſei der Vertrag nichtig. Da zog Odin den Ring hervor und deckte damit das Barthaar. Nun ließ Hreidmar ſie frei. Ehe ſie aber ſchieden, wandte ſich Loki zu Hreidmar und ſprach: „Gewaltiger Goldſchatz ward dir zu teil: doch ſoll er dir und deinen Söhnen nur Unheil und Tod bringen". — Hreidmar aber erwiderte: „Nicht Liebesgaben gabſt du, nicht gabſt du aus holdem Herzen. Eures Lebens wäret ihr ledig, hätt' ich dieſe Gefahr zuvor gewußt. Das rote Gold iſt mir vergönnt, denk' ich, ſolang' ich lebe. Deine Drohungen fürcht' ich keinen Deut: aber hebt euch heim von hinnen".

„Als die Götter fort waren", erzählte Regin weiter, „verlangten Fafnir und ich von unſerm Vater unſern Anteil an dem Hort zur Brudersbuße: denn nicht er allein habe ihn erhalten zur Sühne für ſeines Sohnes Mord, ſondern auch uns ſei er beſtimmt zur Buße für den Mord unſeres Bruders. Hreidmar aber gönnte uns nichts von dem Golde: das riß uns zu frevler Untat fort, daß wir unſern Vater des Goldes wegen erſchlugen. Fafnir durchbohrte ihn im Schlafe mit dem Schwerte. Jetzt aber nahm Fafnir ſelbſt alles Gold an ſich: ich verlangte, daß er mit mir teilen ſollte; er aber weigerte ſich deſſen und trieb mich aus der Heimat, indem er mir drohte, wenn ich mich nicht fortmachte, ſo würde es mir ergehen wie Hreidmar. So floh ich zu König Helferich und ward ſein Schmied und

dein Erzieher: doch misse ich voll Sehnsucht mein Vatererbe. Fafnir aber fuhr hinauf nach der Gnitaheide, nahm Drachengestalt an und legte sich auf das Gold, um es zu hüten."

So berichtete Regin. Siegfried versetzte darauf: „Viel hast du verloren, und sehr böse sind deine Blutsfreunde gewesen. Willst du, daß ich Fafnir, den Drachen, erschlage und dich räche, so schmiede mir ein so gutes Schwert, daß es seinesgleichen unter dem Himmel nicht gibt". Das versprach ihm Regin.

Dritter Abschnitt.

Siegfrieds erste Kriegstaten.

Regin schmiedete alsbald ein Schwert und gab es Siegfried zur Probe. Der hieb damit in den Amboß: da zersprang das Schwert. „Schmiede ein besseres", sagte Siegfried. Nun schmiedete Regin mit noch mehr Kunst ein zweites Schwert: doch es zersprang wie das vorige, als Siegfried damit auf den Amboß schlug. Darauf bat Siegfried seine Mutter, ihm die zwei Stücke des Schwertes seines Vaters Siegmund zu geben. Sie nannte ihn würdig solcher Ehre und gab sie ihm. Siegfried brachte die Schwerthälften zu Regin. Der schmiedete ein Schwert daraus: als er es aus der Esse hob, schien es den Gesellen, als ob Feuer aus den Ecken brenne. „Taugt dies nicht, dann verstehe ich kein Schwert zu schmieden", sprach er zu Siegfried. Der schlug damit in den Amboß und spaltete ihn mitten durch bis auf den Boden, und das Schwert barst weder noch zersprang es. Dann ließ er eine Wollflocke den Fluß hinabtreiben: das Schwert schnitt sie entzwei, als sie dagegen trieb. Da lobte Siegfried das Schwert sehr. Regin mahnte ihn nun, seine Verheißung zu erfüllen und Fafnir zu töten. Siegfried aber erwiderte: „Wir werden es erfüllen; doch zuvor etwas anderes. Laut würden Hundings Söhne lachen, wenn mich, einen Königssohn, mehr verlangte nach roten Goldringen als nach Blutrache für meinen Vater Siegmund, den sie mir erschlagen haben".

Bald darauf trat Siegfried zu König Alf und Helferich und bat sie, ihm zu helfen, an den Hundingen Rache zu nehmen für Siegmund, seinen Vater. Sie gewährten seine Bitte und rüsteten ihm ein gewaltiges Heer und viele Schiffe. Siegfried selbst steuerte den „Drachen", das beste und größte Schiff. Auf der See überfiel sie gewaltiger Sturm; doch Siegfried ließ die Segel nicht einziehen, sondern gebot, sie noch höher zu stellen. Als sie an eine Bergspitze herantrieben, rief sie ein alter Mann an: „Wer reitet dort auf Segelpferden über hohe Wogen und brausendes Meer? Schweißbedeckt sind die Wogenmähren (Schiffe), nicht werden sie dem Wind widerstehen". Regin nannte ihre Namen. Da bat sie der Alte, der sich Nikar* nannte, ihn mitzunehmen. Kaum hatten sie ihn in ihr Schiff aufgenommen, da legte sich der Sturm, und glücklich gelangten sie ins Land der Hundinge. Dort entschwand der Alte ihren Blicken. Mit Feuer und Schwert wüteten sie im Lande der Hundinge. Flüchtlinge sagten König Lyngi an, Siegfried, der Wölsung, sei ins Land gefallen und fahre mit größerer Wut einher, als man je erlebt habe. Lyngi sammelte alle seine Scharen, gar ein großes Heer, und zog Siegfried entgegen zum Kampfe. Da erhob sich eine fürchterliche Schlacht. Siegfried drang, das Schwert Gram in der Hand, vor bis zu dem Banner der Feinde: links und rechts hieb er Mann und Roß nieder: nicht Helm noch Panzer hielt seinen Hieben stand, und blutig waren seine beiden Arme bis zur Achsel.** Dem König Lyngi hieb er mit einem Schlage durch Helm und Haupt und gepanzerten Leib, einen seiner Brüder spaltete er in zwei Stücke und tötete dann die übrigen Hundinge. Nachdem Siegfried einen so glänzenden Sieg errungen hatte, fuhr er mit reicher Beute und großem Ruhme heim. Dem Sieger zu Ehren veranstalteten Alf und Helferich glänzende Gastmähler.

---

* Nikar (Hnikar) ist Beiname Odins als Gottes der Seefahrt.

** S. S. 176, wo dasselbe von Siegmund berichtet wird.

Vierter Abſchnitt.

Siegfried tötet den Drachen.

Nicht lange nachher trat wieder Regin an ihn heran und mahnte ihn, den Kampf gegen Fafnir nicht länger aufzuſchieben. Siegfried war gleich dazu bereit. So ritten beide hinauf zur Gnitaheide nach dem Wege, den Fafnir zum Waſſer zu ſchreiten gewohnt war. Als Siegfried die Spur des Drachen ſah, ſprach er: „Du ſagteſt, Regin, daß der Drache nicht größer als ein Lindwurm wäre: mir aber ſcheint ſeine Spur allzugroß“. — Regin antwortete: „Mache eine Grube und ſetze dich hinein, und wenn der Wurm zum Waſſer ſchreitet, ſo ſtich ihn ins Herz: dafür gewinnſt du großen Ruhm“. — Siegfried erwiderte: „Wie aber ſoll ich mir helfen, wenn das Blut des Wurmes über mich herabſtrömt?“ — Regin entgegnete: „Nicht iſt dir Rat zu erteilen; denn du biſt ja vor jeglichem Dinge furchtſam und ungleich an Tapferkeit deinen Blutsverwandten, die nichts in der Welt fürchteten“. — Siegfried ritt weiter auf die Heide, Regin aber begab ſich furchtſam hinweg. Siegfried grub nun eine Grube: während dieſer Arbeit trat zu ihm ein alter Mann mit langem Barte und fragte, was er da mache. Als er Beſcheid gegeben hatte, ſagte der Greis: „Das iſt ein unüberlegtes Vorhaben; ertrinken müßteſt du ja in dem ſtarken Blutſtrome, der aus der Wunde des Ungeheuers hervorſchießen wird. Mache mehrere Gruben, um das Blut aufzufangen; in eine aber ſetze dich, um dem Wurme das Herz zu durchbohren“. Damit entſchwand der bärtige Alte: Odin war es, der hier zum letzten Male einem Sprößling des Wölſungenſtammes hilfreich zur Seite trat.

Siegfried befolgte ſeinen Rat. Bald erzitterte die Erde unter dem Herannahen des Wurmes. Giftdampf blies er vor ſich her: aber Siegfried fürchtete ſich nicht noch erbebte er vor dem Getöſe. Als der Drache über die Grube hinſchritt, in der Siegfried ſaß, ſtach dieſer ihm ſein Schwert bis ans Heft unter den linken Bug. Sobald das Untier die Todeswunde fühlte, ſchlug es um ſich und zerſchmetterte mit Haupt und Schweif alles, was es erreichen konnte. Siegfried ſprang nun aus der Grube, und Fafnir erblickte ihn. Er rief ihn

an: „Geſell, was biſt du für ein Menſchenkind, der du in Fafnirs Blut deinen funkelnden Stahl röteteſt? Im Herzen ſtand mir dein Schwert". — „Siegfried heiß' ich", entgegnete jener, „Siegmund hieß mein Vater". — „Regin verrät mich", ſagte weiter der ſterbende Fafnir, „er wird auch dich verraten. Du aber, Siegfried, nimm Rat an und reite heim von hinnen, reite nicht zu dem Golde: denn das funkelnde Gold, der glutrote Schatz, die roten Ringe werden dein Mörder ſein". — Siegfried entgegnete: „Rat haſt du geraten; doch ich werde zu dem Golde reiten, das in der Heide liegt; du aber, Fafnir, fahre zur Hel".* So ſtarb Fafnir.

Als Siegfried das Schwert vom Blute trocknete, kam Regin zurück und rief ihm zu: „Heil dir, Siegfried! Von allen Männern, die auf Erden wandeln, biſt du der unverzagteſte". — Dann ſah er lange zur Erde nieder und ſprach mit ſchwerem Herzen: „Froh biſt du nun, Siegfried, und ſiegesfreudig, da du dein Schwert im Graſe trockneſt; meinen Bruder haſt du erſchlagen, und doch bin ich ſelbſt der Urheber". — „Gut und Leben beſäße der glänzende Wurm", entgegnete Siegfried, „hätteſt du mich nicht angeſpornt, ihn zu töten, und mich nicht des Mangels an tapferem Mute beſchuldigt". — Regin trat nun an Fafnir heran, ſchnitt ihm das Herz aus, trank das Blut aus der Wunde und bat Siegfried, ihm Fafnirs Herz am Feuer zu braten, derweil er ſich ſchlafen lege. Siegfried willfahrte ihm und briet Fafnirs Herz am Spieße. Als er dachte, daß es gar wäre, und der Saft aus dem Herzen hervorſchäumte, griff er mit den Fingern daran, um zu prüfen, ob es gar ſei. Er verbrannte ſich und ſteckte, um den Schmerz zu lindern, die Finger in den Mund: doch ſobald Fafnirs Herzblut ſeine Zunge berührte, verſtand er die Vogelſtimmen: er hörte, was die Adlerinnen auf den Zweigen über ihm zwitſcherten. Die erſte ſang: „Dort ſitzt Siegfried, blutbeſpritzt, brät am Feuer Fafnirs Herz; klug deuchte er mich, wenn er es äße". Die zweite: „Dort liegt Regin und hält Rat mit ſich, wie er den Helden betrüge, der ihm vertraut; der Unheilſchmied brütet Rache für ſeinen Bruder Fafnir". Die dritte: „Hauptes kürzer laſſe der Held den grauhaarigen Schwätzer zur Hel fahren; über all das Gold kann er dann allein

* Göttin der Unterwelt: ſ. S. 124—126.

schalten, das Fafnir behütete". — Da hieb Siegfried dem Regin das Haupt ab, aß dann Fafnirs Herz und trank Regins und Fafnirs Blut. Wieder hörte er, wie die Adlerinnen sangen: „Eine Maid weiß ich, die allerschönste, goldgeschmückt; möchtest du um sie werben! Ein Saal steht auf hohem Berg, ganz ist er außen vom Feuer umschlungen. Ich weiß auf dem Berge die Streiterfahrene schlafen: Odin stach einst mit dem Schlafdorn die Maid, die Männer morden wollte. Du, Held, sollst die Maid unter dem Helm schauen, nicht vermag ein Königssohn ihren Schlummer zu brechen, ehe es die Nornen beschieden". Siegfried ritt nun Fafnirs Spur nach und fand den Schatz tief in die Erde vergraben: unermeßlichen Goldhort traf er und füllte ihn in zwei Kisten. Dann nahm er Fafnirs kostbare Waffen und den zauberkräftigen Ägishelm* und lud alles auf seinen Hengst Grani: doch das Roß wollte nicht vorwärtsgehen, ehe Siegfried auf seinen Rücken stieg.

Fünfter Abschnitt.

Siegfried erweckt Brunhild.

Siegesstolz ritt der kühne Held mit seinem reichen Goldschatze weiter, die Welt zu schauen: südwärts lenkte er sein Roß, dem Frankenlande zu.

Es war aber Siegfried ein Held von gewaltiger Gestalt: schritt er durch ein blühendes Roggenfeld, so berührte das untere Ende seines Schwertes Gram — und das war sieben Spannen lang — die Spitzen der Ähren. Seine Schultern waren so breit wie die von zwei Männern. Sein Haar fiel in schönen, langen, braunen Locken auf seine Schultern nieder: von gleicher Farbe war sein dichter, kurzer Bart. Seine Augen waren so scharf, daß wenige wagten unter seine Brauen zu blicken. Sein Schild flammte von rotem Golde, und ein Drache war darauf gemalt: dessen obere Hälfte war dunkelbraun, die untere rot; eine Goldbrünne trug er, mit Gold

* S. S. 24.

geschmückt waren alle seine Waffen, und jedes Stück seiner Rüstung war mit dem Drachenbild verziert.

Auf hohem Berge im Frankenlande gewahrte Siegfried Lichtschein wie von einem großen Feuer. Er ritt näher und erblickte eine Burg: rings war sie mit roten und weißen Schilden bedeckt, helle Flammen umschlossen sie rings wie ein Wall, zum Himmel auflodernd. Siegfried sprengte kühn durch den Flammenwall, trat in die Schildburg und fand darin einen Mann, wie es schien, in voller Rüstung, der schlief. Er zog ihm zuerst den Helm vom Haupte: da gewahrte er, daß es ein Weib war. Fest saß die Brünne (Panzer) an ihrem Leibe, als wäre sie ins Fleisch gewachsen. Da ritzte Siegfried mit seinem guten Schwerte Gram die Brünne durch und zog sie ihr ab. Sie erwachte, setzte sich aufrecht, sah Siegfried an und sprach: „Was zerschnitt mir die Brünne? Wie kam ich aus dem Schlaf?" — Er antwortete: „Siegfried, Siegmunds Sohn, bin ich; mein Schwert zerschnitt dir die Brünne". — Sie sagte: „Lange schlief ich, lange war ich in Schlummer versunken, lang sind der Menschen Übel. Odin waltete dessen, daß ich nicht vermochte die Schlummerrunen abzuschütteln."* — Siegfried setzte sich nieder und fragte sie nach ihrem Namen. Da nahm sie ein Horn voll Mets und bot ihm den Willkommtrunk. Sie sprach: „Heil dir, Tag! Heil euch Tagessöhnen! Heil dir, Nacht! Schauet mit unzornigen Augen auf uns beide hier und gebet uns Heil und Sieg! Heil euch, Asen!** Heil euch, Asinnen! Heil dir, du allnährende Erde! Rede und Weisheit gebet uns zwei Edlen und heilkräftige Hände, solange wir leben!" — „Brunhild"***, fuhr sie fort, „nennt man mich; einst war ich Walküre. Zwei Könige kämpften miteinander: der eine hieß Hialmgunnar (Helmgünther); er war alt und der größte Heerfürst, und Odin hatte ihm Sieg verliehen; der andere hieß Agnar. Er raubte uns Schwestern† die Schwanenhemden: da schwur ich ihm Eide, ihm Sieg zu verleihen. So ließ ich den alten Hialmgunnar zur Hel fahren und gab dem jungen Agnar den Sieg. Darüber ward mir Odin überzornig. Mit

---

* D. h. von dem durch die Runen bewirkten Zauberschlaf befreit zu werden. Über die Runen s. S. 45.

** S. S. 10. *** S. S. 121. † Den Walküren: s. S. 119.

dem Schlafdorn ſtach er mich zur Rache dafür und verwehrte mir, ferner als Walküre Sieg zu verleihen; einem Manne ſollte ich mich vermählen. Ich aber erklärte, ich hätte gelobt, mich keinem Manne zu vermählen, der ſich fürchten könne. Odin umſchloß mich mit Schilden und ließ rings um meine Burg wabernde Lohe aufflammen. Dem gebot er meinen Schlummer zu brechen, der Furcht nicht kenne; der Held allein ſolle durch die Lohe reiten, der mir das Gold darbrächte, das unter Fafnir lag". — Siegfried bat ſie, ihn Runen zu lehren, da ſie die Mären aus allen Welten wiſſe: da lehrte ſie ihn mancherlei Runen. Bezaubert von ihrer Schönheit und Weisheit ſagte Siegfried: „Kein Mann iſt zu finden, der weiſer wäre als du, und das ſchwöre ich, daß ich dich haben will zum Weibe: du biſt nach meinem Sinn." — Brunhild entgegnete: „Dich will ich am liebſten haben, hätte ich auch zu wählen unter allen Männern". Darauf leiſteten ſie ſich heilige Eide, und Siegfried gab ihr aus Fafnirs Schatze den wunderbaren Goldring, den einſt Andwari beſeſſen hatte. Dann ſchied er von ihr und ritt fort mit ſeinem Goldſchatze.

Sechſter Abſchnitt.

Siegfrieds Vermählung mit Gudrun.

Nach dem Abſchied von Brunhild ritt Siegfried, bis er zur Burg Gibichs*, des Königs von Frankenland, kam. Alle ſtaunten den Fremdling, der jeden anderen Mann an Größe weit überragte, ſeine glänzende Rüſtung und ſein edles, gewaltiges Roß an. König Gibich ging ihm entgegen und fragte ihn: „Wer biſt du, der du in die Burg reiteſt ohne meine und meiner Söhne Erlaubnis, was noch niemand gewagt hat?" — Siegfried antwortete: „Siegfried bin ich, König Siegmunds Sohn". Da hieß Gibich ihn willkommen und geleitete ihn in den Saal. Lange blieb Siegfried an Gibichs Hofe: alle verehrten ihn; denn alle übertraf er an Mut und Waffenübung;

* In der deutſchen Überlieferung iſt Gibich König der Burgunden.

so heldenhaft auch Gibich und seine Söhne Gunther*, Hagen** und Guttorm*** waren, kam doch ihm keiner gleich an edler Heldenart. Kriemhild aber, Gibichs Weib, gewahrte mit Betrübnis, wie oft Siegfried der Brunhild gedenke: denn sie dachte, kein größeres Glück könnte ihrem Geschlechte widerfahren, als wenn dieser gewaltigste aller Helden Gudrun†, ihre und Gibichs Tochter, zum Weibe nähme; auch dünkte er ihr dazu der reichste aller Helden: denn noch niemand hatte solchen Schatz gesehen wie Fafnirs Hort, den Siegfried mitbrachte. Deshalb mischte die zauberkundige Königin dem Helden einen Vergessenheitstrank, um die Liebe zu Brunhild aus seinem Herzen zu tilgen; sie reichte ihn Siegfried, als die Helden zusammen beim Trunke saßen, und sprach: „Freude haben wir über dein Hiersein und alles Gute wollen wir dir gewähren; nimm hier das Horn und trinke!" — Er trank es aus. „Dein Vater", fuhr sie fort, „soll fortan Gibich sein, ich deine Mutter, unsere Söhne deine Brüder; dann wird euresgleichen sich nicht finden." Siegfried gefielen ihre Worte und seit dem Trank dachte er nicht mehr an Brunhild.

Kriemhild lag nun Gibich an, er solle Gudrun dem Siegfried zum Weibe geben. Gibich antwortete: „Ungebräuchlich ist es, seine Tochter anzubieten; doch sie ihm anzubieten bringt mehr Ehre, als wenn andere um sie werben". — Eines Abends schenkte Gudrun den Helden Met ein: Siegfried gewahrte, daß sie eine schöne Maid war und in jeder Hinsicht die adligste. Gibich sprach zu Siegfried: „Viel Gutes verdanken wir dir, gar sehr hast du unser Reich gestärkt". Sein Sohn Gunther aber sagte: „Ein großes Reich und unsere Schwester bieten wir dir, wenn du in Freundschaft bei uns bleibst; kein anderer würde sie empfangen, wenn er auch um sie würbe". — Siegfried antwortete: „Habt Dank für eure Ehre; das will ich annehmen". — Sie schwuren sich nun Brüderschaft. Dann ward mit großem Gepränge ein herrliches Hochzeitsfest gefeiert. Siegfried gab

---

* Nordisch Gunnar.

** Nordisch Högni. In der deutschen Sage ist Hagen nicht der Bruder, sondern der Vasall Gunthers.

*** Guttorm ist nur der nordischen Sage bekannt; deshalb behalten wir die nordische Namensform bei.

† In der deutschen Sage heißt sie Kriemhild, ihre Mutter Ute.

seiner Gemahlin Gudrun von Fafnirs Herz zu essen; seitdem war sie weit grimmiger und weiser als zuvor. Sie gebar Siegfried einen Sohn, der Siegmund genannt wurde. Siegfried zog nun in manchen Kampf mit Gibich und seinen Söhnen: viele herrliche Ruhmestaten vollbrachte er und verhalf ihnen zu großen Siegen und reicher Kriegsbeute.

Siebenter Abschnitt.

Gunthers Brautfahrt zu Brunhild.

Mächtig herrschte Gunther im Frankenlande, da Siegfrieds Heldenstärke ihm jeden Feind bezwang. Da trat einst Kriemhild, seine Mutter, zu ihm und sprach: „Deine Herrschaft steht in der größten Blüte, nichts fehlt dir als eine Gattin. Darum wirb um Brunhild, Attilas, des mächtigen Königs der Hunnen, Schwester".* Viel hatte Gunther von Brunhilds Schönheit vernommen und gerne war er dazu bereit. Auf seine Bitten ritt Siegfried, der des Weges kundig war, mit ihm und Hagen zur Brautwerbung an Attilas Hof. König Attila erklärte ihnen, wenn seine Schwester Brunhild Gunther zum Gemahl nehmen wolle, so sei er damit einverstanden; doch sie sei sehr stolz und habe gelobt, keinem sich zu vermählen, der nicht durch die Waberlohe ritte, die ihre Burg umwalle.

So zogen die drei Helden weiter, bis sie zu Brunhilds Burg gelangten: rings um sie brauste das Feuer, die Erde bebte, die hohe Lohe wallte zum Himmel. Gunther spornte seinen Hengst, aber er scheute vor den Flammen. Nun bat er Siegfried, ihm seinen Hengst Grani zu leihen: aber Grani ging keinen Schritt vorwärts unter Gunther. Da ersannen sie eine List; Siegfried nahm Gunthers Gestalt an: das konnte er, weil er von Odins Geschlecht war. Dann trieb er Grani mit seinem Schwert an: das Feuer erlosch vor dem fürst-

* Daß Brunhild Attilas Schwester sei, ist eine Änderung, welche die Sage erst im Norden erfahren hat; in der ursprünglichen deutschen Sage besteht keinerlei Beziehung zwischen beiden.

lichen Helden und glücklich kam er ins Innere der Burg. Dort fand er Brunhild mit der Brünne gepanzert, das Schwert in der Hand, den Helm auf dem Haupte. Sie fragte ihn, wer er sei. Er nannte sich Gunther, Gibichs Sohn. „Dich begehre ich zur Gemahlin", sagte er. „Dein Bruder hat dich mir zugesagt, und du selbst hast verheißen, den zu erwählen, der durch die Lohe ritte." — Brunhild antwortete: „Nicht verlange danach, Gunther, wenn du nicht tapferer bist als jeder Mann: denn Walküre war ich, rot waren meine Waffen von Männerblut, und noch lüstet mich danach". — Siegfried erwiderte: „Manche Großtaten hast du vollbracht; aber gedenke nun an deine Verheißung, dem als Gattin zu folgen, der durch die Flammen ritte. Große Morgengabe will ich dir geben an Gold und Kleinoden". — Da erhob sich Brunhild und sagte ihm zu, seine Gemahlin zu werden. Er blieb nun bei ihr drei Tage und drei Nächte: zwischen sich und sie legte er sein blankes Schwert Gram. Sie fragte, warum er das täte: er aber entgegnete, also sei es ihm beschieden, mit seiner Braut die Verlobung zu feiern. Siegfried zog ihr Andwaris Ring vom Finger, den er selbst ihr einst zur Verlobung gegeben hatte, und gab ihr einen anderen. Dann ritt er zu Gunther zurück und nahm wieder seine wahre Gestalt an. Brunhild folgte den Helden ins Frankenland und mit großer Pracht ward hier ihre Hochzeit mit Gunther gefeiert.

Nach dem Hochzeitsfeste aber kehrte dem Siegfried die Erinnerung an Brunhild und an die Eide, die sie ihm und er ihr geschworen hatte, zurück. Da schmerzte es ihn tief, daß sie eines anderen Weib war. Doch er bezwang sich und stellte sich ruhig.

Achter Abschnitt.

Der Zank Brunhilds und Gudruns.

Einst badeten Brunhild und Gudrun zusammen im Rheine: Brunhild ging weiter hinaus in den Strom. Gudrun fragte, warum sie das täte. Sie antwortete: „Warum soll ich mich hierin dir gleichstellen? Mein Mann vollbrachte manche ruhmvolle Taten und ritt

durch den Flammenwall, aber dein Gatte war König Helferichs Knecht". Zornig erwiderte Gudrun: „Weiser wärest du gewesen, wenn du geschwiegen hättest. Denn mein Gatte hat seinesgleichen nicht unter allen Helden in der Welt; er erschlug den Drachen Fafnir, er war es auch, der durch die Waberlohe ritt, und du hieltest ihn für Gunther; er aber nahm dir den Ring, den du trugst, vom Finger: hier kannst du ihn sehen". — Damit zeigte sie ihr Andwaris Ring, den Siegfried ihr geschenkt hatte. Totenbleich ward Brunhild, als sie denselben erblickte: kein Wort vermochte sie mehr zu sagen den ganzen Tag über.

Als am andern Tage Gudrun Brunhild noch immer betrübt sah, sagte sie zu ihr: „Sei heiter, Brunhild! Betrübt dich unser Zwiegespräch oder was steht deiner Freude entgegen?" — „Eitel Bosheit treibt dich zu fragen", erwiderte Brunhild. — „Nichts tat ich dir zu leide; was hast du gegen mich?" fragte Gudrun wieder. — „Das sollst du entgelten", antwortete jene, „daß du Siegfried hast; ich gönne dir nicht, sein zu genießen noch seines vielen Goldes. Siegfried und ich hatten uns Eide geschworen, ehe er dich sah; ihr wußtet, daß ihr mich betroget, und das will ich rächen". — „Du bist besser vermählt, als billig ist", sagte Gudrun, „keinen mächtigeren und reicheren König gibt es als Gunther". — Doch Brunhild erwiderte: „Siegfried erschlug Fafnir, und das ist mehr wert als Gunthers ganzes Reich. Dein Bruder wagte nicht, die Lohe zu durchreiten, Siegfried aber ritt hindurch". — „Mit Unrecht sprichst du Gunther den Mut ab", sagte Gudrun, „wohl wagte er es hindurchzureiten, aber der Hengst Grani wollte nicht von der Stelle unter ihm". — „Kriemhild hat alles Unheil über uns gebracht", fuhr Brunhild fort. „Einen Zaubertrank reichte sie Siegfried, daß er mein vergaß und der Eide, die er mir geschworen hatte."

Neunter Abschnitt.

Brunhilds Harm.

Darauf zog Brunhild sich in ihr Gemach zurück und stellte sich krank. Gunther kam zu ihr und fragte sie, was ihr wäre. Sie aber antwortete ihm nicht. Als er weiter in sie drang, sagte sie: „Betrogen habt ihr mich, deine Mutter Kriemhild und du. Dem hatte ich mich verheißen zur Gattin, der mit Fafnirs Erbe den Hengst Grani ritte und durch meine Waberlohe sprengte und Furcht nicht kennte. Das war Siegfried, nicht aber du, Gunther, der du erbleichtest wie eine Leiche; du bist kein König noch Kämpe". Nicht ließ sie sich beschwichtigen durch Gunthers gütliches Zureden, sondern sie wollte ihn erschlagen. Hagen, Gunthers Bruder, wehrte ihr und legte sie in Fesseln. Gunther aber wollte nicht, daß sie gefesselt sei, und befreite sie wieder. Doch sie entgegnete: „Kümmere dich nicht darum, denn nimmer siehst du mich fortan fröhlich in deiner Halle, weder trinken noch Brett spielen noch herzlich reden noch gute Kleider mit Gold einlegen noch auch Rat erteilen. Das ist mein größter Harm, daß ich Siegfried nicht habe". — Und darauf wehklagte sie und nahm niemandes Trost an, weder Gunthers noch Hagens. Allein saß sie draußen, fern von allen, wenn der Abend niedersank; laut sprach sie zu sich: „Sterben will ich oder Siegfried im Arm hegen: langes Leid schuf uns grimme Norne: *seine* Gattin ist Gudrun, *ich* bin Gunthers Weib. Wie reut mich mein rasches Jawort!" So mied sie, voll Grimm und Gram, alle Gesellschaft. Da bat Gunther Siegfried zu ihr zu gehen. Siegfried ahnte, daß Brunhild einen Anschlag gegen ihn plane, und sagte es Gudrun: sie bat ihn, Brunhild zu besänftigen. Da ging Siegfried zu ihr: sieben Tage lang hatte sie mit niemand ein Wort gesprochen. Siegfried bat sie, den Harm von sich zu werfen und wieder Fröhlichkeit anzunehmen. Sie erwiderte: „Warum folgst du deiner Dreistigkeit, daß du mich besuchst? Keiner handelte schlimmer an mir als du bei diesem Truge". — Siegfried sprach: „Behext bist du, wenn du mein Herz ergrimmt gegen dich wähnst; niemand betrog dich; der ist ja dein Mann, den du erkorst". — Sie erwiderte: „Nicht durchritt Gunther das Feuer, du durchrittest das

Feuer und du töteteſt den Drachen; mein Herz lachte Gunther nicht zu, und ergrimmt bin ich gegen ihn, wenn ich es auch vor anderen verberge. Das aber iſt mein ſchmerzlichſter Harm, daß ich nicht vermag damit zuwege zu kommen, daß ein ſcharfes Schwert in deinem Blute gerötet werde". — Siegfried entgegnete: „Nichts Schlimmeres kannſt du dir wünſchen; denn du wirſt mich nicht überleben: ſo beſchieden es dir die Nornen".* — Brunhild ſagte darauf: „Was ſoll mir das Leben, da ihr mich um alle Wonne betrogt? Du ragſt über alle Männer, aber dir iſt keine Frau verhaßter geworden als ich". — Ihr entgegnete er: „Das Gegenteil iſt war: ich liebe dich mehr denn mich, obgleich ich dem Verrat unterlag; ich erinnerte mich deines Namens nicht mehr noch unſerer Eide: das war durch Zauber bewirkt. Nicht eher erkannte ich dich wieder, als bis du mit Gunther vermählt warſt; und das war von da an mein größter Harm, daß du nicht mein Weib biſt; aber ich überwand meine Liebe zu dir, ſo viel ich vermochte, da wir ja an Gunthers Hofe leben und ich ihm Treue ſchulde". — „Zu ſpät hebſt du an zu ſagen, daß mein Harm dich betrübt", entgegnete Brunhild; „nun finden wir keine Heilung mehr. Ich ſchwur, den zum Gemahl zu nehmen, der meine Waberlohe durchritte; kann ich den Eid nicht halten, ſo will ich lieber ſterben." „Ehe du ſterben ſollſt, will ich lieber Gudrun verlaſſen und dich nehmen", ſagte da Siegfried. Doch grimmig erwiderte ſie: „Nicht will ich dich noch irgend einen anderen".

Da ging Siegfried von ihr und ſeufzte ſo heftig auf, daß die Brünnenringe ihm zerſprangen. Er kündete Gunther, Brunhild habe die Sprache wiedergefunden. Alsbald fragte Gunther Brunhild, ob ſie irgend eine Buße verlange. „Siegfried muß ſterben oder ich", ſagte ſie, „denn er hat mich betrogen und dich, als er in deiner Geſtalt bei mir weilte; das alles hat er Gudrun geſagt, und ſie beſchimpft mich."

* S. S. 128 und 129.

Zehnter Abſchnitt.

Siegfrieds Ermordung.

Da ſchöpfte Gunther ſchweren Verdacht gegen Siegfried; Brunhild aber reizte ihn von Tag zu Tage mehr zu Siegfrieds Ermordung, indem ſie ihm drohte heimzukehren zu ihrem Bruder Attila, wenn nicht Siegfried ihr zur Sühne erſchlagen würde.

Sie mahnte die Männer zum Mord im Zorn:
„Ganz und gar ſollſt du, Gunther, entſagen
Mir zumal und meinen Landen.
Nicht froh hinfort werd' ich, Fürſt, bei dir.
Dahin will ich wieder, wo ich war zuvor,
Zu meinen Freunden und nächſten Vettern:
Da will ich einſam mein Leben enden,
So du nicht ſterben läſſeſt den Siegfried".

Trübe ward da Gunther und trauervoll; ſchwankenden Sinnes ſann er den langen Tag, was ihm am meiſten frommen möchte: Siegfrieds Verluſt ſchien ihm nicht zu verſchmerzen. Doch Brunhilds unaufhörliche Drohungen und Aufreizungen und die Hoffnung, ſich nach Siegfrieds Morde des reichen Goldſchatzes zu bemächtigen, trieben ihn endlich zu dem ſchnöden Verrate. Er forderte ſeinen Bruder Hagen auf, ihm Beiſtand zu leiſten. „Mir iſt Brunhild", ſagte er, „lieber als alle, die edelſte Frau; das Leben will ich lieber laſſen als der Schönen entſagen und ihren Schätzen. Hilfſt du uns, Hagen, den Helden zu erſchlagen? Gut iſt's, Fafnirs Gold zu beſitzen, in Freude zu walten des reichen Schatzes und ganz in Ruhe des Glücks zu genießen." — Hagen aber erwiderte: „Ewige Schande wäre es uns, mit dem Schwerte frevelnd die Eide zu brechen, die wir Siegfried geſchworen haben: nicht weiß ich auf Erden glücklichere Herrſcher als uns, ſolange Siegfried uns zur Seite ſteht". — Da erklärte Gunther, er wolle Guttorm, ihren jüngſten Bruder, zum Morde reizen: der habe Siegfried keine Treue geſchworen. „Der Rat ſcheint mir dies", ſagte Hagen, „und erfüllt [illegible] wir ſchlimme Vergeltung dafür empfangen."

Darauf reizten sie den einfältigen Guttorm, indem sie ihm Zaubertränke und Zauberspeisen, Wolfsfleisch und Schlangenschwänze, vorsetzten, zu blinder Wut und versprachen ihm große Schätze, wenn er Siegfried ermordete. Guttorm schlich sich in Siegfrieds Schlafgemach, um ihn hinterlistig mit dem Schwert zu durchbohren: denn den gewaltigen, unbesiegbaren Helden in offenem Kampfe anzugreifen wagte er nicht. Aber als Siegfried ihn anblickte, konnte er den Blick nicht aushalten und verschwand eilig: denn nur wenige vermochten es, Siegfried ins Auge zu sehen, so scharf waren seine Augen. Ebenso erging es ihm beim zweiten Versuche. Als er zum dritten Male wiederkehrte, war Siegfried eingeschlafen. Da durchstieß ihn Guttorm mit dem Schwert, daß die scharfe Spitze noch tief ins Polster fuhr. Siegfried erwachte von dem Schmerze und sah Guttorm zur Tür hinaus eilen: hastig griff er nach seinem Schwerte Gram und warf es ihm nach; und so furchtbar traf des todwunden Helden Hand den Mörder in den Rücken, daß er mitten auseinander gespalten wurde: die obere Hälfte, Haupt und Arme, sank rückwärts in die Kammer, die untere, Bauch und Beine, blieben draußen liegen.

Laut jammernd schlug Gudrun die Hände zusammen, als sie ihren Gemahl im Blute schwimmen sah. „Weine du nicht so grimmiglich, blutjunges Weib", tröstete sie Siegfried. „Niemand vermag dem Geschicke zu entgehen. Genau weiß ich, wie das zugeht: Brunhild allein stiftete all dies Unheil an. Mich liebte sie vor allen Männern: ich aber verübte gegen Gunther nichts Böses. Treu hielt ich ihm meine Eide und schirmte sein Reich. Hätte ich dies vorher geahnt, so hätten alle deine Brüder und manch anderer Held ihr Leben lassen sollen, ehe ich fiel." Damit hauchte er seine Seele aus.

Als Gudruns gellendes Klagegeschrei zu Brunhilds Lager drang, da lachte sie noch einmal hell auf aus ganzem Herzen. Gunther sprach zornig zu ihr: „Lach' du nicht freudig darob, todgieriges Weib, du schadenfrohe Unheilstifterin, als ob es dir Gutes bedeute." — Und Hagen klagte: „Vollbracht ist nun die böse Tat, wofür wir nimmer Buße erlangen."

Elfter Abſchnitt.

Gudruns Leid und Brunhilds Tod.

Niedergebeugt von Gram ſaß Gudrun bei Siegfrieds Leiche; faſt wäre ihr das Herz zerſprungen vor Harm: nicht Tränen vergoß ſie, wie andere Frauen, noch rang ſie ſchluchzend die Hände: ſie konnte nicht weinen vor Gram. Troſt ſuchte ihr manche Frau zuzuſprechen, indem ſie ihr erzählten, wie viele ihrer Lieben ſie ſelbſt verloren hätten: doch nichts linderte ihr Leid. Da trat ihre Schweſter Gullrönd zur Leiche, ſchwang das Leichentuch von Siegfried und wandte ſeine Wange zu Gudruns Schoß. „Schaue den Geliebten", ſprach ſie zu Gudrun, „lege deinen Mund an die bärtige Lippe, als ob du den lebenden König umhalſteſt." — Nur einmal blickte Gudrun auf: ſie ſah Siegfrieds Haar ſtarr von Blut, die leuchtenden Augen des Helden erloſchen, in ſeiner mutigen Bruſt die klaffende Todeswunde: dann ſank ſie zurück aufs Kiſſen, rot ward ihre Wange, ein heißer Tränenſtrom rann nieder auf ihren Schoß. Laut begann ſie zu jammern. Da ſprach ihre Schweſter: „Siegfried und dich hat von allen, die je auf Erden lebten, die mächtigſte Liebe vermählt. Nirgends fandeſt du Freude und Frieden als einzig bei deinem Siegfried". Gudrun verſetzte: „So ragte mein Siegfried bei Gibichs Söhnen über alle Fürſten wie die hohe Tanne über das niedere Gras. Solange er neben mir ſtand, deuchte ich den Recken des Königs höher als Odins Schlachtjungfrauen. Nun bin ich ſo gering nach des Helden Tode wie das Laub, das der Sturm im dichten Forſt abgeſchüttelt hat. Bitteres Leid, endloſen Schmerz ſchufen mir meine Brüder und Brunhild, die verwünſchte Unheilſtifterin. Nicht wirſt du, Gunther, des Goldſchatzes genießen, die roten Ringe werden dir, der du dem Siegfried den Eid brachſt, den Tod bringen".

Voll wilder Leidenſchaft rief da Brunhild: „Beraubt ſei die Vettel des Mannes und der Kinder, welche dir, Gudrun, Tränen erweckte und dir Worte verlieh, deinen Gram zu lindern". — Ihr entgegnete Gullrönd: „Schweige, du Weltverhaßte: eine Unheilſtifterin biſt du immer geweſen". Brunhild ſtand an einer Säule, umſchlang ſie mit ihren Armen, Feuer brannte ihr aus den Augen, Gift hauchte

sie aus ihrem Munde, als sie die Wunden an Siegfried ersah. Außer sich rief sie: „Treibt mich an oder haltet mich ab — der Mord ist vollbracht —, mein Leid zu sagen oder so zu sterben. Ich sah, Gunther, Grauses im Schlafe, eisig alles im Saal; du, König, rittest, der Freunde beraubt, mit Fesseln gebunden in der Feinde Heer. Aller eurer Macht werdet ihr verlustig gehen. Eidbrüchige seid ihr! Gedenkst du, Gunther, dessen ganz und gar nicht, daß ihr beide, Siegfried und du, das Blut in die Fußspur rinnen ließet*, als ihr Brüderschaft schlosset und Treue euch schwuret? Nun hast du ihm all seine Treue mit tückischem Morde gelohnet. Treue bewahrte er dir, als er zu mir in deiner Gestalt durch den Flammenwall ritt, um mich zu werben: das goldgeschmückte Schwert legte der herrliche Held mitten zwischen sich und mich; nicht küßte er mich noch schlang er den Arm um mich. Dem Volkskönige hatte ich mich verheißen, der mit Fafnirs Gold zu mir geritten käme. Nicht war er euch an Augen und Antlitz gleich, obwohl auch ihr euch Könige dünkt. Langes Leid schuf uns grimme Norne: nicht durfte ich im Leben als Gemahl ihn umfangen. Nun ist er tot, und auch ich will sterben: dann bin ich im Tode doch mit ihm vereint. All meinen Harm wird einst mein Bruder Attila an euch rächen".

Da stand Gunther auf und legte seinem Weibe die Hände um den Hals, um sie abzuhalten, freiwillig den Tod zu suchen und niederzufahren zur Hel.** Allein sie stieß den Gatten von sich und gab niemand Gehör. Gunther bat Hagen und alle seine Mannen, zu ihr zu gehen und sie zurückzuhalten vom Tode. Doch Hagen antwortete: „Verleide ihr niemand den langen Gang und werde sie nimmer wieder geboren! Zum Unheil gebar sie der Schoß ihrer Mutter und manchem Manne zum Herzeleid". Und unwillig wandte er sich weg. Brunhild aber teilte Kleinode aus unter ihre Frauen und Mägde; dann legte sie sich ihre Goldbrünne an und durchbohrte sich mit scharfem Dolche: um sank sie, nieder auf das Polster. Darauf wandte sie sich zu Gunther, um ihm zu verkünden, was sie sterbend vorahnenden Sinnes in der Zukunft erschaute: „Keine Hoffnung hat deine lichte Gemahlin mehr zu leben. Versöhnt wirst du mit Gudrun

* S. S. 105 Anm. ** S. S. 124—125.

ſein, ehe du denkſt. Du wirſt ſie vermählen an einen Helden: Attila wird ſie zur Ehe nehmen, mein Bruder. Dir wird er übel zuſetzen: in den engen Wurmgarten (ſ. S. 205) wird er dich werfen. Nicht lange nachher wird Attila Leben und Glück verlieren: Gudrun wird ihn grimmigen Herzens durchbohren mit ſcharfem Schwerte. Um eines bitte ich dich, es iſt auf der Welt meine letzte Bitte: einen großen Scheiterhaufen laß errichten, umgib ihn mit Teppichen und Schilden und wohlbemalten Totengewändern: darauf legt Siegfried, mir zur Seite, dazu meine Diener und Dienerinnen, die mit uns verbrannt werden, mit goldenen Ketten geſchmückt, zwei zu Häupten und zwei zu Füßen, dazu zwei Hunde und zwei Habichte: nicht ärmlich ſoll unſere Fahrt zur Hel ſein. Mitten zwiſchen Siegfried und mir blinke wieder ſein goldgeſchmücktes, flammendes Schwert Gram, ſo wie er einſt es zwiſchen uns legte, als er bei mir weilte in deiner Geſtalt. Mehr würde ich noch reden: doch die Wunde ſchwillt, die Stimme verſagt mir".

So ſtarb Brunhild und ward an Siegfrieds Seite verbrannt, wie ſie gebeten: acht Knechte und fünf Mägde folgten der Herrin auf den Scheiterhaufen, ein ſtattliches Leichengefolge, um ſie hernieder zum feuchtkalten Schattenreiche Hels zu geleiten. Doch als ſie niederfuhr zur Hel, da wehrte ihr die Rieſin*, die den Helweg hütet, die Fahrt. „Fort, Verruchte!" rief ſie ihr zu. „Erkühne dich nicht, durch meine ſteingeſtützte Behauſung zu fahren. Nicht ziemt dir's, Siegfried zu begehren, eines anderen Weibes Gatten. Viel Menſchenblut vergoſſen deine Hände**, Blutgierige! In widrigſter Stunde wardſt du, Unheilſtifterin, zur Welt geboren." Aber ſtolz erwiderte Brunhild: „Mir ward Siegfried zum Gatten beſtimmt. Trug und Argliſt ſchied uns im Leben. Erſt Gudruns Schmähung ließ mich gewahren, daß ich von Gunther bei der Verlobung überliſtet ward. Zum Unheil werden noch allzulange Männer und Weiber zur Welt geboren. Wir beide, ich und Siegfried, bleiben vereint im Tod: du aber verſinke, Rieſenbrut!" Und weiter eilte ſie nordwärts den langen, finſtern Weg zur Hel.

* S. S. 125. ** Denn Brunhild war ehedem Walküre.

Drittes Buch.

Gudrun.

Erster Abschnitt.

Gudruns Flucht und Wiedervermählung.

Nicht länger litt es Gudrun nach ihres Gatten Tode an Gunthers Hofe. Fort floh sie nach Norden, bis sie Alfs, des Dänenkönigs, hohe Halle erreichte; sieben Halbjahre saß sie dort, ihres Grames gedenkend.

Gunther aber und Hagen rissen nach Siegfrieds Tode all sein Gold, Fafnirs fluchbeladenes, unheilbringendes Erbe, an sich. Da entstand Unfriede zwischen ihnen und Attila, Brunhilds Bruder: denn er gab ihnen Brunhilds Tod schuld; doch kam es zur Versöhnung: Attila verlangte Gudrun zur Ehe. Ihre Brüder sagten sie ihm zu. Darauf rüsteten sich Attila, Gunther und Hagen, um gen Dänemark zu fahren und Gudrun zur Vermählung mit Attila zu bewegen. Kriemhild, ihre Mutter, begleitete sie. Dieselbe reichte Gudrun einen Zaubertrank, damit sie ihres Schmerzes und der Schuld ihrer Brüder vergäße. Nieder fielen vor Gudrun die drei Könige: viel Gold und Kleinode, viele Mägde bot ihr Attila, wenn sie ihm als Gemahlin folgte. Sie aber antwortete: „Ich will mit keinem Manne gehen, noch Brunhilds Bruder zum Gatten haben; nicht mag ich in Freude jauchzen". — Doch Kriemhild sagte ihr: „Ich habe Attila als den edelsten König befunden; ihn sollst du besitzen, bis das Alter dich besiegt, aber gattenlos sein, wenn du ihn verschmähst". — Trotz ihres Widerstrebens redeten Kriemhild, Gunther und Hagen ihr so lange zu, bis sie einwilligte Attilas Gattin zu werden. So zogen sie zu Attilas Hofburg.

Unheilvolle Träume schreckten Attila in der Nacht vor Gudruns Einzug. „Ich sah dich, Gudrun, mich mit todbringendem Dolche

durchbohren", ſagte er zu ihr. — „Das bedeutet Feuer, wenn man von Eiſen träumt", erwiderte ſie. Ein prächtiges Hochzeitsfeſt ward zugerichtet: großen Mahlſchatz gab Attila ſeiner Gemahlin. Sie aber nahm alles hin, als wäre es nichts. Nie lachte ihr Herz ihm zu, und wenig froh war ihr Zuſammenſein.

Zweiter Abſchnitt.

Der Mord der Nibelungen.*

Attila hatte hauptſächlich deshalb Gudrun zur Gattin begehrt, weil ſie Siegfrieds Erbin war und er durch ihre Hand auch in den Beſitz des Schatzes zu kommen hoffte. Doch darin täuſchte er ſich: Gunther und Hagen hielten Siegfrieds Hort zurück. Die Goldgier quälte aber Attila ſo ſehr, daß er durch heimtückiſchen Mord ſich in den Beſitz des Schatzes zu ſetzen plante; auch gedachte er dadurch zugleich Brunhilds, ſeiner Schweſter, Tod zu rächen. Er beauftragte einen ſeiner Mannen, Wingi, die Frankenkönige zu einem großen Feſte ins Hunnenland einzuladen. Doch Gudrun bemerkte ihr Zwiegeſpräch und ahnte Unheil für ihre Brüder. Da ritzte ſie ihnen Runen** und gab einen Ring, an einem Wolfshaar befeſtigt, dem Wingi mit. Wingi aber beſah ſich die Runen und ritzte ſie um, ſo daß es ausſah, als ermuntere Gudrun ihre Brüder zu kommen. Als Attilas Boten an Gunthers Hofe anlangten und ihre Botſchaft ausrichteten, da wandte ſich Gunther an Hagen und fragte: „Was rätſt du, raſcher Held, zu tun? Was meinſt du, daß die Schweſter mit dem Wolfshaar andeuten wolle?" — „Warnen will ſie uns", ſagte Hagen; „daß wölfiſchen Sinnes Attila gegen uns ſei, ſoll das Wolfshaar uns künden".

Am Abend ſaß Wingi mit den Fürſten beim fröhlichen Gelage; als er ſah, wie Gunther und Hagen trunken waren, begann er ſchlau:

---

* So nennt die Sage die Franken, ſeit ſie in den Beſitz des Drachenſchatzes gelangt ſind: ſ. S. 180 Anm.

** S. S. 45 Anm.

„Alt ist Attila, seine Söhne sehr jung: nun will er euch am liebsten die Gewalt über das Reich geben, solange sie noch so jung sind". In der Trunkenheit und durch die Aussicht auf Attilas Reich gelockt sagte Gunther zu, die Fahrt zu Attila zu unternehmen. Hagen aber sprach: „Dein Wort wirst du halten müssen, und folgen will ich dir; doch wenig Eile habe ich zu dieser Fahrt: denn Unheil ahnt mir". — Aber Gunther hieß von neuem die Hörner mit Met füllen und rief aus: „Der Wolf mag des Erbes der Nibelungen walten, wenn Gunther umkommt!"

Hagens Gattin Kostbera, die strahlende Fürstin, warnte andern Tages ihren Gatten vor der Fahrt: sie habe die Runen gesehen: es scheine ihr, als ob Gudrun sie warne zu kommen, als ob Tod ihnen drohe, wenn sie hinführen; doch verworren seien die Runen geritzt. Auch habe ein Traum sie geschreckt: Hagens Leintuch habe im Feuer gebrannt, und die hohe Lohe sei durch ihr Haus gebraust; ein Bär sei dann gekommen und habe die Ihrigen erfaßt; und ein Adler habe Blut über ihr Haus geträufelt. Doch Hagen suchte sie zu beschwichtigen — so wenig Gutes er auch selbst von der Fahrt ins Hunnenland erwartete — indem er sagte, sie alle seien argwöhnisch gegen Attila, doch ohne Falsch sei dessen Herz.

Ebenso suchte Gunthers Gattin Glaumvör, durch bange, schwere Träume geängstigt, den König von seinem Entschlusse abzubringen. „Ich sah Schlangen dich fressen", sprach sie; „ein blutiges Schwert sah ich aus deiner Brust ragen." Auch er suchte sie zu überzeugen, daß das nichts Schlimmes bedeute. Dann fügte er hinzu: „Zu spät ist es, jetzt noch uns bangen zu machen; beschlossen ist einmal die Fahrt; kein Mensch entgeht dem, was ihm die Nornen bestimmten".*

Alsbald rüsteten die Könige sich zur Fahrt. Doch vorher versenkten sie heimlich Siegfrieds Goldschatz, Fafnirs Erbe, in den Rhein. Bis zum Meere gaben ihnen ihre Frauen das Geleite; lange sahen sie einander nach, bis sie sich nicht mehr erschauen konnten: da schuf es das Schicksal, daß ihre Wege sich ewig schieden. So gewaltig ruderten die Helden, daß die Ruderstangen zerbrachen, die Ruderbänke zerbarsten. Nicht befestigten sie das Schiff, als sie im Hunnenlande

* S. S. 128 und 129.

ans Land stiegen: Wind und Wellen gaben sie es zum Spiel. Niemand kam den Fürsten zum Empfange entgegen. Als sie vor Attilas hoher Burg anlangten, sprach Wingi, sein tückischer Sendbote: „Bleibet fern dem Hause, gefahrvoll ist's, einzutreten; ins Verderben habe ich euch gelockt: schmeichelnd bat ich euch zu kommen, doch Hinterlist war dabei". — „Wenig sollst du uns schrecken und wenig Nutzen von deiner Tücke haben", rief ihm Hagen zu und stieß ihn nieder.

Vor seiner Halle empfing Attila die Franken: zum Kampfe geordnet stand sein Kriegsvolk bereit. „Seid willkommen bei uns!" rief er, „und gebet das Gold her, das uns zukommt, den Hort, den Siegfried besaß, und der nun Gudrun gehört." — „Nimmer empfängst du den Hort", erwiderte ihm Gunther. „Mit tapferen Helden sollst du kämpfen, ehe wir das Leben lassen. Freuen wird sich Aar und Wolf* über das Gastmahl, das du ihnen zurüstest." — „Schon längst hatte ich im Sinne", versetzte Attila, „euch Hort und Leben zu nehmen und den Meineid und Meuchelmord euch zu lohnen, den ihr an euren besten Verwandten geübt: Siegfried will ich jetzt rächen und Brunhild, deren Tod ihr verschuldet."

Als Gudrun im Saale hörte, was draußen vorging, sprang sie in wilder Wut auf, riß ihre goldenen Halsbänder ab und schleuderte sie zu Boden, daß die Ringe zersprangen, und eilte hinaus zu ihren Brüdern. „Verraten bist du Gunther!" rief sie ihrem Bruder entgegen. „Was willst du tun gegen die Arglist der tückischen Hunnen?" — „Zu spät ist's nun, Schwester", antwortete Gunther. „Zu weit ist's, nach der Hilfe der Recken von den lustigen Bergen des Rheines zu trachten." — Gudrun sagte: „Runen ritzte ich euch, um euch abzuhalten, die Heimat zu verlassen; aber dem Schicksal widersteht niemand; ihr mußtet dennoch kommen, so war es euch bestimmt". — Mit Manneskugheit redete sie dann Attila und Gunther zu, sich zu versöhnen. „Nein!" riefen alle in hellem Kampfeszorn. Scharfes Schwerterschlagen und wildes Waffengeklirr erhob sich. Als Gudrun das sah, zog sie die Brünne an, ergriff ein Schwert und kämpfte ihren Brüdern zur Seite wie der tapferste Mann. Einem Bruder Attilas trennte sie mit kräftigem Hiebe den Fuß vom Leibe und

* S. S. 40 und 172 (Anm.).

ſchnell ſchlug ſie den zweiten Bruder Attilas nieder, daß er nimmer aufſtand.

Einen Kampf kämpften da die Nibelungen, der ward weit geprieſen vor allen Kämpfen der Helden. Den ganzen Morgen ſtritten ſie und den Mittag: in Blut floß das ganze Feld. Zuletzt trieben die Hunnen Gunther und Hagen mit ihren wenigen Mannen in einen Saal: von neuem erhub ſich hier wilder Mordkampf. Das ganze Gefolge Gunthers und Hagens fiel: ſie allein ſtanden zuletzt noch aufrecht und manchen Feind ſandten ſie noch in den Tod. Gunther erlag endlich der Übermacht und wurde gefeſſelt. Da kämpfte Hagen allein weiter, ſo heldenmütig, daß alle darin einig waren, nie habe man ſo einen Mann kämpfen ſehen: aber dennoch ward auch er endlich von der Übermacht bewältigt und gefeſſelt.

Attila trat zu Gudrun und ſagte: „Übel iſt's, ſich umzuſchauen, manch tapferer Held fehlt uns; zwei meiner Brüder liegen zerhauen. Herrliche Schwäger erwarb ich, ich kann es nicht leugnen, verderbliches Weib! Eintracht hatten wir beide ſelten, ſeit du hierher kamſt; um den Schatz ward ich betrogen, meiner Freunde beraubt; meine Schweſter Brunhild fuhr durch euch zur Hel: das ſchmerzt mich am meiſten". — „Lächerlich dünkt mich das", erwiderte ſie, „wenn du deinen Harm aufzählſt: den Göttern danke ich's, daß es dir übel ergeht". Zornig ſprach er: „Mehret dem Weibe den Harm, damit ſie laut klage: ergreifet Hagen und zerfleiſchet ihn, ſchneidet ihm das Herz aus. Den grimmen Gunther feſtigt an den Galgen".

Gudrun rief nun ihre und Attilas Söhne Erp und Eitil und bat ſie, das Leben Gunthers und Hagens von ihrem Vater zu erflehen. Doch ſie weigerten ſich deſſen.

Darauf fragte man Gunther, ob er mit dem Golde Siegfrieds ſein Leben erkaufen wolle. Er antwortete: „Eher ſoll mir Hagens Herz in der Hand liegen, blutig mit ſcharfem Schwert aus der Bruſt des kühnen Reiters geſchnitten". Als nun Attilas Mannen auf deſſen Befehl dem Hagen das Herz ausſchneiden wollten, da ſprach ſein Küchenmeiſter: „Schonen wir Hagen, den kühnen Helden, und nehmen wir des Keſſelhüters Hialli Herz: denn blöde iſt er von Sinnesart und wenig liegt an ſeinem Tode". — Jämmerlich ſchrie der arme Schelm und bat und flehte, ehe er die ſcharfe Spitze fühlte. Hagen

ſelbſt bat für den Knecht: „Geringer iſt es für mich, ſolch Spiel zu beſtehen; was ſollen wir hier ſolch Gewinſel anhören?“ Doch ſie ſchnitten Hialli das Herz aus, legten es auf eine Schüſſel und brachten es Gunther. Der ſprach: „Hier halte ich das Herz des blöden Hialli; ſehr zittert es auf der Schüſſel; noch weit mehr zitterte es, als es noch in ſeiner Bruſt lag“. Da griffen ſie Hagen ſelbſt; denn nicht länger konnten ſie nun Attilas Befehl verſchieben. Nicht gedachte er aufzuſchreien, laut lachte der grimmige Held, als ſie ihm bei lebendigem Leibe zum Herzen ſchnitten. Sein blutiges Herz brachten ſie Gunther. In furchtbarem Trotze rief er: „Hier halte ich des kühnen Hagen Herz, ungleich dem Herzen des blöden Hialli; wenig zittert es, da es auf der Schüſſel liegt; noch weniger zitterte es in der Bruſt des Helden. Nun Hagen tot iſt, weiß ich allein, wo der Hort der Nibelungen geborgen ruht. So fern ſollſt du den Augen der Menſchen ſein, Attila, wie du es ſtets den Schätzen Siegfrieds ſein wirſt. Der Rhein, der gewaltige Strom, ſoll des Erbes Fafnirs walten, des Streiterzes der Könige (d. h. des Goldes, um das ſich Könige ſtreiten). Mehr leuchten in rollender Woge die Goldringe als an den Händen der Hunnenſöhne“. Voll tödlichen Haſſes rief da Attila: „Fort mit ihm, werft ihn in den Wurmgarten!“ — „So möge es dir einſt ergehen, Attila“, rief ihm da Gudrun zu, „wie du Gunther die Eide hielteſt, die du ihm geſchworen haſt bei der ſüdlichen Sonne und bei Siegvater Odins Himmelsburg.“ Doch Attila achtete ihrer Worte nicht. Von dannen führten die Hunnen Gunther und warfen ihn gefeſſelt in eine Höhle, die von Schlangen wimmelte. Heimlich ſandte ihm Gudrun eine Harfe. Die nahm Gunther und ſchlug die Saiten mit ſeinen Zehen wie ſonſt mit der Hand; und ſo herzergreifend verſtand der einſame, zorngemute Held ſie zu ſchlagen, daß die Jungfrauen laut weinten und die Männer ſchluchzten, die es vernahmen. Bezaubert ſchliefen alle Schlangen ein, ausgenommen eine alte Natter*, groß und ſcheußlich; die kroch an ihn heran und grub ihren Stachelzahn in ſeine Bruſt, bis daß ſie an ſeinem Herzen hing. So ſtarb der heldenmütige König.

* Attilas Mutter, eine böſe Zauberin, die Schlangengeſtalt angenommen habe, ſei es geweſen, ſingt das Odrunlied.

Dritter Abschnitt.

Gudruns Rache.

Heim kehrte Attila von Gunthers Morde. Waffen erklirrten im Burghofe, Rosse scharrten mit den Hufen. Höhnend kündete er Gudrun an, daß nun alle ihre Verwandten tot seien. Gudrun sprach: „Froh bist du nun, Attila, doch Reue wird über dich kommen. Unheil weicht nimmer von dir, es sei denn, daß auch ich sterbe". — „Trösten werde ich dich mit kostbaren Kleinoden, daß du deinen Harm vergissest", erwiderte er. — „Nimmer machst du mich den Mord meiner Brüder vergessen, und gäbest du mir auch alles Gold", erwiderte Gudrun.

Doch schnell besann sie sich scheinbar; anderen Rat hatte ihr grimmes Herz ersonnen. Köstlichen Trank bot sie Attila dar in goldenem Kelch, um ihm die schuldige Ehre zu erweisen. „Den Willen der Frauen beugt der Männer Übergewalt", sprach sie. „Allein magst du nun, Attila, hier über alles schalten. Empfangen sollst du freudig in deiner Halle die Gere (Speere) der Erschlagenen." Sie rüstete nun ein großes Gelage als Totenmahl für ihre Brüder. Erp und Eitil, ihre und Attilas junge Söhne, rief sie zu sich und hieb ihnen beiden das Haupt ab. Ihr Blut mischte sie in Attilas Trank; aus ihren Schädeln machte sie Trinkschalen und ihre Herzen briet sie Attila zur Leckerspeise. Laut erklangen in Attilas Halle am Abend die Becher; Gudrun schenkte dem König und seinen Mannen den Trank ein. Da fragte er, wo seine Söhne seien, weil er sie nirgends erblickte. „Nicht will ich dirs verhehlen, Attila", antwortete Gudrun. „Grimmes Weh schufst du mir, da du meine Brüder mordetest, noch grimmeres habe *ich*, denk' ich, *dir* geschaffen. Nicht rufst du fortan zu deinen Knieen Erp und Eitil, die frohen Knaben; nicht siehst du sie fortan Gere schäften noch Rosse tummeln. Deine Söhne hast du verloren, wie du es am wenigsten solltest: aus ihren Schädeln hast du getrunken; mit ihrem Blute mischte ich deinen Trank. Ich nahm ihre Herzen und schmorte sie am Spieße, ich reichte sie dir und sagte, daß es Kalbsherzen wären: deiner Söhne blutige Herzen hast du, tückischer Mörder, mit Honig darüber gekaut; nichts ließest du übrig, hast gierig gegessen mit guten Malmzähnen." Da erscholl lautes

Jammern und Weinen im Saale und wildes Rufen der Männer. Gudrun allein weinte nicht; keine Träne hatte sie für ihre kühnen Brüder noch für ihre jungen Söhne. Überzornig rief Attila in wildem Schmerz: „Verbrannt sollst du werden, du grimmiges Weib, für so greuliche Untat und zuvor mit Steinen zerschmettert". — „Sieh du selber morgen solches zu meiden", entgegnete Gudrun. „Schöneren Todes gedenke ich zur Hel zu fahren."

Besinnungslos trunken lag in dieser Nacht Attila in tiefem Schlafe, da durchbohrte ihn Gudrun mit scharfem Dolche. Auf schrak er und rief: „Wer stieß mir den Mordstahl in die Brust?" — „Das tat ich", sagte Gudrun. „So rächt Gibichs Tochter ihrer Brüder Mord."

„Frevelhaften Mord hast du an mir vollbracht, Gudrun", erwiderte er. „Verlangend fuhr ich von Haus, um dich zur Gattin zu werben. Witwe warst du, hoffärtig hieß man dich; es war ungelogen, wir haben es seitdem erfahren. Mannigfache Ehre bot ich dir. Zum Mahlschatz gab ich der Gefeierten Kleinode in Menge, dreißig Knechte und sieben treffliche Mägde, dazu Silbers die Fülle. Du aber nahmest dies alles hin, als wäre es nichts. Freudelos war unser Leben, von Herzen froh fand ich seitdem keinen der Hausgenossen." — „Du lügst nun, Attila", versetzte sie, „doch ich achte das wenig. Gar selten war ich sanft gegen dich, doch du selbst trugst die Schuld. Hin sank mit Siegfried all mein Glück; Qual deuchte es mich, in dein Haus zu kommen. Ein gewaltiger Held, strahlend vor allen, war mein erster Gatte; du warst kein Kämpe. Nimmer kamst du heim aus dem Kampfe, ohne daß du das kürzere Los gezogen hättest." — Attila entgegnete: „Wenig wird sich durch solche Reden unser Los lindern. Sorge du nun, daß man mich bestattet, wie es einem Könige gebührt". Das verhieß Gudrun. In eine bunt bemalte Kiste ward Attila gebettet, mit dem Leintuch sein Leichnam umhüllt und in ein Schiff gesetzt; das übergab sie der wogenden See und den Winden. So erwies sie der Leiche ihres Gatten alle Ehren, welche dem toten Könige gebührten, als ob sie einander hold gewesen wären, als er starb.

Noch war ihr Rachewerk nicht ganz vollendet: noch lebten Attilas Mannen, die mitgeholfen hatten, Gunther und sein Gefolge zu er-

ſchlagen. Da zündete in ſtiller Nacht Gudrun, als alle in Attilas Hofburg ſchliefen, den altehrwürdigen Bau der Budlunge* an. Zuſammen ſtürzte krachend das Gebälk, die reichen Schatzkammern rauchten, in heiße Glut verſanken alle, die gegen Gunther gekämpft hatten. So furchtbar rächte ſeitdem kein Weib ihrer Brüder Mord.**

* Budli war Attilas und Brunhilds Vater.

** Die Sage von Schwanhild und ihren Brüdern trägt ſo unverkennbar das Gepräge der bewußten ſpäteren Einfügung, um die nordiſche Wölſungenſage mit dem gotiſchen Sagenkreis zu verbinden, daß wir ſie unbedenklich übergehen. Vgl. W. Grimm, Deutſche Heldenſage, S. 355 (2. Aufl.).

Zweiter Teil.

Die Nibelungen.

Erstes Buch.

Siegfried und Kriemhild.

Erster Abschnitt.

König Gunther und sein Hof.*

In strahlender Jugendschöne erblühte am Hofe zu Worms im Lande der Burgunden Kriemhild**: in allen Landen gab es keine schönere Jungfrau. Mit sorgsamem Mutterauge waltete ihrer Erziehung Ute, König Dankrats Witwe. Mächtige Könige waren Kriemhilds Brüder, Gunther und Gernot, zwei tapfere Recken, und Giselher, der junge. Viele stolze Ritter standen in ihren Diensten: alle überragte an Kriegsruhm und wilder Tapferkeit Hagen von Tronege (Tronje), der grimme, greise Recke, der manchen Strauß durchgefochten hatte in fernen und nahen Landen. Hoch hielten ihn deshalb die Könige, seine Vettern, in Ehren. Sein Bruder war der kampfschnelle Markgraf Dankwart. Nächst ihnen zierten der Bur-

* Die Vergleichung mit der Wölsungensage ergibt folgende Verschiedenheiten: dort ist Gunther (Gunnar) der Sohn Gibichs (Giukis), des Frankenkönigs; seine Mutter heißt Kriemhild; seine Schwester Gudrun. Hagen (Högni) ist sein Bruder. Gernot und Giselher sowie alle anderen Helden des burgundischen Hofstaates sind der nordischen Sage unbekannt. Gunnars und Högnis jüngerer Bruder heißt Guttorm.

** Ohne Lautverschiebung Grimhild: s. S. 121.

gunden Hof Volker von Alzey*, ein allzeit fröhlicher Ritter, der den Fiedelbogen so gut zu führen wußte wie das blanke Schwert, Ortwin von Metz, der Könige Truchseß, Hagens Neffe, die Markgrafen Gere und Eckewart, der Kämmerer Hunolt, der Mundschenk Sindolt, der Küchenmeister Rumolt, lauter auserwählte Helden.

Einst träumte Kriemhilde, wie sie einen Falken, stark, schön und wild, aufzöge: auf den stürzten zwei Adler und zerfleischten ihn vor ihren Augen; größeres Leid konnte ihr nicht geschehen, als daß sie das sehen mußte. Traurig kündete sie ihrer Mutter Ute den Traum. „Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann: ihn wolle Gott behüten; sonst verlierst du ihn bald", deutete die Mutter den Traum. — „Was sagt Ihr mir von einem Manne, liebe Mutter?" entgegnete die Maid. „Ohne eines Recken Minne will ich immer bleiben bis an meinen Tod." — „Weise es nicht zu sehr von dir", erwiderte Ute. „Von Herzen glücklich wirst du nur werden auf der Welt durch eines wackeren Ritters Minne." — „Nicht redet mir weiter davon, liebe Mutter", sprach Kriemhild. „Gar mancher Frau Schicksal hat gezeigt, wie Liebe mit Leide endet. Darum will ich beide meiden."

Zweiter Abschnitt.

Siegfrieds** Jugend und Auszug zur Brautwerbung.

Zu dieser Zeit herrschte in Santen (Xanten) am Niederrhein der reiche und mächtige König Siegmund mit Siegelind, seiner Gattin: beider Sohn Siegfried erwuchs zu einem stattlichen Heldenjüngling; durch Schönheit, Zucht und Sitte wie durch hohen Mut und Tapferkeit ragte er weit über alle seine Genossen. Schon in seiner Jugend verrichtete er solch kühne Taten, daß weithin sein

---

* Die Herren der Burg Alzey bei Worms führten eine Fiedel im Wappen und hießen beim Volke „die Fiedler": daher wird Volker von Alzey als Held und zugleich als Spielmann dargestellt und heißt gleichfalls „der Fiedler".

** Nach der Wölsungensage wird Siegfried (Sigurd) nach dem Tode seines Vaters Siegmund von dessen Witwe Hjördis am Hofe des Dänenkönigs Helferich geboren.

Ruhm erscholl durch alle Lande. Da hörte er von der wunderbaren Schönheit Kriemhilds, der edlen Königstochter im Burgundenland, viel singen und sagen, daß ihresgleichen an Liebreiz und keuscher Sittsamkeit nicht sei unter allen Frauen der Erde. Alsbald beschloß der Held um sie zu werben: sie allein deuchte ihm seiner würdig.

Sehr erschraken seine Eltern, als er ihnen seinen Entschluß, auszureiten ins Burgundenland und Kriemhild als Gattin zu begehren, ankündete. „Viele übermütige Recken sind an Gunthers, des Burgundenkönigs, Hofe, vor allen der grimme Hagen; großes Leid, fürchte ich, könnte uns aus dieser Fahrt entstehen", sagte Siegmund. — „Nicht will ich mit einem Heere ins Burgundenland fahren noch mit Gewalt die holde Maid zur Gattin mir erzwingen", antwortete Siegfried. „Käme es aber auf Kampf mit Gunthers Recken an, so getraute ich mich wohl, allein ihn zu bestehen. Nur zwölf Gesellen rüstet mir zum Gefolge aus, wie es sich einem Königssohn geziemt." — Auch die Tränen der besorgten Mutter vermochten ebensowenig wie die Warnungen des treuen Vaters den kühnen Jüngling von seinem Vorsatz abzubringen. Als sie sah, daß sein Entschluß unerschütterlich war, sprach sie: „Da du nicht davon ablassen willst, mein einziges Kind, so will ich die besten Gewänder, die je Ritter trugen, dir und deinen Recken zurüsten". Tag und Nacht wirkten nun die dienenden Frauen der Königin kostbare Gewänder für Siegfried. Bekümmert entließen Siegmund und Siegelind den Sohn und sein Gefolge: doch er tröstete sie: „Nicht sollt ihr um mich weinen, keine Sorge um mein Leben braucht ihr euch zu machen".

Dritter Abschnitt.

Siegfrieds Ankunft in Worms.

Sechs Tage später ritten die Recken von Niederland zu Worms ein. Erstaunt starrten die Burgunden die fremden Kämpen an; nie glaubten sie solch stattliche Helden gesehen zu haben und nie so glänzende Waffenrüstung: golddurchwirkt waren ihre Kleider; mutige Rosse, kostbar mit Seide und Gold aufgezäumt, ritten sie; bis auf die Sporen nieder reichten ihre Schwerter; mächtige Gere (Speere)

hielten sie in den nervigen Fäusten; wohl zwei Spannen breit war der Ger Siegfrieds selbst; hell funkelten in der Sonne die goldgeschmückten Helme, die Brünnen und die breiten Schilde. Entgegen eilten ihnen Ritter und Knechte, um sie zu empfangen, ihre Rosse in den Stall zu führen und ihre Schilde ihnen abzunehmen. Doch Siegfried wehrte ihnen: „Noch eine Weile laßt unsere Rosse stehen; auch unsere Schilde soll man nicht forttragen. Wo finde ich Gunther, den König der Burgunden?“ — Da sagten sie es ihm an.

Auch König Gunther war aufs höchste erstaunt, als er die herrlichen Heldengestalten in so prächtigem Waffenschmuck in seinen Burghof einreiten sah. Er fragte seine Mannen, ob jemand ihm Bescheid über die Fremdlinge geben könne. Doch niemand kannte sie. Da sprach Ortwin: „Sendet nach Hagen; der kennt fremde Lande und Leute genug“. Alsbald ließ Gunther Hagen herbeirufen. Als dieser die Fremdlinge erblickte, sagte er: „Hochgemute Helden sind es. Zwar habe ich Siegfried von Niederland noch nie von Auge zu Auge gesehen; doch nach aller Kunde, die ich von ihm erhalten habe, kann nur er und kein anderer jener Held dort sein, der an edlem Wuchse und kräftiger Gestalt alle diese streitbaren Kämpen noch überragt. Große Wundertaten hat er mit seiner starken Hand schon verrichtet. Als er einst in der Fremde allein einherritt, fand er die Könige Schilbung und Nibelung, die ihres verstorbenen Vaters Nibelung Hort teilen wollten und die unermeßlichen Schätze an Gold und Edelgestein aus dem Berge* hervorbringen ließen. Sie wurden untereinander nicht einig über die Teilung des Erbes. Da baten sie Siegfried, den Hort gerecht zu teilen, und gaben ihm zum Lohne Balmung, ihres Vaters gutes Schwert. Doch sie waren unzufrieden mit Siegfrieds Teilung und fielen nun beide vereint samt ihren Recken Siegfried an. Wenig Nutzen hatten sie von dem Kampfe. Beide Könige erschlug der kühne Held, dazu zwölf Riesen, die ihnen zur Seite standen; auch ihre 700 Recken erlagen ihm. Zuletzt ward der kampfesmüde Held noch von dem Zwerg Alberich angegriffen, der durch seine Tarnkappe sich unsichtbar machen konnte und ihm hart zusetzte. Doch endlich

* Daß die Schätze im Berge geborgen sind, ist der einzige unveränderte Zug in dieser Gestalt der Sage: s. S. 179—182.

entriß Siegfried ihm die Tarnkappe und bezwang ihn: heilige Eide mußte Alberich dem Helden schwören: dann übergab Siegfried seiner Obhut den reichen Hort der Nibelungen, den er im Kampfe gewonnen hatte. — Ein andermal erschlug er einen furchtbaren Lindwurm; in dessen Blute badete er sich: davon wurde seine Haut so fest, daß keine Waffe sie durchschneiden kann. Großen Schaden würde uns des Helden Feindschaft bringen; darum laßt uns ihn wohl empfangen und ehren, wie es einem so gewaltigen Recken und dem Sohne des mächtigen Königs Siegmund von Niederland gebührt".

Dieser Rat gefiel Gunther; umgeben von seinen Helden ging er Siegfried entgegen und fragte nach seinem Begehr. „Viel kühne Recken weilen, so habe ich sagen hören, an deinem Hofe", antwortete Siegfried, „und auch deine Tapferkeit hörte ich rühmen. Ich kam hierher, um euch im Kampfe zu bestehen und Land und Burgen euch abzugewinnen." — Die Burgundenhelden ergrimmten, als sie so kühne Rede vernahmen. Heftiger Wortwechsel erhob sich. Mit Mühe gelang es Gernot und Giselher, durch gütliche Rede den Ausbruch des Kampfes zwischen ihren Mannen und den Fremdlingen zu verhindern. „Willkommen sollt Ihr uns sein in Worms", redete Giselher Siegfried an. „Mit Freuden wollen ich und meine Verwandten Euch aufnehmen." — „Alles was unser ist, steht Euch zu Gebote, wenn Ihr Herberge bei uns nehmen wollt", fügte Gunther hinzu. Da gedachte Siegfried an die minnigliche Maid, derentwegen er die Fahrt nach Worms unternommen hatte, und nahm den Willkommtrunk und die dargebotene Gastfreundschaft an.

Mit Kampfspielen und fröhlichen Festen schafften die Burgunden ihren werten Gästen Kurzweil: in allen Wettkämpfen war Siegfried Sieger, mochte man mächtige Steine weit schleudern oder den Speer werfen. Mit Wohlgefallen sahen die schönen Frauen den stattlichen Helden, seinen königlichen Anstand und seine gewaltige Körperkraft. Verstohlen schaute auch Kriemhild manchmal durch ihr Fensterlein nach Siegfried aus, wenn er im Burghofe ritterlichen Spielen mit Gunther und seinen Mannen oblag.

Ein ganzes Jahr schon weilte Siegfried an Gunthers Hofe als Gast: noch nie aber hatte er Kriemhild, die er von Herzen liebte, von Auge zu Auge gesehen. Das war sein einziges Leid.

Vierter Abschnitt.

Der Sachsenkrieg und das Siegesfest.

In dieser Zeit kamen Boten des Sachsenkönigs Lüdeger und seines Bruders, des Dänenkönigs Lüdegast, zu Gunther und kündigten ihm Krieg an. Traurig sann Gunther, wie er diese starken Feinde bestehen könnte. So fand ihn Siegfried und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Sobald er sie vernommen hatte, erbot er sich zum Beistand. Freudig versicherte ihm Gunther, ewig würde er ihm diese Treue danken. An der Spitze des Burgundenheeres zog Siegfried für Gunther vom Rheine aus durch das Hessenland in die Sachsenmark: raubend und plündernd, sengend und mordend drangen sie im Feindeslande vor. Schrecken und Grauen ging vor Siegfried her. In mörderischer Schlacht besiegte er die Heere der Sachsen- und Dänenkönige. Lüdegast ward nach tapferer Gegenwehr so schwer von ihm verwundet, daß er um sein Leben bat. Großmütig schonte Siegfried den besiegten Feind. Wild tobte Lüdeger, als er die Kunde von seines Bruders Gefangennahme erhielt. Dreimal war Siegfried schon durch die feindlichen Heerhaufen gebrochen; in Strömen floß das Blut, wohin seine wuchtigen Streiche trafen; da stieß er mit Lüdeger zusammen. Tapfer kämpfte Lüdeger, bis er Siegfrieds Wappen auf dessen Schilde erkannte: da gab er die vergebliche Gegenwehr auf, gebot seinen Mannen, vom Kampfe abzulassen und ergab sich Siegfried. Siegesboten sandte nun Gernot nach Worms zu Gunther. Freudiger Jubel erhob sich an Gunthers Hofe, als man hörte, daß Siegfried beide Könige der Feinde mit vielen Rittern als Gefangene und dazu reiche Beute nach Burgundenland heranführe. Einen der Boten sandte man in Kriemhilds Kemenate; in banger Erwartung hatte sie die Tage seit Siegfrieds Abzuge von Worms verbracht. Gotteslohn bot sie ihm, wenn er ihr die Wahrheit künde. Als sie nun aus seinem Munde das reiche Lob von Siegfrieds Heldentaten hörte, wie er allen voraus in die Reihen der Feinde unaufhaltsam vorgedrungen sei, wie er mit eigener Hand beide Könige gefangen habe und nun als Sieger herannahe, da ward ihr lichtes

Non-Circ

Antlitz vor Freude und Liebe rosenrot. Zehn Mark Goldes und reiche Gewänder hieß sie dem Boten als Lohn geben.

Freudig eilte Gunther seinen heimkehrenden Recken entgegen: mit großen Ehren führte er den ruhmreichen Helden Siegfried nach Worms zurück. Ein prächtiges Siegesfest ward zugerüstet. Auch Frau Ute und Kriemhild, gefolgt von hundert Mannen und hundert Frauen, schritten aus ihren Gemächern, um das Fest durch ihre Teilnahme zu verherrlichen. Wie der lichte Mond vor den Sternen, so leuchtete die herrliche Jungfrau vor allen Frauen und Mägdlein ihres Gefolges. Zum ersten Male erblickte Siegfried sie hier: lieb war es ihm und leid zugleich. „Wie sollte das ergehen", dachte er bei sich, „daß ich dich minnen sollte? Soll ich aber dich meiden, so wäre ich lieber tot".

Längst schon hatte Gunther gemerkt, wie Siegfried von heimlicher Liebe zu Kriemhild entbrannt sei. Gern willfahrte er deshalb Gernots Rate, er solle zum Lohne für den Sieg über die Sachsen und Dänen Siegfried durch Kriemhild begrüßen lassen, damit man ihn für immer zum Freunde gewänne.

Flammende Röte übergoß der Jungfrau liebliches Antlitz, als sie den kühnen Helden vor sich stehen sah. „Seid willkommen, Herr Siegfried, edler Held!" sprach sie. Mit edlem Anstand verneigte sich der Held; mit liebenden Blicken sahen sie einander verstohlen an; Hand in Hand gingen sie nebeneinander. Nach der Messe im Münster wartete Siegfried, bis Kriemhild heraustrat, und nahte ihr. Da dankte ihm die Holde, daß er für ihre Brüder so herrlich gestritten habe. „Lohne Euch Gott, Herr Siegfried, daß Ihr Euch solche Verdienste um meine Brüder erworben habt." — „Das ist Euch zu Liebe geschehen, Kriemhild; immer will ich ihnen dienen und mein Haupt nicht niederlegen, bis ich Eure Huld verdient habe", versetzte er. Zwölf Tage lang, solange das Fest währte, weilte er nun an Kriemhilds Seite. Als die übrigen Festgäste Abschied nahmen, da wollte auch Siegfried scheiden. Doch Giselher bat ihn, bei ihnen zu bleiben; wenig Überredung kostete es ihm: die Hoffnung, Kriemhild zu sehen, hielt den Helden zurück.

Fünfter Abschnitt.

Gunthers Werbung um Brunhild.

Bald nachher rieten dem König Gunther seine Verwandten, sich zu vermählen. Nun hatte Gunther viel rühmen hören von Brunhilds, der Königin zu Isenstein (Island?), Schönheit. „Brunhild will ich zum Weibe werben oder sonst keine", kündete er seinen Brüdern und Freunden. — „Das widerrate ich dir", versetzte Siegfried; „gefährlich ist es, um Brunhild zu werben. Schon mancher hat sein Leben verloren, der sich dessen erkühnte. Denn sie verlangt, daß jeder Mann, der um sie wirbt, sie besiegt im Lanzenwurfe und im Sprunge: gewaltig ist ihre Kraft. Selbst vier Männer vereint würden sie nicht zu bezwingen vermögen. Wer aber unterliegt, dem nimmt sie Haupt und Leben". — „Sei sie so stark, als sie wolle", entgegnete Gunther, „ich will sie doch zur Gattin haben wegen ihrer wunderbaren Schönheit". — Da riet Hagen, Siegfried als Genossen bei der Werbung mitzunehmen, da er ja Brunhild kenne.* Siegfried erklärte sich bereit, wenn Gunther ihm Kriemhild zur Gattin verspräche. Freudig gelobte Gunther, wenn Brunhild als Königin der Burgunden nach Worms käme, Siegfried mit seiner Schwester zu vermählen. Auf Siegfrieds Rat wurden außer Gunther und ihm nur noch Hagen und Dankwart zu Genossen der Fahrt gewählt. Reiche Kleider bereitete Kriemhild mit ihren Frauen den Helden zur Fahrt. Ehe die Recken das Schiff bestiegen, empfahl Kriemhild ihren Bruder Gunther Siegfrieds treuer Obhut. „Mein Leben gebe ich zum Pfande für seines", entgegnete ihr Siegfried. „Gesund bringe ich ihn Euch wieder her an den Rhein."

Als die Helden vom Ufer stießen, sah manch minniges Mägdlein ihnen bangen Blickes nach. Siegfried stand an dem Steuer und lenkte es mit kundiger Hand: die übrigen rührten kräftig die Ruder. So fuhren sie den Rhein abwärts in die See.

Nach zwölftägiger Fahrt sahen die vier Helden den Isenstein aus der See emporsteigen: sechsundachtzig Türme ragten in die Luft,

* Woher Siegfried die Brunhild kennt, geht aus dem Nibelungenliede nicht hervor, wohl aber aus der Wölsungensage: s. S. 187—188.

Mail

drei Paläſte und einen großen Saal umſchließend: alle dieſe gewaltigen Bauten waren von grasgrünem Marmor aufgeführt. Viele ſchöne Frauen und Jungfrauen ſtanden in den Fenſtern und ſpähten nach dem Schiffe aus. Gunther fragte Siegfried, welche von dieſen Brunhild ſei. „Welche von ihnen ſcheint dir ſo ſchön, daß du ſie zur Gattin begehren möchteſt?“ verſetzte Siegfried. — „Die an jenem Fenſter in ſchneeweißem Gewande ſcheint mir die ſchönſte von allen: die möchte ich erwählen“, antwortete Gunther. — „Nicht haben dich deine Augen betrogen“, verſetzte Siegfried: „es iſt die ſtarke Brunhild, die ſtrahlend ſchöne Maid“.

Vor der Landung bat Siegfried die Genoſſen, ihn für Gunthers Dienſtmann (Lehnsmann, Vaſallen) auszugeben: deshalb zog er auch Gunthers Roß zuerſt ans Land und half dem König in den Sattel. Als ſie an die Burg herankamen, fanden ſie dieſelbe unverſchloſſen. Brunhilds Mannen kamen ihnen entgegen; ihr Kämmerer verlangte, Schwert und Schild ſollten die Helden abgeben, ehe ſie einträten. Hagen weigerte ſich, doch Siegfried ſagte, ſo ſei es Sitte in Brunhilds Burg, daß kein Gaſt darin Waffen tragen dürfe. Ungern gaben die Burgunden dem Kämmerer ihre Waffen. Mit hundert ſchönen Frauen und fünfhundert Rittern nahte Brunhild, die Gäſte zu bewillkommnen. Auf Siegfried ſchritt ſie los und ſagte: „Seid willkommen, Siegfried, in meinem Lande und kündet mir, was der Zweck Eures Kommens iſt“. — „Große Gnade erweiſt Ihr mir, edle Königin“, antwortete Siegfried, „daß Ihr geruhet mich vor dieſem kühnen Recken, der hier vor mir ſteht, zu grüßen; es iſt König Gunther, mein Herr; vom fernen Rheine iſt er hergekommen, um Eure Minne zu werben“. — Sie antwortete: „Iſt er dein Herr und darum hergekommen, ſo will ich ihn zum Gatten wählen, wenn er die Kampfſpiele beſteht, die ich ihm beſtimme: ſonſt muß er ſterben“. — Siegfried trat zu Gunther und ſprach: „Anders wird alles zu Ende kommen, als ihr Übermut es vermeint; frage ſie nur, welche Kampfſpiele du mit ihr wagen ſollſt“. — „Hehre Königin“, ſagte da Gunther, „kündet, welchen Kampf Ihr gebietet; und wäre es der ſchwerſte, gern wollte ich ihn beſtehen, um Euch zu erwerben“.

Da legte Brunhild ein ſeidenes Waffenhemd und eine feſte Brünne an und ließ ſich einen ſtarken Schild reichen. Während ſie

sich wappnete, war Siegfried ins Schiff zurückgeeilt und hatte seine Tarnkappe übergeworfen; schnell kehrte er zurück und trat neben Gunther: niemand sah ihn. Er berührte Gunther mit der Hand: der sah sich um und fragte, als er niemand sah: „Wer hat mich angerührt?" — „Ich bin's", entgegnete leise Siegfried, „sei ohne Angst vor Brunhild: gib mir deinen Schild und mache du die Gebärden, die Taten will ich vollbringen". Einen ungeheuren Ger ließ Brunhild sich reichen; an ihren schneeweißen Armen wand sie die Ärmel auf, faßte den Schild fest und schleuderte mit so furchtbarer Gewalt den Ger, daß aus Gunthers Schild helles Feuer stob: durch den Schild drang die Schneide des Geres, und so stark war die Wucht des Wurfes, daß Gunther und Siegfried strauchelten und Siegfried das Blut aus dem Munde schoß. Doch nun ergriff Siegfried den Ger, zog ihn aus dem Schilde, kehrte die Eisenspitze nach hinten, um Brunhild durch den Wurf nicht zu töten, und traf mit solcher Wucht Brunhild mit der Gerstange, daß sie zu Boden fiel. Zornig sprang die schöne Brunhild auf. „Habe Dank für den Schuß, Gunther, edler Ritter!" rief sie. — Dann ergriff sie einen Marmelstein, so groß und ungefüge, daß ihn kaum zwölf Männer tragen konnten: hoch schwang sie ihn, warf ihn schier zwölf Klafter weit und folgte dem Steine in kühnem Sprunge. Siegfried aber warf ihn noch weiter und sprang auch noch weiter: dazu trug er Gunther beim Sprunge mit sich durch die Luft. Rot vor Zorn ward Brunhild, als sie Gunther auch hierin siegreich sah; sie rief ihrem Gesinde zu: „Ihr Mannen, tretet heran, ihr sollt nun dem König Gunther untertan sein". — Jetzt trug Siegfried seine Tarnkappe schnell fort zum sicheren Versteck, kehrte dann zurück, trat auf Gunther zu und fragte ihn trugliſtig, wann er den Kampf mit Brunhild denn zu beginnen gedenke. „Das wundert mich", sprach Brunhild, „daß Ihr, Herr Siegfried, nicht gesehen habt, welchen Sieg Gunther errungen hat". — „Er war bei den Schiffen", warf Hagen ein, „derweil ihr kämpftet; daher weiß er noch von nichts". — „Sehr freut mich diese Kunde", versetzte Siegfried, „daß endlich Euer Übermut gebrochen ist: nun habt Ihr Euren Meister gefunden und sollt uns an den Rhein folgen".

Sechster Abschnitt.

Die Doppelhochzeit Gunthers und Siegfrieds.

Alsbald rüstete sich Brunhild, ihr Reich zu verlassen: tausend Recken und Hunderte von Mägden und Frauen folgten ihr. Viele Schreine, schwer von Gold und Edelgestein, führte sie mit sich.

Auf der Rückfahrt entsandte Gunther Siegfried als Boten nach Worms voraus, um seiner Mutter und seinen Brüdern zu künden, daß er mit Brunhild herannahe: ein herrliches Hochzeitsfest sollten sie zurichten. Freudig eilte Siegfried von dannen; nichts Lieberes hätte ihm Gunther auftragen können: denn so konnte er desto eher Kriemhild wiedersehen.

Mit großem Geleite wurden Gunther und Brunhild in Worms eingeholt. Kriemhild trat zu ihr und sagte: „Von Herzen willkommen sollt Ihr in diesen Landen mir und meiner Mutter und allen unseren Mannen sein". Seinem Versprechen gemäß verlobte Gunther alsbald nach seiner Rückkehr die schöne Kriemhild mit Siegfried. Mit nie gesehener Pracht wurde die Doppelhochzeit Gunthers mit Brunhild und Siegfrieds mit Kriemhild gefeiert: festliche Ritterspiele wechselten mit großartigen Festgelagen. Gunther und Brunhild gegenüber saßen am andern Ende der Hochzeitstafel Siegfried und Kriemhild. Plötzlich begann Brunhild zu weinen: heiße Tränen rannen ihr über die lichten Wangen. Als Gunther sie nach der Ursache ihrer Tränen fragte, antwortete sie: „Um deine Schwester Kriemhild weine ich, daß du sie einem deiner Dienstmannen zur Ehe gegeben hast". — „Beruhigt Euch", sagte Gunther. „Zu anderer Zeit will ich Euch über alles aufklären. Ein König, reich und mächtig wie ich, ist Siegfried: viele Burgen und weite Lande sind sein eigen. Daher ist Kriemhild rühmlich vermählt."

Doch Brunhild blieb verstimmt den ganzen Tag über. Als abends Gunther ihr nahen wollte, sagte sie, nicht eher solle er sie als Gemahl umarmen, als bis er ihr alles erzählt hätte, warum er Siegfried mit Kriemhild vermählt habe. Und als Gunther sie dennoch umfangen wollte, band sie ihm Hände und Füße zusammen und hing ihn mit ihrem Gürtel an einem Nagel auf. Andern Tags klagte Gunther

dem Siegfried sein Leid: der versprach ihm, sich durch seine Tarnkappe unsichtbar zu machen und ihm zu folgen und an seiner Statt Brunhild zu bezwingen. So geschah es am nächsten Abend; zuvor hatte Siegfried mit der riesenstarken Jungfrau einen harten Kampf zu bestehen, endlich jedoch bezwang er sie: sie aber glaubte nicht anders, als Gunther habe sie bezwungen. Einen Fingerring und ihren Gürtel, den er ihr entrissen hatte, nahm Siegfried heimlich an sich. Von da ab war Brunhild nicht stärker als ein anderes Weib. Siegfried schenkte später Ring und Gürtel seiner Gemahlin Kriemhild und vertraute ihr das Geheimnis an, wie er in deren Besitz gelangt sei: das wurde sein Verderben und das des ganzen Königsgeschlechtes der Burgunden.

Bald nach der Hochzeit zog Siegfried mit seiner schönen Gemahlin nach den Niederlanden: denn Sehnsucht empfand er nach Eltern und Heimat. Siegmund und Siegelind empfingen Sohn und Schwiegertochter mit großer Freude. Siegmund trat seinem Sohne die Herrschaft ab. Darauf waltete Siegfried des Reiches der Niederlande und der Nibelungen, berühmt und gefürchtet durch seinen hohen Mut und seine tapfere Rechte; unermeßlich war sein Reichtum, denn keines Königs Schatz kam dem Nibelungenhorte gleich. So verflossen ihm und Kriemhild zehn Jahre ungetrübten Glückes. Kriemhild gebar ihm einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt ward.

Siebenter Abschnitt.

Siegfrieds und Kriemhilds Fahrt nach Worms.

Verborgen glomm im Herzen der starken Brunhild die Glut heißer Eifersucht* weiter: so mächtig auch Gunther war, sie beneidete Kriemhild um ihren Gatten Siegfried, dessen herrliche Heldengestalt den Burgundenkönig und alle seine Mannen überstrahlte. „Warum", so fragte Brunhild ihren Gatten, „kommt Siegfried nie hierher zu

* Vgl. die Wölsungensage, in welcher der Grund der Eifersucht Brunhilds klar hervortritt; s. S. 191—194; 198—199.

Hofe, um uns seine Dienste zu entbieten, wie es den Dienstmannen gebührt ihrem König und Herrn gegenüber? Zehn Jahre lang ist er nicht in Worms erschienen. Wenig ziemt so hoffärtiges Wesen dem Dienstmanne, noch weniger aber ziemt es dem Herrn, solches zu dulden." — „Wie könnten wir ihn hierherbringen in unser Land?" entgegnete Gunther. „Dazu wohnt er uns zu ferne: das wäre unmöglich und ich getraue mich nicht, es ihm zu gebieten." — „Ist eines Königs Mann auch noch so stolz und reich", versetzte sie, „so darf er doch nicht wagen zu weigern, was sein Herr von ihm verlangt. Um meinetwillen bitte ihn und Kriemhild zu unserem Hofe zu kommen; der Herzensgüte deiner Schwester und ihres züchtigen Wesens gedenke ich stets mit Freuden: wie herzlich empfing sie mich, als ich zuerst dies Land betrat! Nichts Lieberes könnte mir geschehen auf der Welt, als daß ich sie wiedersähe."

Mit solcherlei Reden drang sie so lange in Gunther, bis er widerwillig Boten, an ihrer Spitze den Markgraf Gere, zu Siegfried entsandte, um ihn zum Feste der Sommersonnenwende (s. S. 96) nach Worms zu laden mit Kriemhild und seinen Mannen. Die Boten trafen Siegfried auf seiner Burg im Nibelungenlande. Gern sagte er zu, der Einladung zu folgen: auch Siegmund, sein Vater, erklärte, mit gen Worms reiten zu wollen; Siegelind ruhte schon im Grabe. Mit glänzendem Gefolge von elfhundert edlen Recken machten sich Siegfried, Kriemhild und Siegmund auf: Gunther, das unmündige Söhnlein, blieb in guter Hut in seines Vaters Landen zurück. Kostbare Gewänder, viel Gold und Kleinode führten sie mit sich, um mit vollen Händen im Burgundenlande reiche Gaben spenden zu können.

Als die Kunde von dem Herannahen der werten Gäste zu Gunther gelangte, ging er mit seinen Mannen und Brunhild mit ihren Frauen in prächtigem Festschmuck ihnen entgegen. Gar herzlich begrüßten sich die beiden Könige und Königinnen: mit großen Ehren geleiteten Gunther und Brunhild ihre Gäste in den Königspalast. Dorthin waren von allen Seiten, aus allen Teilen von Gunthers weitem Reiche, viele hundert Ritter in glänzender Waffenrüstung zusammengeströmt. Fröhliches Festgetümmel erfüllte die alte Königsstadt: Posaunen, Flöten und Trompeten erschallen; mancher Speer ward gebrochen bei den glänzenden Festturnieren; viele schöne Frauen und

Mägdlein schauten den Waffenspielen der tapferen Ritter zu. An reich besetzter Festtafel ergötzten sich dann Wirt und Gäste: schier schienen die Tische zu brechen unter der Fülle von köstlichen Speisen und Getränken, die Rumolt, der Küchenmeister, und Sindolt, der Mundschenk Gunthers, auftragen ließen. Elfhundert Ritter aus Niederland saßen mit Siegfried und Kriemhild zu Tische nieder: zu groß dünkte solches Gefolge Brunhild für einen Eigenholden (Vasallen) ihres Gemahls.

Achter Abschnitt.

Der Königinnen Zank.

Beisammen saßen Brunhild und Kriemhild an einem Fenster des prächtigen Königssaales und sahen den ritterlichen Waffenspielen der Recken im Hofe zu. Da sprach Kriemhild: „Ein so herrlicher Held ist mein Mann, daß alle diese Reiche seiner Hand untertan sein sollten". — „Wohl möchte das sein", erwiderte Brunhild, „wenn niemand außer dir und ihm lebte: solange Gunther da ist, könnte es nimmer sein." — „Siehst du", fuhr ohne Arg Kriemhild fort, „wie er herrlich vor all den Helden dasteht, wie der lichte Mond vor den Sternen?" — „Wie stattlich auch dein Mann sei", versetzte Brunhild, „der Vorrang gebührt doch König Gunther vor allen Königen." — „Wohl steht mein Gemahl in jeder Heldentugend Gunther gleich", sagte darauf Kriemhild. — Gereizt brach Brunhild in die Worte aus: „Nicht sollst du mir verargen, was ich sage. Aus Siegfrieds eigenem Munde habe ich es gehört, als ich Gunther zuerst sah, daß er Gunthers Dienstmann (Vasall) wäre." — „Übel hätten doch meine Brüder an mir gehandelt, hätten sie mich ihrem Dienstmanne zum Weibe gegeben", entgegnete Kriemhild. „Freundlich bitte ich dich, Brunhild, solche Rede zu lassen." — „Nicht lasse ich sie", versetzte Brunhild. „Warum sollte ich auf ihn und seine Mannen, die uns untertan sind, verzichten? Mich ärgert, daß er so lange uns keinen Zins entrichtet hat." — „Wohl wirst du auf Dienst und Zins von Siegfried verzichten müssen", antwortete Kriemhild. „Ein weit hehrerer Held ist er als Gunther." — „Zu hoch willst du hinaus", sprach zornig die

Burgundenkönigin. „Wir werden sehen, ob man dir gleiche Ehre erweist als mir." — „Beweisen will ich dir, daß ich gleich adelfreie Königin bin als du", erwiderte gereizt Kriemhild. „Alle Mannen der zwei Könige sollen sehen, daß ich vor dir heute ins Münster gehe." — „Willst du nicht meine Eigenmagd (Vasallin) sein, so mußt du mit deinem Ingesinde dich von meinen Frauen scheiden, wenn wir zum Münster gehen", entgegnete Brunhild.

Ihre kostbarsten Kleider und den reichsten Schmuck legte Kriemhild zu diesem Kirchgange an: auch ihren Frauen und Mägden befahl sie, sich aufs prächtigste zu schmücken: weit sollte ihr Gefolge das Brunhilds an Glanz überstrahlen. Zu aller Verwunderung gingen heute die Königinnen getrennt zum Münster. Vor der Tür stand Gunthers Weib mit ihrem Gefolge, als Kriemhild mit der reichgeschmückten Schar ihrer Frauen herankam. Kriemhild hob schon den Fuß, die Schwelle zu betreten: da hieß Brunhild sie still stehen: „Nicht ziemt der Eigenen (Vasallin) der Vortritt vor ihrer Königin", rief sie voll höhnenden Stolzes ihr zu. In hell auflodernden Zorne fuhr da Kriemhild heraus: „Hättest du doch geschwiegen, das wäre dir besser! Nicht verdienst du eines Königs Weib zu heißen: denn Siegfried, mein lieber Mann, nicht Gunther, war es, der dich einst im Brautgemache bezwang. Warum ergabst du dich ihm, wenn er doch dein Dienstmann ist?" — Bleich ward da Brunhild, nichts vermochte sie auf diese Schmach, die ihr vor allen ihren Frauen und den Mannen der beiden Könige angetan wurde, zu erwidern als: „Wahrlich, das will ich Gunther sagen!" — Schnell schritt Kriemhild an ihr vorbei zuerst in das Münster.

Wenig achtete Brunhild auf Gottesdienst und Gesang: andere Gedanken durchtobten ungestüm ihr Herz. Nach der Messe wartete sie auf Kriemhild vor dem Münster. „Beweise, daß es wahr ist, was du mir vorgeworfen hast", sagte sie zu ihr. — „Leicht ist mir der Beweis", entgegnete Kriemhild. „Diesen Ring, den er dir vom Finger gezogen hat, gab mir Siegfried." — „Gestohlen ist mir der Goldreif! Lange wußte ich nicht, wer der Dieb war: jetzt merke ich's", rief Brunhild aus. — „Mich sollst du keines Diebstahls zeihen!" schrie zornig Kriemhild. „Wäre dir deine Ehre lieb, so hättest du jetzt geschwiegen. Sieh hier den Gürtel, den ich trage: den nahm dir

Siegfried ab in jener Nacht und gab ihn mir". — Laut weinte Brunhild, als sie an Kriemhilds Leib ihren reich mit Edelsteinen besetzten Gürtel erschaute. „Ruft mir Gunther her!" sprach sie. „Hören soll er, wie seine Schwester mich öffentlich gehöhnt hat." — Als Gunther mit seinen Recken herantrat und Brunhild heiße Tränen vergießen sah, fragte er: „Wer hat Euch, liebe Frau, Leid zugefügt?" — „Deine Schwester ist es", erwiderte Brunhild, „die mich aller Ehre beraubt hat: sie trägt meinen Ring und Gürtel und sagt, Siegfried habe mir beides genommen mit meinem Wissen und Willen: er habe eher meiner Liebe genossen als du, König Gunther".

Alsbald ließ Gunther Siegfried herbeirufen: mit hohem Eide versicherte derselbe, daß er sich nie dessen seinem Weibe gegenüber gerühmt habe. Unermeßlich leid sei es ihm, daß Kriemhild die Königin so betrübt habe. „Man muß Frauen so ziehen", fuhr er zu Gunther gewandt fort, „daß sie hochfahrende Reden unterwegs lassen. Verbiete du es deinem Weibe, ich will es dem meinen verbieten; wahrlich, ich schäme mich ihrer Ungebühr". — Damit glaubte der arglose, treuherzige Held den Hader der Königinnen beigelegt.

Neunter Abschnitt.

Brunhilds Groll und Hagens Tücke.

Nicht also Brunhild. Zornige Tränen vergießend, blutige Rache sinnend hielt sie sich in ihrem Gemache zurückgezogen. So fand Hagen sie: weinend klagte sie ihm, welcher Schimpf ihr angetan sei, und beschwor ihn, sie an Siegfried zu rächen. Hagen gelobte ihr, Siegfried solle es büßen, daß durch seine Schuld Brunhild so gekränkt sei.

Darauf hielten Gunther und seine Brüder nebst Hagen und Ortwin einen geheimen Rat, wie man Brunhild Sühne schaffen könnte. Der grimme Hagen forderte Siegfrieds Tod. Giselher suchte die zornigen Recken zu besänftigen: Siegfried habe es fürwahr durch seine Treue nicht um sie verdient, daß er um Weiberzankes willen sein Leben verlieren sollte. Auch Gunther gedachte dessen, daß Siegfried den Burgunden stets nur Treue erwiesen und sich großes

Verdienst um ihn und sein Reich erworben hätte: deshalb solle man sein Leben schonen. Aber Hagen ließ nicht nach: immer und immer wieder verlangte er des Helden Tod; er stellte dem Könige vor, wie er nach Siegfrieds Tod dessen weite Lande und großen Schatz an sich reißen könnte, so daß es keinen mächtigeren König weit und breit gäbe als Gunther. So willigte endlich Gunther in Siegfrieds Mord: nur bangte ihm noch vor der unüberwindlichen Stärke des Helden. Aber Hagen entgegnete ihm, nicht in offenem Kampfe, sondern heimlich solle man Siegfried morden: Gunther solle zuverlässige Leute fortsenden; diese sollten nach einigen Tagen als angeblich von den Königen Lüdeger von Sachsen und Lüdegast von Dänemark abgesandte Boten nach Worms zurückkehren und den Burgunden in deren Namen Krieg ankünden. Sicher werde Siegfried seine Hilfe zu dem Feldzuge anbieten, wie ehemals. Zum Scheine solle das Burgundenheer ausrücken: unterwegs werde sich dann leicht eine Gelegenheit bieten, Siegfried zu ermorden.

Wie der trugliſtige Hagen vermutet hatte, so geschah es. Kaum hörte Siegfried, daß Gunthers Land in Kriegsnot sei, als er sich erbot, mit seinen Mannen auszureiten und, wie früher, den Sachsen und Dänen die Heerfahrt ins Burgundenland zu verleiden. Marschfertig standen Gunthers und Siegfrieds Mannen in Worms. Da begab sich Hagen zu Kriemhild, um sich von ihr zu verabschieden. Er fand sie in Sorge wegen Siegfrieds. „Allzukühn ist der Held", sagte sie, „leicht kann ihn seine Verwegenheit in Lebensgefahr bringen: darum gedenke du, Hagen, daran, daß ich dir immer wohlgesinnt war, und habe acht auf meinen lieben Mann." — „Fürchtet Ihr, daß eine feindliche Waffe ihn verwunden könnte, Herrin", versetzte Hagen, „so laßt mich wissen, wie ich das verhindern kann." — „Als Siegfried den Linddrachen erschlug", sagte Kriemhild, „badete er sich in dessen Blute. Davon ist seine Haut so fest, daß kein Eisen sie durchbohren kann: nur zwischen die Schultern fiel ihm ein Lindenblatt und blieb da haften: daher ist dies die einzige Stelle, wo ihn jemand verwunden könnte." — Freudig vernahm das der Ungetreue und sprach: „Näht ihm ein kleines Zeichen auf seinen Waffenrock, damit ich weiß, welche Stelle seines Körpers ich vor feindlichen Streichen decken muß". Gern versprach das Kriemhild: so glaubte sie ihren Gatten wohl behütet.

Als die Scharen ausrückten, ritt Hagen nahe an Siegfried heran, um sich zu überzeugen, ob Kriemhild getan habe, wie er ihr geraten hatte. Mit grimmiger Freude gewahrte er zwischen den breiten Schultern des Helden auf dem Waffenrocke ein kleines Kreuz mit Seide eingenäht. Alsbald kündete er dies Gunther an und entsandte im Einverständnis mit ihm zwei seiner Mannen mit geheimem Auftrage. Unbemerkt entfernten sie sich von dem Heere und kamen bald aus entgegengesetzter Richtung Gunther entgegen: Lüdegers Boten, so gaben sie vor, seien sie; leid sei es ihrem Herrn geworden, daß er den Burgunden Krieg angekündigt habe: er widerrufe die Fehdebotschaft und wolle lieber mit König Gunther in Frieden leben. Gunther stellte sich sehr erfreut über diese Kunde, führte sein Heer nach Worms zurück, dankte Siegfried mit heuchlerischer Freundlichkeit für die Bereitwilligkeit, mit der er ihm seine Hilfe gewährt habe, und lud die Recken zu einer großen Jagd in den Odenwald. Gern sagte Siegfried seine Teilnahme zu.

Zehnter Abschnitt.

Siegfrieds Ermordung.

Ehe Siegfried zur Jagd mit ausritt, suchte er sein holdes Weib auf, um sich von ihr zu verabschieden. Mit Tränen in den Augen flehte Kriemhild ihn an, nicht zur Jagd zu gehen: großes Unheil würde daraus entstehen; ein schwerer Traum habe sie geängstigt: zwei wilde Eber hätten Siegfried über die Heide gejagt, rot seien die Blumen von seinem Blute geworden; darum fürchte sie Verrat von heimlichen Feinden. „Geliebtes Weib", entgegnete er, „sei ohne Sorge, ich komme in kurzer Zeit zurück. Niemand weiß ich hier, der mich hassen sollte. Alle deine Verwandten sind insgesamt mir hold gesinnt: auch habe ich es um sie nicht anders verdient." — „Nein, Herr", versetzte sie, „ich fürchte deinen Fall. Zwei Berge sah ich heut nacht über dich fallen: nicht mehr konnte ich dich erschauen. Scheide nicht von mir; es wäre mir im Herzen leid." — Doch er lächelte ob ihrer ängstlichen Besorgnis und schied von ihr mit herzlichem Kuß und Umarmung.

So zog er mit Gunther und Hagen und großem Gefolge zur Jagd in den Odenwald. Kein Getier des Waldes war so schnell oder so stark, daß es ihm hätte entgehen können; einen starken Löwen, einen Büffel, ein Elentier, vier gewaltige Auerochsen, einen wilden Eber und manch anderes Wild hatte seine starke und sichere Hand erlegt, als lauter Hörnerklang die Jagdgenossen nach dem Sammelplatze zu König Gunther rief. Unterwegs stieß Siegfried noch auf einen Bären; dem eilte er nach, fing ihn lebendig und band ihn an seinen Sattelknauf. Am Sammelplatze löste er dem Untier seine Bande, sich zur Kurzweil, allen andern zum Entsetzen. Flüchtig sprangen sie von ihren Sitzen; der Bär aber geriet an die Feuerstätte und warf alles bunt durcheinander, Kessel, Bratspieße und Feuerbrände; alle Hunde ließ man auf ihn los. Als Siegfried sich genug an der Verwirrung der Genossen geweidet hatte, fiel er den Bären mit seinem Schwerte an und tötete ihn. Niemand konnte so reiche Jagdbeute aufweisen als Siegfried; alle priesen ihn als den kühnsten Jäger. Nun setzte man sich zu Tische; Speise trug man den Helden genug auf, doch es fehlte an Wein. Und wie durstig waren alle, besonders Siegfried nach der heißen Jagd! Unwillig bemerkte er, nicht möge er Jagdgeselle sein, wo man so wenig der Jäger pflege. Gunther schob Hagen die Schuld zu. Der sagte, er habe den Wein in den Spessart gesandt, weil er geglaubt habe, dort solle die Jagd stattfinden; doch sei ein kühler Brunnen in der Nähe, zu dem wolle er sie führen.

Als nun Siegfried, vom Durste gepeinigt, schleunigst dorthin eilen wollte, schlug der arglistige Hagen vor, sie sollten zur Wette laufen, um zu sehen, ob wirklich Siegfried auch an Schnelligkeit, nicht nur an Körperstärke, aller Helden erster sei, wie man von ihm sage. Allezeit zu jedem ritterlichen Spiele bereit, ging Siegfried sofort auf den Vorschlag ein; ja, er erbot sich, mit voller Jagdrüstung, mit Ger und Schild, zu laufen; Gunther und Hagen dagegen sollten alle Kleider ablegen. So hielten sie es denn auch. Wie zwei wilde Panther sprangen Gunther und Hagen über den grünen Anger: doch weit überholte sie Siegfried. Aber obwohl er längst vor ihnen an der Quelle anlangte, trank er doch nicht, so sehr ihn auch schon lange dürstete, sondern wartete, bis Gunther seinen Durst gestillt hätte.

Diese edle Bescheidenheit ward sein Verderben. Schwert, Bogen und Ger lehnte er an eine Linde neben dem Brunnen. Nachdem Gunther getrunken hatte, beugte sich Siegfried über die kühle Quelle und trank in großen Zügen: rasch trug Hagen unbemerkt Schwert und Bogen des Helden beiseite. Dann ergriff er den Ger und stieß ihn da, wo das kleine Kreuz von Seide auf dem Waffenrock sichtbar war, Siegfried in den Rücken, daß er bis tief in die Brust drang; ein starker Blutstrom schoß aus der Wunde hervor auf den Mörder, noch ehe derselbe sich zur Flucht wenden konnte. Tobend vor Schmerz sprang Siegfried auf: weit ragte die Gerstange zwischen seinen Schultern hervor. Schwert und Bogen wollte er ergreifen; sein Leben hätte der tückische Mörder lassen müssen, wenn der Held die Waffen zur Hand gehabt hätte. Da er sie nicht sah, griff der Todwunde nach seinem Schilde und eilte Hagen nach; trotz der furchtbaren Wunde holte er ihn ein und schlug mit so gewaltiger Wucht auf ihn ein, daß die Edelsteine aus dem Schilde sprangen; betäubt sank Hagen zu Boden. Doch jetzt verließen auch Siegfried die Kräfte: nieder sank er und färbte Gras und Blumen mit seinem Blute rot. „Ihr tückischen Feiglinge!“ rief er aus. „Ist das der Lohn für die treuen Dienste, die ich euch geleistet habe, daß ihr mich erschlagt? Stets war ich euch getreu: das habt ihr mir so vergolten. Der Schimpf dieses schnöden Meuchelmordes wird zurückfallen auf euch und eure Kinder; stets wird euch solche Schande von guten Recken scheiden.“ — Rings umstanden den Sterbenden die Mannen Gunthers: laute Klage erschallte über des herrlichen Helden Mord. Selbst Gunther begann zu klagen. Da sah Siegfried ihn mit verächtlichem Blick an und sagte: „Nicht sollte der weinen über das Unglück, der es verschuldet hat“. — Der finstere Hagen aber sprach reuelos: „Ich weiß nicht, was ihr klagt. Alle unsere Sorge und unser Leid hat nun ein Ende: nun lebt keiner mehr, der uns im Kampfe bestehen könnte. Wohl mir, daß ich seiner Herrschaft ein Ende gemacht habe!“ — „Leicht magst du dich rühmen“, entgegnete Siegfried. „Hätte ich solche Mordgedanken hinter dir vermutet, so würde ich mein Leben vor dir zu wahren gewußt haben. Mich jammert nichts so sehr als Kriemhild, mein Weib, und mein unmündiger Sohn. Schande wird es ihm sein, daß seine Verwandten ihren besten Freund durch feigen Meuchelmord

erschlagen haben." — Brechenden Auges wandte er sich noch einmal an Gunther: „Nie ward ein schlimmerer Mord auf der Welt begangen als dieser. Ich rettete Euch Leib und Ehre in großer Not*: das muß ich so entgelten. Wollt Ihr, König Gunther, noch an irgend jemand in der Welt Treue üben, so laßt Eurer Treue und Gnade mein trautes Weib befohlen sein. Laßt sie dessen genießen, daß sie Eure Schwester ist; steht ihr treu zur Seite, wie es einem edlen Fürsten ziemt. Auf mich werden lange warten mein Vater und meine Mannen". — In hartem Todeskampfe wand sich der Held. „Wahrlich, noch wird einst die Zeit kommen, wo ihr diesen Mord bereut! Das glaubet mir, euch selber habt ihr durch meinen Mord den Todesstoß versetzt", waren seine letzten Worte.

Als Gunther und seine Mannen sahen, daß Siegfried verschieden war, legten sie ihn auf seinen Schild und berieten, wie man es in Worms verhehlen könnte, daß Hagen ihn ermordet habe. Einige schlugen vor, man solle sagen, Räuber hätten ihn, als er einsam durch den dichten Tann ritt, erschlagen. Doch Hagen entgegnete: „Ich bringe ihn heim. Gering achte ich es, ob es bekannt wird, daß ich sein Mörder bin. Nicht kümmert mich Kriemhilds Jammer, da sie Brunhild, meiner Herrin, solchen Schimpf angetan hat".

Elfter Abschnitt.

Kriemhilds Jammer.

Nicht genügte es dem entsetzlichen Hagen, Siegfried ermordet zu haben: Kriemhild selbst sollte seine Leiche vor ihrem Gemache finden, wenn sie ihrer Gewohnheit nach morgens zur Messe gehen wollte. So wartete er die Nacht ab, ließ dann die Leiche über den Rhein nach Worms bringen und vor Kriemhilds Kemenate legen. Hier fand den Leichnam im Morgengrauen Kriemhilds Kämmerer und meldete entsetzt seiner Herrin, vor dem Gemache liege ein erschlagener Ritter. Da fiel ihr mit einem Male alles ein, Hagens Frage, wie

* Beim Kampfe gegen Brunhild.

er am besten ihres Gatten Leben schützen könne, Brunhilds Zorn und ihre eigenen bangen Träume. Entsetzt schrie sie, noch ehe sie den Toten gesehen, auf: „Das ist Siegfried, mein lieber Mann! Brunhild hat den Mord geraten, Hagen ihn vollbracht!“ Dann sank sie ohnmächtig, vom Schmerz übermannt, zu Boden. Bald raffte sie sich wieder auf und ließ sich zu der Leiche führen; mit ihrer weißen Hand hob sie des Toten schönes, bleiches Haupt empor; blutüberströmt fand sie sein Gewand. „Dein Schild ist nicht mit Schwertern verhauen, meuchlings bist du ermordet!“ rief sie. „Finde ich deinen Mörder, so soll er es mit dem Leben büßen!“

Laut jammerte und klagte ihr Gesinde um den edlen Herrn. Einen Boten sandte Kriemhild zu Siegmund und Siegfrieds Mannen, um ihnen des Königs Tod zu melden. Unglaublich schien die gräßliche Kunde dem greisen König; rasch eilte er und Siegfrieds sämtliche Mannen zu Kriemhild: seines Sohnes Leiche umschloß er mit seinen Armen und verwünschte die Fahrt ins Burgundenland, die solches Leid über sein greises Haupt gebracht habe. Sein und Siegfrieds Gefolge, elfhundert tapfere Streiter, schlugen laut jammernd an ihre Waffen und verlangten, des Helden Mord an den Burgunden zu rächen. Mit Mühe hielt Kriemhild sie von dem aussichtslosen Kampf gegen die Übermacht ab; sie bat sie, auf gelegenere Zeit die Rache zu verschieben; jetzt sollten sie ihr helfen, mit königlichen Ehren Siegfried zu bestatten.

Aufgebahrt stand im hohen Münster des Helden Leichnam. Da kam Gunther zu der trauernden Kriemhild. „Weh, liebe Schwester“, sprach er, „daß wir solches Leid mit dir erleben mußten!“ — „Wäre es euch leid, so wäre es nicht geschehen“, antwortete sie. — „Kein Leid geschah dir von meinen Mannen“, log Gunther. — „Wer seine Unschuld beweisen will, der trete her zur Bahre“,* sprach Kriemhild. — Da traten Gunther und seine Mannen herzu; aber kaum war Hagen herangetreten, als das Blut von neuem aus der klaffenden Wunde zu fließen begann. „Räuber haben ihn erschlagen“, sagte Gunther. — „Diese Räuber kenne ich wohl!“ rief Kriemhild aus.

* Trat der Mörder in die Nähe des von ihm Gemordeten, so begannen nach altem Volksglauben die Wunden von neuem zu fließen.

„Gott lasse seine Freunde es einst an ihnen rächen! Gunther und Hagen, ihr seid seine Mörder!“

Reiche Totengaben spendete Kriemhild zu Siegfrieds Angedenken den Armen. Nach drei Tagen wurde der Sarg über des Helden Leiche geschlossen; schon standen die Mannen Siegfrieds bereit, ihn zu Grabe zu tragen, als Kriemhild sie flehentlich bat: „Laßt mir, wenn ihr mir treu seid, die kleine Liebe in meinem Leide geschehen, daß ich sein schönes Haupt noch einmal sehe“. So lange bat sie, bis man den herrlichen, goldverzierten Sarg wieder aufbrach. Da hob sie zum letzten Male mit ihrer zarten, weißen Hand Siegfrieds männlich schönes Haupt und küßte seine bleichen Lippen unter blutigen Tränen. Dann trug man ihn von dannen. Kriemhild sank besinnungslos nieder; in tiefer Ohnmacht lag sie bis zum andern Tage.

Zweites Buch.

Kriemhilds Rache.

Erster Abschnitt.

Kriemhild als Witwe an Gunthers Hofe.

Alsbald nach Siegfrieds Bestattung kehrte der gramgebeugte greise Siegmund dem Burgundenlande, das ihm so verhängnisvoll geworden war, den Rücken und zog nach Niederland zurück; nur Gernot und Giselher gaben dem scheidenden Könige das Geleite aus den Toren von Worms. Kriemhild empfahl ihm ihr verwaistes Söhnlein; sie selbst blieb auf Giselhers Drängen in Worms. Denn Giselher hatte sie darum gebeten und ihr gelobt, treu wolle er ihr in ihrem Leide, an dem er keine Schuld trage, zur Seite stehen; keine Freunde habe sie in den fernen Niederlanden; darum sei es besser für sie, bei ihrer Mutter Ute und ihm zu bleiben. Und Kriemhild hatte sich hierzu entschlossen, obwohl es ihr anfangs dünkte, sie werde vor Leid sterben müssen, wenn sie Hagen sähe; doch sie war ja in Worms dem Grabe ihres lieben Gatten nahe!

Ganz versunken in ihren Harm saß Kriemhild schon das vierte Jahr in Worms; noch hatte sie kein Wort mit Gunther gewechselt seit Siegfrieds Bestattung. Hagen war ihr nicht wieder zu Gesicht gekommen. Da trat er zu Gunther mit den Worten: „Möchtet Ihr doch Eurer Schwester Huld wiedergewinnen! Dann könnte der reiche Nibelungenhort, den Siegfried ihr zur Morgengabe bestimmte, ins Burgundenland geschafft werden: viel Nutzen würden wir davon haben". Willig folgte Gunther seinem Rat. Auf seine Bitte redeten Giselher und Gernot ihrer Schwester zu, sich mit Gunther zu versöhnen. Anfangs wies sie dies Ansinnen mit Widerwillen zurück; doch endlich gab sie den fortwährenden Bitten und Vorstellungen beider Brüder nach. „So bitteres Herzeleid fügte mir der König ohne meine Schuld zu, daß mein Herz ihm nimmer hold werden kann, wenn auch mein Mund ihm Versöhnung gewährt", sagte sie.

Kurze Zeit war seit dieser scheinbaren Aussöhnung Kriemhilds mit Gunther verstrichen, da rieten ihr ihre Brüder, den Nibelungenhort nach Worms zu schaffen. In ihrem Auftrage begaben sich Giselher und Gernot ins Nibelungenland zu dem Zwerg Alberich, den Siegfried zum Hüter des reichen Schatzes bestellt hatte, und schafften alles über die See, den Rhein hinauf nach Worms. Unerschöpflich schien der Goldschatz: zwölf Lastwagen fuhren vier Tage lang von dem Berge zum Gestade hin und her, ehe er in den Schiffen geborgen war. Mit milder Hand spendete Kriemhild, als sie den Schatz empfangen hatte, so freigebig Gaben, daß sie manchen Recken sich zum Freunde machte. Angst ward es da Hagen: er fürchtete Gefahr, wenn sie zu viele Freunde gewänne. Darum riet er Gunther, den Schatz an sich zu reißen: doch der König erklärte, er habe Kriemhild einen Eid geschworen, ihr kein Leid mehr zuzufügen. „So laßt mich die Schuld auf mich nehmen", sagte Hagen. Und abermals willigte Gunther in Hagens falschen Rat: da bemächtigte sich Hagen des Schatzes und nahm die Schlüssel an sich. Nichts vermochte die wehrlose Witwe als bittere Tränen zu vergießen, da Hagen ihr dies neue Leid antat. Heimlich versenkte Hagen im Einverständnis mit Gunther und Gernot den unermeßlichen Nibelungenhort in den Rhein: keinem kündete er die Stelle, an der er ihn versenkt hatte.

Zweiter Abschnitt.

Etzels Werbung um Kriemhild.

Schon im dreizehnten Jahre weilte Kriemhild als Witwe in Worms: nimmer hatte sie Siegfrieds vergessen, keines andern Helden Liebe hatte ihr Herz gerührt. Da ritten eines Tages fünfhundert fremde Recken in den Hof der Königsburg ein: niemand kannte sie. Wieder, wie einst bei Siegfrieds Ankunft, ward Hagen herbeigeholt, der länder- und völkerkundige. „Irre ich mich nicht, so ist es Rüdeger, der kühne Markgraf von Bechelaren*, der die Recken anführt", sagte er. „Lange freilich ist es her, seit ich ihn an Etzels Hofe zuletzt gesehen habe, als ich Geisel bei den Hunnen war in meiner Jugend." — „Wie sollte der an meinen Hof kommen?" sprach Gunther. Hagen eilte Rüdeger entgegen, hieß ihn willkommen und führte ihn zu Gunther, der ihn freundlich empfing. „Mich sendet König Etzel**, der mächtige Herrscher der Hunnen, zu Euch", begann Rüdeger. „Verwaiset steht sein Land durch den Tod der edlen Königin Helche: da hörte er, daß Kriemhild, Eure Schwester, die schönste der Frauen, Witwe sei: darum bittet er Euch, sie ihm zur Gattin zu geben." Sehr ehrenvoll dünkte Gunther des mächtigen Hunnenkönigs Werbung und gern sagte er seine Einwilligung zu, wenn Kriemhild einverstanden sei.

Doch ehe Gunther Kriemhild von Etzels Werbung in Kenntnis setzte, beriet er sich noch mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und mit Hagen, ob es wohlgetan sei, Etzels Werbung anzunehmen. Alle stimmten dafür: wohl sei Kriemhild dies Glück nach so viel Leid zu gönnen. Nur Hagen sagte warnend: „Wenn sie Etzel zum Gemahl nimmt, so wird sie uns allen großes Leid zufügen: manch kühnen Mann gewinnt sie dort zu ihrem Dienste. Selbst wenn sie der Werbung folgen wollte, solltet ihr doch diese Heirat hindern, wollt ihr wohl behütet sein". — Aber Giselher entgegnete: „Nicht sollen wir alle verräterisch an ihr handeln. Froh sollten wir sein, wenn ihr Liebes geschieht".

---

* Pöchlarn an der Donau in Österreich. ** Attila, s. S. 154.

So beschloß man, Kriemhild Etzels Werbung mitzuteilen. Doch sie entgegnete: „Euch sollte Gott verbieten, mit mir Armen euren Spott zu treiben. Was soll ich einem Manne, der je Herzensliebe von gutem Weibe gewann?“ — Erst durch vielfaches Zureden Giselhers und Gernots ließ sie sich bewegen, Rüdeger zu empfangen. Der Held traf sie traurig, Tränen in den Augen, an. Als er Etzels Botschaft ausgerichtet hatte, entgegnete sie: „Edler Rüdeger, wer mein bitteres Herzeleid kennt, der würde mir nicht raten zu neuer Vermählung: habe ich doch den besten Mann verloren, den je eine Frau gewann!“ — „Trost für Herzeleid vermag nur Liebe zu gewähren“, erwiderte Rüdeger. „Wollt Ihr Etzels Gattin werden, so bietet er Euch zwölf Kronen; über das Land von dreißig Fürsten sollt Ihr herrschen; viele schöne Mägde und edle, kühne Recken sollen Eures Dienstes gewärtig sein.“ — Doch nicht vermochte alle seine Beredsamkeit sie zu überreden: nur das erreichte er, daß sie ihm am nächsten Morgen endgültige Antwort zu geben versprach.

Ihre Brüder und Ute, ihre Mutter, stellten ihr darauf vor, daß Etzel der mächtigste König der Welt sei: größere Ehre und größeres Glück könne ihr nicht widerfahren als durch dessen Werbung. Doch sie erwiderte: „Wie ratet ihr mir dazu? Klagen und Weinen ziemte mir besser. Wie sollte ich an solch glänzendem Hofe erscheinen? War ich auch einst schön, längst ist durch den langen Gram meine Schönheit dahin“.

Als Rüdeger am nächsten Tage wiederkehrte, gab sie ihm den Bescheid, sie wolle keinen Mann mehr minnen. Alle seine Beredsamkeit bot er nochmals auf, sie zu anderem Entschlusse zu bewegen: alles war vergebens, bis endlich Rüdeger sagte: „Hättet Ihr im Hunnenlande auch niemand als mich und meine Getreuen, so sollte es, das schwöre ich Euch, doch jeder schwer büßen, der Euch auch nur das geringste Leid zufügte“. Da durchzuckte sie wie ein Blitz der Gedanke an die Rache für Siegfrieds Mord, und wie Rüdegers starker Arm ihr dazu helfen könnte. Hastig sprach sie: „So schwört mir, Rüdeger, daß Ihr, wenn irgend jemand mir Leid zufügt, der Nächste sein wollt, es zu rächen“. Das schwur ihr Rüdeger mit heiligem Eide. Da gelobte Kriemhild, Etzels Weib zu werden.

Alsbald rüstete sie sich, Rüdeger zu folgen: viel Gold und Kleinode verschenkte sie, ehe sie schied. Nur zwölf Schreine voll Goldes

nahm sie mit sich. Sie zu geleiten erbot sich der Markgraf Eckewart, der von Anfang an ihr treue Dienste geleistet hatte, mit hundert Mannen; Treue bis zum Tode gelobte er ihr. Sie selbst führte hundert schöne Mägdlein in reichen Gewändern mit sich. Reichliche Tränen flossen, als sie von ihrer greisen Mutter Ute schied. Weithin gaben der scheidenden Schwester Gunther, Gernot und Giselher das Geleite.

Dritter Abschnitt.

Kriemhilds und Etzels Hochzeit.

Vom Rhein aus zogen Rüdeger und Kriemhild durchs Bayernland zur Donau: in Passau fanden sie herzliche Aufnahme bei Kriemhilds Oheim, dem Bischof Pilgrim. Bis zur Enns war Gotelind, Rüdegers Gemahlin, auf seine Botschaft mit großem Gefolge Kriemhild entgegen gezogen, um sie von da nach Bechelaren zu geleiten, wo ihrer der gastlichste Empfang harrte. Weiter ging die Reise donauabwärts bis nach Tulna im Ostlande; dort sahen sie in der Ferne eine gewaltige Staubwolke aufsteigen: es war Etzel mit einem ungeheuren Gefolge von Fürsten, Rittern und Mannen der verschiedensten Völker, die er seinem Scepter unterworfen hatte: Russen, Griechen, Polen, Walachen, Peschenären (Petschenegen), Goten und Hunnen. Vierundzwanzig Fürsten ritten vor ihm her, um der neuen Herrin ihre Huldigung darzubringen: darunter der kühne Hawart und der starke Iring von Dänemark; Irnfried von Thüringen, ein lobesamer Held; Etzels Bruder Blödelin und hochragend, herrlich vor allen, des Gotenkönigs Dietrich von Bern Heldengestalt. Etzel selbst empfing sie mit hohen Ehren, und weiter zog der ungeheure Troß nach Wien. Hier wurde mit verschwenderischer Pracht ein Hochzeitsfest begangen, so glänzend, wie es noch nie ein Königshof gesehen hatte: mit vollen Händen teilten Etzel und Kriemhild Gold aus unter die Mannen und reiche Gewänder unter die Frauen. Glänzende Ritterspiele und frohe Gelage folgten aufeinander siebenzehn Tage lang. Kostbare Kleinode und Kleider gab Etzel seiner Gattin zum Geschenk. Doch all die glänzende Pracht, all der laute

Festjubel vermochten Kriemhild nicht fröhlich zu stimmen: wie sie am Rheine saß bei ihrem edlen Siegfried, daran gedachte sie, und Tränen traten ihr in die Augen. Mit Mühe verbarg sie ihrem Gemahl und ihrer Umgebung ihre Traurigkeit. Von Wien aus zogen sie weiter ins Hunnenland hinein bis sie in Etzels Burg anlangten. Viele edle Frauen, darunter sieben Königstöchter, fand Kriemhild dort zu ihrem Dienst bereit.

Vierter Abschnitt.

Kriemhild ladet die Burgunden ins Hunnenland ein.

Mit königlicher Würde saß Kriemhild bereits dreizehn Jahre an Etzels Seite auf dem hunnischen Königsthron und laut erscholl ihr Lob in Etzels weiten Landen. Nach sieben Jahren hatte sie Etzel einen Sohn geboren, der Ortlieb getauft wurde. Doch nimmer hatte Kriemhild ihr Herzeleid vergessen: in verschwiegenem Busen trug sie all die langen Jahre seit Siegfrieds Tod, nun schon 26, den heißen Wunsch nach Rache an dem grimmen Hagen, ihrem Todfeind. Endlich hielt sie die Zeit der Rache für gekommen. Sie klagte Etzel, daß noch niemand von ihren hohen Verwandten ins Hunnenland gekommen sei in all den langen Jahren; die Leute müßten sie für heimatlos und verbannt halten; wenig zieme das seiner Gattin. Arglos erklärte sich Etzel sofort mit Freuden bereit, die Burgundenkönige ins Hunnenland zu einem großen Feste einzuladen. Des Königs Spielleute Swemmelin und Werbelin mit stattlichem Gefolge wurden nach Worms entsandt, um den Burgunden die Einladung Etzels zum nächsten Sonnwendfeste* zu überbringen. Heimlich befahl ihnen Kriemhild, ja dafür zu sorgen, daß Hagen von Tronje nicht im Burgundenland zurückbliebe. „Denn", setzte sie arglistig hinzu, „ihm allein sind die Wege ins Hunnenland von seiner Jugend her bekannt: kein anderer vermöchte meine Brüder sicher hierher zu bringen."

Ehrenvollen Empfang fanden Etzels Boten an Gunthers Hofe. „Wie gehabt sich Etzel und Kriemhild, meine Schwester?" fragte sie

* S. S. 96.

Gunther. — „Nie lebten Könige fröhlicher als sie", antworteten die Boten. Dann richteten sie ihren Auftrag aus. Nach sieben Tagen versprach Gunther ihnen Bescheid zu sagen. Alsbald ging er mit seinen Getreuen zu Rate, ob sie der Einladung folgen sollten. Hagen widerriet den Königen die Fahrt: „Bedenkt ihr nicht, was wir Kriemhild antaten? Ich habe mit meiner Hand ihren Gatten Siegfried erschlagen. Wie dürften wir es wagen, in Etzels Land zu reiten?" — „Meine Schwester", entgegnete Gunther, „hat sich mit uns versöhnt und ihres Zornes vergessen, ehe sie von hier schied; nur dir allein, Hagen, ist sie vielleicht noch feind." — „Laßt euch nicht durch die freundlichen Worte der Boten betrügen", versetzte Hagen. „Wollt ihr Kriemhild wiedersehen, so kostet es euch Leib und Ehre: gar lange Rachsucht hegt Etzels, des mächtigen Königs, Weib." — Da warf Gernot ein: „Fürchtet Ihr, Hagen, für Euch schuldbewußt den Tod im Hunnenlande, so wäre es doch feige von uns, daß wir deshalb darauf verzichten sollten, unsere Schwester zu besuchen". — Und Giselher fügte hinzu: „Wißt Ihr Euch schuldig, Freund Hagen, so bleibt hier und hütet Euch wohl, aber laßt die, welche den Mut dazu haben, mit uns zu den Hunnen fahren". — Zornig rief Hagen: „Keinen könnt ihr mit euch führen, der mehr Mut hätte zu der Fahrt ins Hunnenland als ich. Das könnt ihr erproben, wenn ihr euch nicht warnen lassen wollt". — Auch Rumolt und Ortwin und manche andere pflichteten Hagens Meinung bei. Doch Gunther und seine Brüder blieben dabei, Kriemhilds Einladung zu folgen. „Wenn ihr keinen guten Rat hören und doch hinziehen wollt", erklärte da Hagen, „so zieht wenigstens wohlgerüstet zu den Hunnen. Aus allen euren Mannen will ich tausend der tapfersten Ritter auswählen: dann kann uns Kriemhilds Arglist wenig schaden." — Der Rat gefiel dem Könige. Bis die Recken versammelt und reisefertig wären, riet Hagen, die Boten Etzels hinzuhalten, damit Kriemhild, falls sie einen Anschlag auf das Leben der Burgunden im Schilde führe, keine Zeit behalte, ihre Vorbereitungen zu treffen.

So entließ Gunther die Gesandten erst, als alle seine Recken marschbereit waren, und hieß sie Etzel und Kriemhild melden, daß er mit stattlichem Gefolge von Rittern und Knechten zum Sonnwendfeste in der Etzelnburg sich einstellen werde. Reiche Botengabe spendete

Kriemhild den beiden Spielleuten, als sie das vernahm. „Wer von meinen Verwandten kommt mit Gunther? Was redete Hagen, als er die Botschaft vernommen?“ fragte sie. — „Hagen redete keine gütlichen Sprüche, als die Könige die Fahrt geloben wollten; nichts war ihm leider. Eure drei Brüder kommen mit Hagen und vielen andern Helden. Wer diese sind, ist uns nicht kund: doch ist Volker, der kühne Spielmann, darunter.“ — „Den kann ich leicht entbehren“, versetzte Kriemhild. „Viel lieber ist's mir, daß Hagen kommt.“ Dann ging sie zu König Etzel. „Wie gefällt Euch die Botschaft, mein lieber Herr?“ fragte sie. „Was stets mein Herz begehrte, das wird nun vollendet werden.“ — „Dein Wille ist meine Freude“, entgegnete Etzel. „Nie habe ich mich über Besuch meiner Verwandten so gefreut, wie auf den der deinigen.“

Fünfter Abschnitt.

Der Burgunden Fahrt ins Hunnenland.

Tausend und sechzig Ritter und neuntausend Knechte standen fertig zum Ausmarsch in der Königsstadt Worms. Gunther und seine Brüder verabschiedeten sich von ihrer greisen Mutter Ute; doch die Greisin beschwor sie zu bleiben; schwere Träume hätten ihr Unglück gekündet: alles Gevögel im Lande habe sie tot auf dem Felde liegen sehen. Fast hätte Hagen die Reise noch einmal widerraten, wenn nicht Gernot ihm höhnend zugerufen hätte, er denke an Siegfrieds Mord und fürchte sich deshalb in das Hunnenland zu reiten. „Keine Furcht kenne ich“, entgegnete trotzig Hagen: „wollt ihr die Reise wagen, so reite ich gerne mit euch in Etzels Land.“ — Lautes Weinen der Weiber und Kinder erhob sich, als die Recken schieden. Ihren jungen Sohn auf den Armen, trat Brunhild zu Gunther und sagte: „Wollt Ihr Euer Knäblein zur Waise machen? Bleibet um meinet- und seinetwillen, ich flehe Euch!“ — Doch Gunther tröstete sie: „Weinet nicht, Herrin! Hochgemut, ohne Angst sollt Ihr unserer Rückkehr in der Heimat warten: bald kehren wir freudig und gesund wieder“.

Hagen führte den Zug den Main hinauf durch Ostfranken zur Donau. Nicht Furt noch Fähre fanden sie an dem gewaltigen Strome: ratlos standen die Recken am Ufer. Da ging Hagen allein den Strand entlang, nach einem Fergen zu spähen. Bald hörte er in einem Borne Wasser rauschen: sachte trat er herzu und fand weise Wasserfrauen*, die ihren schönen Leib badeten. Als sie Hagen sahen, wollten sie fliehen: doch schnell nahm er ihnen ihre Gewänder fort. Da sprach die eine, Hadeburg mit Namen, zu ihm: „Gebt uns, edler Hagen, unsere Gewänder zurück, so wollen wir Euch künden, wie es euch Burgunden mit eurer Reise ins Hunnenland ergehen wird". — Wie Vögel schwebten sie vor ihm auf der Flut. „Wohl mögt ihr in Etzels Land reiten", sprach die eine. „Nie fuhren Helden in fremde Reiche zu so großen Ehren." — Diese Worte freuten Hagen sehr und er gab beiden die Gewänder zurück. Sobald sie dieselben angelegt hatten, sprach die andere, namens Winelind: „Warnen will ich dich, Hagen: meine Muhme belog dich den Gewändern zuliebe. Kehret um, noch ist es Zeit: wer von euch in Etzels Land kommt, ist dem Tode verfallen". — Hagen erwiderte: „Umsonst sucht ihr mich zu betrügen. Wie sollte es geschehen, daß wir alle durch jemandes Haß bei dem Feste erschlagen würden?" — „Merket auf, Hagen", sagte sie weiter, „was ich Euch künde. Keiner von euch kommt gesund in Gunthers Land zurück als des Königs Kaplan." — Da sprach in grimmem Mute der trotzig kühne Hagen: „Hart wäre es, meinem Herrn zu sagen, daß wir alle im Hunnenlande unser Leben verlieren müssen. Weiset mir, wie wir über den Strom kommen". — Sie antwortete: „Da Ihr von der Fahrt nicht abstehen wollt, so gehet am Flusse hin, bis Ihr jenseits eines Fergen Haus seht. Der ist ein grimmiger Recke: bescheiden müßt Ihr mit ihm verfahren; will er Euch nicht übersetzen, so rufet, Ihr seiet Amalrich: das ist seines Bruders Name, der vor seinen Feinden aus diesem Lande fliehen mußte. Dann kommt er gewiß herüber". Dankend neigte der übermütige Held sich vor den Frauen.

Dann schritt Hagen den Strand entlang, bis er des Fergen Haus am andern Ufer sah. Laut rief er: „Hol' über! Hol' über!" Doch

* S. S. 119 und 122.

der Ferge wollte nicht hören. Da schrie er mit gewaltiger Stimme: „Hole mich, den Amalrich, über, der aus diesen Landen fliehen mußte!“, hielt hoch auf der Spitze seines Schwertes eine goldene Spange und bot sie ihm als Lohn. Hurtig ergriff der Ferge das Ruder und kam in seiner Fähre über den Strom. Doch als er Hagens Gestalt und Züge erkannte, schalt er zornig: „Wohl mögt auch Ihr Amalrich heißen: doch seid Ihr nicht der, den ich meine, mein Bruder. Darum bleibet, wo Ihr seid“. — „Ich bin ein fremder Recke“, sprach Hagen und sprang zu ihm in die Fähre. „Fahret mich hinüber und meine Mannen, so sollt Ihr reichen Lohn haben.“ — „Das kann nimmer geschehen“, versetzte jener. „Meine Herren haben Feinde: deshalb darf ich keine Fremden in ihr Land führen. Ist dir dein Leben lieb, so tritt schleunigst ans Ufer.“ Und als Hagen der Weisung nicht folgte, schlug er mit seiner Ruderstange ihn über das Haupt, daß das Ruder zerbrach und Hagen niederfiel. Wütend sprang der Held auf und schlug mit wuchtigem Schwerthieb dem Fergen das Haupt ab: dann warf er Haupt und Leib in den Strom und brachte mit großer Mühe die Fähre, die während des Kampfes stromabwärts zu treiben begonnen hatte, ans Land. Schnell eilte er zu Gunther zurück und führte die Burgunden zu der Fähre.

Zu seiner Verwunderung bemerkte der König keinen Fergen bei der Fähre, wohl aber in derselben eine große Blutlache. „Wo ist der Ferge hin?“ fragte er Hagen. „Mir scheint, deine starke Hand hat ihm das Leben genommen.“ — „Ich fand das Schiff an einer wilden Weide festgebunden“, log Hagen. „Keinen Fergen sah ich; niemand ist Leid durch mich hier geschehen.“ — Darauf setzte Hagen, einst der beste Ferge am Rhein, alle Ritter und Knechte über. Unter den Letzten, die er übersetzte, befand sich des Königs Kaplan: da dachte Hagen an die Worte der Wasserfrauen. Um ihre Weisfagung zu Schanden zu machen, ergriff er den Priester und warf ihn in die Flut. „Weh!“ schrieen die Mannen auf. — „Was tat Euch der arme Priester zuleide?“ rief Gernot. „Täte das ein anderer, schwer sollte er es büßen!“ — Der Kaplan rief um Hilfe und griff mit den Händen nach der Fähre: doch Hagen stieß ihn zum Grunde nieder. Aber er tauchte wieder auf und wandte sich dem Ufer zu, von dem

sie abgestoßen waren: ihm half Gottes Hand, daß er glücklich wieder ans Land kam. Da stand er und schüttelte sein triefendes Gewand. Als Hagen das sah, dachte er: „Nun müssen wahrlich alle diese Helden ihr Leben verlieren". In Stücke schlug er das Schiff und stieß die Trümmer in die Flut. „Warum tust du das, Bruder?" fragte ihn Dankwart. „Wie sollen wir auf der Rückfahrt über den Strom kommen?" — „Ich tue es, damit nicht etwa ein Feigling unter uns auf Flucht sinnt", entgegnete Hagen verschlossen.

Weiter ging der Zug durchs Bayernland. Der wegekundige Volker führte hier das Heer; Hagen mit Dankwart deckte die Nachhut: er fürchtete, daß Gelpfrat und Else, die Markgrafen von Bayern, des Fergen Tod rächen würden. Bald hörten sie Hufschlag hinter sich: heran brausten auf schnellen Rossen die kühnen Bayernfürsten mit vielen tapfern Reitern. Gelpfrat erfuhr auf seine Frage von Hagen, daß er den Fergen erschlagen habe, und rannte wütend auf ihn ein. Mit wuchtigem Stoße warf er Hagen vom Roß: zu Fuß kämpften sie weiter. Hagen geriet in solche Not, daß er Dankwart zu Hilfe rufen mußte: der streckte durch einen Schwerthieb den Markgrafen tot nieder. Auch Else ward verwundet, und mit großem Verluste stoben die Bayern flüchtig von dannen.

Über Passau, wo ihr Oheim, Bischof Pilgrim, sie aufs beste empfing, ritten die Burgundenkönige weiter in Rüdegers Land. Freudig eilte ihnen der treuherzige Markgraf von Bechelaren entgegen und hieß sie in seinem Lande willkommen. Am Tore von Bechelaren harrten ihrer die Markgräfin Gotelind und Dietlind, ihre lieblich erblühende Tochter, mit ihrem Gefolge von reichgeschmückten Frauen: wie es Brauch war, küßten sie zum Willkomm die drei Könige und ihre edelsten Mannen, Hagen, Dankwart und Volker. Als jung Dietlind den finstern, furchtbaren Hagen sah, trat sie zusammenschauernd, bleich vor Grauen, zurück: doch auf ihres Vaters Geheiß mußte sie auch ihm die Wange zum Kusse bieten. So herzlich war der Empfang, den die Burgunden zu Bechelaren fanden, daß sie treue Freundschaft mit Rüdeger schlossen. Dietlind ward mit Giselher, dem jüngsten der königlichen Brüder, verlobt. Land und Burgen gelobte ihr Gunther daheim im Burgundenlande zu schenken: Rüdeger versprach ihr Gold und Silber zur Mitgift, soviel zweihundert Rosse tragen könnten.

Auf der Rückfahrt der Burgunden von Etzels Hofe sollte die Hochzeit gefeiert werden.

Nach vier festlichen Tagen schieden die Burgunden von Rüdegers gastlichem Hofe: reiche Gastgeschenke gab er allen, darunter Gunther eine kostbare Rüstung, Gernot ein gutes Schwert, Hagen auf dessen Bitten einen starken, seeblauen Schild: den hatte Markgraf Nudung, Gotelinds Bruder, einst im Kampfe gegen Wittich getragen.* Rüdeger selbst gab mit fünfhundert Recken seinen Gästen das Geleite bis an Etzels Hof. Boten wurden vorausgesandt, um Etzel und Kriemhild ihre Ankunft zu melden.

Sechster Abschnitt.

Der Burgunden Empfang an Etzels Hofe.

Zuerst von Etzels Recken hörte der alte Hildebrand, Dietrichs von Bern, des Gotenkönigs, Waffenmeister, die Kunde von der Ankunft der Burgunden. Er benachrichtigte Dietrich: rasch saß Dietrich mit seinen Mannen auf, um den Burgunden entgegen zu reiten. Hagen erblickte sie von fern. „Springt von den Sätteln, ihr Recken!“ rief er. „Dort kommt eine Heldenschar, die mir wohlbekannt ist, die kühnen Recken aus der Amelungen** Land; Dietrich von Bern, der hochgemute Held, selbst führt sie. Ihnen sollt ihr würdigen Gruß bieten.“ Auch Dietrich mit den Seinen stieg von den Rossen: lieb und leid zugleich war es ihm, Gunther und Hagen hier zu sehen: denn wohl kannte er Kriemhilds Kummer um Siegfried. „Seid willkommen, Herr Gunther, Gernot und Giselher, Hagen und Dankwart, mit euch auch Volker und alle eure Mannen! Siegfrieds Tod beweint meine Herrin Kriemhild noch immer in großem Harm!“ rief Dietrich ihnen entgegen. — „Laßt sie weinen!“ rief Hagen. „So bald steht Siegfried nicht wieder auf durch ihre Tränen; schon manches Jahr

---

* S. 4. Teil, 2. Buch, 4. Abschn.

** Die Amaler sind das erlauchte Königsgeschlecht der Ostgoten: der Name Amelungen aber wird in der Sage nicht nur für Dietrich und sein Geschlecht, sondern auch für seine Mannen und sein ganzes Volk gebraucht.

liegt er tot. Ihren Hunnenkönig, den sie zum Gatten genommen, den sollte sie nun lieben." — „Reden wir nicht weiter davon, wie Siegfried zu Tode gekommen ist", sprach ernst verweisend der edle Gotenkönig. „Bleibt Frau Kriemhild am Leben, so wird euch noch großes Leid geschehen. Darum seid auf eurer Hut. Alle Morgen weint und klagt gar jämmerlich noch immer Etzels Gattin dem großen Gott im Himmel des starken Siegfried Tod." — „Unabwendbar ist doch einmal, was das Geschick uns bestimmt hat", sagte Volker. „Laßt uns zu Hofe reiten und sehen, was uns geschieht."

So ritten die Burgunden in Etzels Burg ein, geleitet von Dietrich und den Amelungen. In hellen Haufen strömten die Hunnen zusammen, um die hohen Heldengestalten der fremden Ritter anzustaunen. Ganz besonders hafteten aller Augen mit Staunen und Grausen auf Hagen: schon hatten sie viel von seiner grimmen Tapferkeit vernommen, auch daß er Kriemhilds ersten Gemahl, den gewaltigen Siegfried, erschlagen habe: nun sahen sie ihn einherreiten, schlanken Wuchses, mit breiter Brust, grauem Haar, mit seinem einen Auge — das andere hatte er einst im Kampfe mit Walter von Aquitanien verloren* — in finsterem Trotze die Menge musternd, hoch erhobenen Hauptes, mit grimmigen Mienen, am Schwertknauf die Hand.

Kriemhild mit ihrem Gesinde kam den Nibelungen** entgegen; frostigen Gruß und Willkomm bot sie ihnen: nur ihren Bruder Giselher, der ganz ohne Schuld an Siegfrieds Morde war und ihr stets treue Bruderliebe bewiesen hatte, küßte sie und nahm ihn bei der Hand. Als das Hagen sah, band er den Helm fester. „Der Gruß gibt uns viel zu bedenken", sprach er. „Keine gute Reise ist es zu diesem Feste." — „Willkommen mögt Ihr", wandte sich Kriemhild zu Hagen, „denen sein, die Euch gerne hier sehen: ich biete Euch keinen Gruß. Kündet mir, was Ihr mir von Worms mitgebracht habt, um mir willkommen zu sein." — „Nicht war es mir kund, daß Ihr Gabe begehrtet von Euren Gästen. Auch hatte ich schwer genug zu tragen vom Rheine zum Hunnenlande an Panzer, Helm, Schild und Schwert",

* S. 3. Teil, 4. Abschn.

** So heißen die Burgunden, seit der Nibelungenhort in ihr Land geschafft ist: s. S. 180 Anm.

entgegnete Hagen höhnend. — „Wo habt Ihr den Nibelungenhort, den Ihr mir geraubt habt?“ fragte Kriemhild. „Den hättet Ihr mir mitführen sollen in Etzels Land.“ — „Versenkt habe ich ihn in den Rhein auf meiner Herren Geheiß“, versetzte er trotzig. „Da soll er liegen bis zum jüngsten Tage.“

Die Helden schickten sich an, in Etzels prächtigen, großen Saal zu treten: ihrem Gesinde hatte Kriemhild arglistig weit von den Rittern Herberge angewiesen. Da forderte Kriemhild die Recken auf, ihre Waffen abzugeben; sie wolle sie aufbewahren; niemand solle hier Waffen tragen. „Nie geschieht das“, sagte höhnend Hagen. „Nicht begehre ich der Ehre, edle Fürstin, daß Ihr meinen Schild und meine anderen Waffen zur Herberge tragen solltet: seid Ihr doch Königin! Solche Sitte lehrte mich mein Vater nicht: weit lieber bin ich selbst mein Kämmerer.“ — Da weigerten sich auch die übrigen Burgunden, ihre Waffen abzugeben. „Weh mir!“ rief Kriemhild, „warum will Gunther, mein Bruder, und Hagen Schild und Schwert nicht ablegen? Sie sind gewarnt worden: wüßte ich, wer das getan hätte, es kostete ihm das Leben.“ — Da sprach zornig der edle Dietrich: „Ich bin es, der die edlen Fürsten gewarnt hat. Wenig fürcht' ich deine Rache“. Beschämt entfernte sich Kriemhild; einen Blick voll heißen Hasses warf sie auf ihren Todfeind Hagen.

Hand in Hand standen Dietrich und Hagen beisammen. So sah sie Etzel: alsbald fragte er, welch gewaltiger Recke das sei, der bei Dietrich stehe; man sagte ihm, es sei Hagen. „Wohl kannte ich ihn vor langen Jahren“, sagte der König. „Als Geisel wuchs er an meinem Hofe mit Walter von Aquitanien auf; ich schlug ihn zum Ritter und gab ihm reiche Geschenke. Später entsandte ich ihn* in die Heimat: Walter und Hildegunde entflohen.“

---

* Nach dem Waltariliede entflieht Hagen (s. 3. Teil, 1. Abschn.) nächtlicherweile.

Siebenter Abschnitt.

Hagen und Volker vor Kriemhilds Saal.

Als Dietrich Hagen verlassen hatte, rief letzterer Volker zu sich heran und setzte sich mit ihm auf eine Bank nieder. Dieser gegenüber befand sich Kriemhilds Saal: sie stand am Fenster und sah den Mörder ihres Gatten gerade vor ihren Augen sitzen. Da begann sie laut zu weinen, des bitteren Leides gedenkend, das er ihr angetan hatte. Als Etzels Mannen die hehre Königin weinen sahen, fragten sie, wer ihren hohen Sinn betrübt hätte; sei der Mann auch noch so kühn, sie wollten es an ihm rächen. „Hagen tat es, ihr wackeren Helden", antwortete Kriemhild. „Wer an ihm mein Leid rächte und ihn erschlüge, dem wollte ich alles geben, was er begehrte." Alsbald scharten sich sechzig kühne Hunnenrecken der Königin zuliebe zusammen, um Hagen zu erschlagen. Doch Kriemhild sprach: „Zu gering ist euer Häuflein, um den Kampf mit Hagen und Volker zu bestehen: wohl würden es die beiden kühnen Helden mit euch allen aufnehmen". — Da traten noch mehr hinzu: bis auf dreihundert wuchs ihre Schar an. „Ich will mit euch zu Hagen gehen und ihn zur Rede stellen", sagte die Königin. „Aus seinem eigenen Munde sollt ihr hören, was er mir angetan hat. Ich weiß, er ist so kühn, daß er es nicht leugnet. Dann geschehe ihm durch eure Hand, was er schon längst verdient hat." So schritt sie, von der Schar der Hunnenhelden gefolgt, auf ihren Todfeind zu.

Volker machte Hagen darauf aufmerksam, daß die Königin mit einer großen Schar gewappneter Ritter herannahe. Zornmutig entgegnete er: „Wohl weiß ich, daß das alles mir gilt. Nun sagt mir, Freund Volker, ob Ihr mir zur Seite stehen wollt, wenn Kriemhilds Mannen mich anfallen?" — „Des seid versichert, Hagen", versetzte Volker. „Und sähe ich Etzel mit allen seinen unzähligen Recken uns zum Kampfe entgegenschreiten, nicht einen Fuß breit wollte ich, solange Leben in mir ist, von Euch weichen." — „Das lohne Euch Gott vom Himmel, edler Volker", sagte freudig Hagen. „Was bedarf ich noch mehr, seit Eure Hilfe mir sicher ist? Jetzt sollen jene Krieger dort einen gefährlichen Gang gehen." — „Laßt uns aufstehen", sprach

Volker, als Kriemhild näher kam. „Sie ist eine Königin; es ziemt uns, sie ehrerbietig zu empfangen.“ — „Niemals stehe ich auf von meinem Sitze: sonst könnten ja die Recken glauben, ich hätte Furcht vor ihnen“, entgegnete trotzig Hagen. Und um die Königin noch mehr zu kränken und von neuem die Erinnerung an all ihr bitteres Herzeleid in ihr wachzurufen, zog er Siegfrieds Schwert Balmung aus der Scheide und legte es in grausigem Hohne quer über seine Kniee. Auch Volker legte sein blankes Schwert neben sich. So ließen die trotzigen Recken die Königin herantreten, ohne aufzustehen und ihr einen Gruß zu bieten.

Heiße Tränen entquollen Kriemhilds Augen, als sie das Schwert ihres edlen Siegfried an dem grünen Jaspis, der am Schwertknauf funkelte, erkannte. „Nun sagt mir, Hagen“, begann sie, „wer hat nach Euch gesandt, daß Ihr es wagtet, in dies Land zu reiten, trotz all des großen Leides, das Ihr mir angetan habt?“ — „Nach mir sandte niemand“, erwiderte er. „Meine Könige lud man zu Gaste; ich bin ihr Dienstmann: wohin sie ziehen, dahin folge ich.“ — „Warum erschlugt Ihr mir Siegfried, meinen lieben Mann?“ fuhr sie fort. „Bis an mein Ende muß ich über seinen Tod klagen und weinen.“ — „Was soll noch mehr der Rede?“ antwortete er in grimmem Trotze. „Ja, ich bin es, der Siegfried erschlagen hat. Schwer mußte er es entgelten, daß Frau Kriemhild einst die schöne Brunhild schalt. Großes Leid habe ich Euch zugefügt: das leugne ich nicht. Nun räche es, wer da will, sei es Weib oder Mann.“ — „Ihr hört es aus seinem eigenen Munde, was er mir angetan hat!“ rief Kriemhild den Hunnenrecken zu. „Auf, rächt an ihm eure Königin!“ Doch keiner der Hunnen wagte es, das Schwert gegen Hagen und Volker zu erheben: zaghaft sahen sie bald die furchtbaren Feinde, bald einander an und wandten sich dann zu Kriemhilds größtem Leid rückwärts.

Schnell begaben sich Volker und Hagen zu Gunther und forderten ihn auf, zu Etzel selbst zu gehen, um zu sehen, wie er gegen seine Gäste gesinnt sei. Von Dietrich von Bern, Irnfried, Iring und Hawart und vielen anderen edlen Rittern geleitet, traten Gunther und seine Mannen in Etzels Palast ein. Noch wußte Etzel nichts von seines Weibes Racheplänen. Freudig sprang er von seinem Throne

M78J

auf, hieß herzlich die Könige und ihre Mannen in seinem und seiner Gattin Namen im Hunnenlande willkommen und geleitete sie zu den Sitzen, die man für sie bereitet hatte. In goldenen Schalen ließ er ihnen den Willkommtrunk reichen. Reiches Gastmahl und fröhliches Gelage vereinte Wirt und Gäste, die Hunnen- und Burgundenhelden, an diesem Abend.

Achter Abschnitt.

Hagen und Volker bewachen der Burgunden Schlaf.

Von allen Seiten drängten auf Kriemhilds Geheiß die Hunnenrecken, als die wegemüden Burgunden ihren Schlafsaal aufsuchten, um sie her, so daß Volker und Hagen ihnen drohten, wenn sie nicht freie Bahn ließen, so würden sie dreinschlagen. Ein weiter Saal war den Königen und ihren Rittern eingeräumt: doch alle Pracht, die sie umgab, vermochte nicht ihre bangen Sorgen zu verscheuchen. „Weh über diese Nachtruhe!“ rief traurig der junge Giselher, „und weh über alle meine Freunde, die mit mir hierher gekommen sind! So freundlich auch mich meine Schwester begrüßte, ich fürchte, daß wir bald durch ihre Schuld tot daliegen werden.“ — „Laßt eure Sorgen“, sprach Hagen. „Ich will heute nacht selbst über euch alle wachen; treu sollt ihr behütet sein.“ — Mit ihm erbot sich Volker, der ritterliche Fiedler, zu wachen: seiner Saiten süße Töne ließen manchen der sorgenden Mannen in sanften Schlaf sinken.

Wohl war es not, daß Hagen und Volker wachten. Denn Kriemhild entsandte in der Nacht ihre Recken mit der Mahnung, den grimmen Hagen zu töten, die anderen leben zu lassen. Geräuschlos nahten sie im Dunkel der Nacht dem Saale. Da sah Volkers scharfes Auge einen Helm durch die Finsternis blinken: alsbald machte er Hagen auf die nahenden Feinde aufmerksam. „Still!“ sagte Hagen kampfesmutig. „Laßt sie herankommen: dann soll mancher Helm von meinem Schwerte verhauen werden; übel wollen wir sie ihrer Herrin heimsenden.“ — Doch kaum gewahrten die Hunnen Hagen und Volker vor dem Saale in glänzender Rüstung, als sie kehrt

machten. „Wohin so eilig, ihr Mannen Kriemhilds? Wollt ihr auf Raub ausziehen, so will ich und mein Geselle euch helfen", rief Hagen ihnen höhnend nach. Und als ihm keine Antwort ward, rief er: „Pfui, ihr heimtückischen Feiglinge! Wolltet ihr uns im Schlafe ermorden? Nie ward solcher Frevel an so edlen Helden geübt."

Neunter Abschnitt.

Kriemhild gewinnt Blödelin, die Burgunden anzugreifen.

Am folgenden Tage fanden glänzende Ritterspiele statt: viele tausend Hunnenrecken in hell leuchtenden Rüstungen maßen sich mit den Burgunden in ritterlichem Turniere. Fast endete das Spiel mit blutigem Ernst. In übermütiger Kampflust durchstach Volker einen edlen Hunnen, der in besonders reichem Waffenschmuck herausfordernd einherritt, mit scharfem Speer. Laut riefen da die Hunnen nach Schwert und Schild; von der anderen Seite eilten die Burgunden, Hagen voran, an Volkers Seite, um ihm beizustehen. Kaum gelang es Etzel, seine rachgierigen Mannen vom Angriff auf Volker zurückzuhalten. „Nicht böswillig erstach er den Recken", rief er seinen Mannen zu, „sein Roß strauchelte, ich sah es mit eigenen Augen. Laßt meine Gäste in Frieden! Hangen soll jeder, der Hand an Volker legt."

Noch während des Morgens versuchte Kriemhild den gewaltigen Dietrich von Bern zum Kampfe gegen Hagen zu bewegen: sie bot ihm reichen Lohn, wenn er ihn erschlüge; nur Hagen, keinem der anderen, sollte Leids geschehen; sie stellte ihm vor, wie furchtbares Leid ihr Hagen angetan habe durch Siegfrieds Mord. Doch vergebens: Dietrich wie sein Waffenmeister, der alte, in Kämpfen ergraute Hildebrand, weigerten sich, gegen ihres Königs Gäste zu kämpfen. „Wenig ehrt dich diese Bitte, edle Fürstin", antwortete Dietrich. „Auf Treu' und Glauben sind deine Verwandten in dies Land geritten. Mir hat keiner von ihnen ein Leid getan. Siegfried bleibt ungerächt durch Dietrichs Hand."

Da ruft Kriemhild Blödelin, Etzels Bruder, zu sich und gewinnt ihn durch das Versprechen, ihm die Markgrafschaft und die schöne Witwe Nudungs* zu verschaffen, zu dem Wagnis, die Burgunden anzugreifen. Blödelin wappnet sich mit tausend Rittern, um Dankwart, der als Marschall mit den reisigen Knechten der Burgunden fern von dem Königssaale Etzels zu Tische saß, zu überfallen.

Zehnter Abschnitt.

Der Ausbruch des Kampfes.

Ohne Ahnung von dem Unheil, das über ihn und seine Gäste hereinzubrechen drohte durch seines Weibes unauslöschliche Rachsucht, schritt Etzel mit der reich geschmückten Kriemhild zur festlichen Tafel. Gunther und seinen Brüdern wurden die Ehrensitze eingeräumt. Den jungen Ortlieb, Etzels und Kriemhilds Sohn, brachte man in den Saal an der Könige Tisch. „Sehet hier, meine Freunde", sprach Etzel, „das ist mein und eurer Schwester einziger Sohn. Artet er auf euch, so wird er ein kühner Held. Dreißig Lande lasse ich ihm zum Erbe. Ich bitte euch, wenn ihr zurückreitet in euer Land, ihn mit euch zu nehmen und an eurem Hofe in aller ritterlichen Zucht aufzuziehen, bis er zum Manne erwächst. Dann hilft er euch rächen, was irgend jemand euch antut." Da versetzte Hagen in grausigem Hohn: „Nicht sieht der junge König aus, als ob ihm noch viele Lebenstage beschieden wären. Nimmer wird man mich zu König Ortliebs Hofe gehen sehen." Starr war Etzel und alle, die es anhörten, bei dieser frechen Hohnrede des Entsetzlichen. Doch ehe sie sich noch recht besannen, wie solcher Ungebühr zu begegnen sei, da brach über aller Haupt der Sturm los, den Kriemhild entfesselt hatte.

Schwerter hörte man plötzlich in heißem Streite draußen vor der Tür aufeinanderschlagen: wie ein wilder Eber durch die kläffende Meute der Hunde, so brach Dankwart durch die Hunnen, Schritt

---

* S. S. 242 und 4. Teil, 2. Buch, 4. Abschn.

für Schritt sich Bahn mähend, und sprang die Stiege empor zur Saaltür. Blutüberströmt war seine ganze Rüstung, von Blut troff sein breites Schwert: so stand er da und rief laut schallend in die festliche Tafelrunde hinein: „Allzulange sitzt Ihr, Bruder Hagen! Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Not: all unsere neuntausend Knechte liegen erschlagen in der Herberge". — „Wer hat das getan?" schrie Hagen, wild vom Sitze auffahrend. — „Das tat auf Kriemhilds Geheiß Blödelin mit seinen Mannen. Wenig Nutzen hatte er selbst davon: ihm zuerst schlug ich das Haupt ab. Da drangen seine tausend Mannen auf uns wütend ein, um ihres Herrn Tod zu rächen: doch wenn auch gar viele unserer Knechte unbewehrt waren, so schlugen wir sie doch so, daß sie uns die Hälfte ihrer Leute tot auf dem Platze ließen. Als das die anderen Hunnen sahen und hörten, kam ihrer eine solche Menge gegen uns herangestürmt, daß sie alle Knechte und die zwölf Ritter, die bei mir waren, erschlugen. Ich allein habe mich durchgekämpft, um euch die Kunde zu bringen." — „Bist du verwundet, Bruder?" rief Hagen. „Deine ganze Rüstung ist von Blut so rot." — „Von anderer Männer Wunden ward mein Gewand so rot; wie viele ich erschlagen habe, weiß ich selber nicht; doch ich bin unverletzt", antwortete Dankwart. — „Hüte die Tür, Bruder!" rief ihm Hagen zu, „und laß keinen Hunnen heraus. Rächen wollen wir unserer Mannen unverdienten Tod."

Dankwart tat also. Hagen aber riß in furchtbarem Zorn das Schwert aus der Scheide und rief: „Lange schon hörte ich sagen, daß Kriemhild ihr Herzeleid nicht verwinden könne: nun trinken wir die Minne* und spenden des Königs Wein: der junge Hunnenkönig muß hier der erste sein!" Und blitzschnell sauste sein Schwert auf des jungen Ortlieb Nacken hernieder, so daß dessen Haupt Kriemhild in den Schoß flog. Ein zweiter Streich, und Ortliebs Erzieher sank tot unter den Tisch; ein dritter schlug dem Spielmann Werbelin, Etzels Boten an die Burgunden, die Hand ab, mit der er den Fiedelbogen führte. „Das nimm zum Lohne für deine Botschaft

* Bei festlichen Gelagen weihte man den Göttern oder dem Andenken Verstorbener einen Becher: das hieß „Minne trinken". Hier also ruft Hagen mit grausigem Hohne, zu Siegfrieds Gedächtnis solle Ortliebs Blut dargebracht werden.

ins Burgundenland!“ schrie Hagen ihm zu. Wütend sprang jetzt Volker dem Freunde zur Seite und beide begannen ein grimmiges Morden unter Etzels Mannen.

Das alles war das Werk eines Augenblickes; zwar versuchten Gunther, Gernot und Giselher noch den Kampf zu verhindern, aber vergeblich: da fielen auch sie und ihre Mannen mit ihren Schwertern über die Hunnen her und richteten ein furchtbares Blutbad im Saale an. Wo kurz zuvor noch fröhlich die Becher erklangen, da erscholl jetzt zorniger Streitruf und lauter Schwerterschlag. Tapfer wehrten sich die Hunnen. Als die draußenstehenden Mannen Etzels das Kampfgetöse im Saale vernahmen, sprangen sie die Stiege hinan, um ihren Freunden drinnen beizustehen: doch mit blutigen Köpfen trieb Dankwart sie zurück. Aber immer mehr stürmten gegen ihn heran und zum zweiten Male an diesem Tage geriet der Held in große Not. Da bemerkte Hagen seine Gefahr. Auf dessen Zuruf mähte sich Volker mit seinem Schwerte eine Gasse durch die Hunnen, bis er Dankwart zur Seite stand: wuchtig sausten nun beider Schwerter hernieder auf die Häupter der immer von neuem andringenden Feinde. „Das Haus ist wohl verschlossen, Freund Hagen!“ rief Volker. „Von zweier Helden Hand ist Etzels Tür verriegelt, besser als mit tausend Eisenriegeln.“

In ihrer Todesangst rief Kriemhild Dietrich von Bern an, ihr aus dem Saale zu helfen. Mit seiner laut dröhnenden Stimme rief Dietrich durch den Saal hin, daß es das Waffengetöse übertönte, man solle ihn und seine Mannen ungefährdet aus dem Saale lassen, da sie den Burgunden kein Leid zugefügt hätten. Gunther gebot seinen Recken Einhalt: einen Augenblick ruhten die Schwerter. Dietrich bot Kriemhild den Arm, nahm Etzel auf die andere Seite und verließ unbehelligt mit seinen sechshundert Amelungen den Saal. Auch Rüdeger und seine fünfhundert Mannen erhielten freien Abzug. Dann aber entbrannte aufs neue ein furchtbarer Kampf im Saale: nicht eher ruhten die Burgunden, als bis alle Hunnen, die sich darin befanden, unter ihren Streichen tot zu Boden gesunken waren. An die zweitausend Leichen warfen die Burgunden zur Saaltür hinaus: lauter Jammer erhob sich draußen von deren Freunden und Verwandten.

Volker und Hagen standen in der Tür: höhnend rief Hagen Etzel* zu, es zieme sich einem Könige, zuvorderst zu kämpfen vor allen seinen Mannen, wie Gunther und Gernot, die manchen Helm gespalten hätten. Zornig faßte Etzel seinen Schild, um gegen Hagen vorzuspringen: doch Kriemhild hielt ihn zurück. „Des Todes seid Ihr, wenn Hagen Euch erreicht!“ sprach sie. Mit beißendem Spotte höhnte Hagen weiter: „Nahe Verwandte sind Siegfried und Etzel geworden. Erst genoß Siegfried Kriemhilds Liebe, sein Erbe hast du angetreten, Etzel.“ Glühend vor Zorn und Scham verhieß Kriemhild dem, der ihr Hagens Haupt brächte, Etzels Schild bis zum Rande mit rotem Golde zu füllen und ihm Land und Burgen zum Lohn zu geben. Doch keinen unter all den Tausenden von Etzels Recken gelüstete es, diesen Sold zu verdienen. Bitterlich klagte Etzel über den Tod seiner Verwandten und Mannen: weinend und jammernd umstanden ihn seine Hunnen. Da rief Volker höhnend: „Ich sehe hier manchen hehren Recken bitterlich weinen. Übel stehen sie ihrem Herrn bei in seiner großen Not. Mit Schanden müssen sie hinfort sein Brot essen“.

Elfter Abschnitt.

Fall Irings von Dänemark und Irnfrieds von Thüringen.

Volkers Hohn wurmte den edlen Iring, den Markgrafen von Dänemark, so sehr, daß er sich alsbald mit seinen Rittern wappnete, um Hagen zu bestehen: wohl tausend Mann führte er zum Kampfe gegen die Burgunden heran. Den Schild vor sich haltend, den Ger schwingend rannte Iring gegen Hagen an. Gleichzeitig sausten beider Gere durch die Luft: jeder durchbohrte des Gegners Schild. Dann zogen sie die Schwerter: laut schallten die wuchtigen Hiebe der beiden starken Recken durch den Saal. Als Iring Hagen keine Wunde beibringen konnte, wandte er sich in raschem Sprunge gegen Volker, dann gegen Gunther und weiter gegen Gernot. Doch gelang es ihm

---

* Das Nibelungenlied schildert Etzel als feigherzig: dies steht im schärfsten Gegensatz zu der wilden Tapferkeit des geschichtlichen Hunnenkönigs Attila.

nicht, einen von ihnen zu fällen. Da stürzte er auf Giselher los: aber der junge Held führte einen so kräftigen Hieb nach ihm, daß Iring strauchelte und zu Boden fiel. Schon glaubten seine Mannen, er sei zu Tode getroffen: rasch jedoch sprang er wieder auf, und ehe Hagen es sich versah, schlug er ihm mit seinem Schwert Waske eine tiefe Wunde durch den Helm hindurch. Da ergrimmte Hagen und schlug so mächtig auf Iring ein, daß ihm rote Funken aus Helm und Schild stoben und er flüchtend die Stiege hinabeilte.

Als Kriemhild das Blut aus Hagens Kopfwunde hervorquellen sah, eilte sie freudig auf Iring zu und sprach: „Gott lohne dir es, wackrer Held! Du hast mir Herz und Mut getröstet, da ich Hagens Gewand von seinem Blut rot sehe". — Dann nahm sie selbst ihm den Schild aus der Hand: er band sich den Helm ab und kühlte sich im Winde von dem heißen Kampfe. Hagen aber rief der Königin zu: „Spart Euren Dank noch! Gering nur ist die Wunde, die mir Iring schlug; doch mancher hunnische Mann soll mit seinem Leben mir noch dafür büßen".

Von neuem wappnete sich Iring und stürmte gegen Hagen los: doch der, wütend über seine Wunde, ließ abermals so schnell und so wuchtig sein Schwert auf den Gegner herniedersausen, daß die hellen Funken davon stoben: Schild und Brünne schlug er ihm durch, und tief drang sein Schwert Balmung in Irings Körper. Iring wankte und suchte sich wieder durch den Schild zu decken: da schoß Hagen seinen Ger mit solcher Wucht auf ihn, daß er tief in sein Haupt sich einbohrte und die Gerstange lang hervorragte. Taumelnd wich Iring zurück und hauchte in den Armen seiner Mannen bald sein Leben aus. Laut jammerten die Mannen, laut Kriemhild: sterbend noch rief Iring ihr zu: „Laßt Eure Klagen, Ihr herrliches Weib! Was hilft Euer Weinen? Ich bin nun doch einmal dem Tode verfallen".

Mit zornigem Wehruf stürmten kampfesmutig seine Genossen, Irnfried, der ritterliche Thüringer, und der starke Hawart voran, die Stiege zum Saale empor, um Irings Fall an den Burgunden zu rächen. Doch Landgraf Irnfried fällt von Volkers Hand, Hawart wird von Hagen zu Boden gestreckt, und nach hartem Kampfe decken alle Dänen- und Thüringerhelden als Leichen den Boden des Saales. Totenstille tritt ein nach dem furchtbaren Schwertergeklirr und Kampf-

getöse; in Strömen fließt das Blut aus dem Saale. Waffen und Schild legen die Burgunden ab und ruhen kampfesmüde von dem harten Tagewerke. Draußen aber klagen Etzel und Kriemhild mit ihren Mannen und Frauen über den Fall der wackeren Helden.

Zwölfter Abschnitt.

Die Burgunden unterhandeln mit Etzel und Kriemhild.

Vom Mittag bis zur sinkenden Nacht hatte der blutige, furchtbare Kampf gewährt: erschöpft von dem ununterbrochenen Streiten, verzweifelnd an ihrer Rettung, da Etzel noch Tausende und aber Tausende von Recken zu Gebote stehen, die noch kein Schwertschlag ermüdet hat, den sicheren Tod vor Augen, treten die Burgundenkönige vor den Saal und begehren Unterhandlung mit Etzel. Da er jede Sühne für den Mord seines unschuldigen Sohnes und seiner Mannen zurückweist und erklärt, keiner von allen Burgunden solle mit dem Leben davonkommen, so verlangt Gernot, die Hunnen sollten von dem Hause zurücktreten und die Burgunden ins Freie lassen; denn unabwendbar sei doch einmal ihr Geschick: draußen könnten ja die kampfesfrischen Hunnen von allen Seiten über die streitmüden Burgunden herfallen; dann würde ihr Todeskampf wenigstens kurz sein. Die Hunnen waren schon bereit auf diese letzte Forderung ihrer tapferen Feinde einzugehen. Da rief Kriemhild: „Nein, ihr Hunnenrecken! Nimmer laßt die mordgrimmigen Helden aus dem Saale: wenn auch niemand mehr von ihnen lebte als der Frau Ute Söhne, meine Brüder, so wäret ihr doch verloren, kämen sie ins Freie und kühlten ihre Panzerringe im Abendwinde". — Zu ihr sprach Giselher: „Liebe Schwester, wie hätte ich mich dessen versehen, da du mich so freundlich hierher einludest, daß mich solch schweres Leid hier treffen würde? Stets war ich dir getreu, kein Leid ist dir von mir geschehen: darum übe Gnade an uns, da wir sonst alle verloren sind". — „Nicht mag ich Gnade gegen euch üben", erwiderte sie voll grimmiger Rachsucht. „Hagen von Tronje hat mir zu schweres Herzeleid daheim im Burgundenlande zugefügt; er hat mir hier zu Lande noch meinen

Sohn erſchlagen; dafür ſollen alle büßen, die mit ihm ins Land gekommen ſind. Wollt ihr mir aber Hagen als Geiſel ausliefern, ſo will ich euch euer Leben zuſichern, da ihr meine Brüder und einer Mutter Kinder mit mir ſeid." — „Das verhüte Gott vom Himmel!" rief da Gernot. „Und wären unſer tauſend deiner Blutsverwandten, alle wollten wir lieber tot daliegen, ehe wir dir einen Mann auslieferten: das geſchieht nimmermehr." — Und Giſelher ſprach: „Nie brechen wir die Treue gegen unſere Freunde. Wir ſtehen hier alle wie ein Mann treu bis zum Tode zuſammen. Unabwendbar iſt ja einmal unſer Tod: ſo ſoll uns niemand ſcheiden von ritterlicher Gegenwehr".

Dreizehnter Abſchnitt.

Der Brand des Saales.

Da feuerte Kriemhild die Hunnen von neuem zum Kampfe an: auf ihr Geheiß ſtürmten ſie von allen Seiten auf die Burgunden ein, die vor die Tür getreten waren. Ein Hagel von Geren ſauſte durch die Luft: vor der gewaltigen Übermacht mußte das kleine Häuflein der Burgunden die Stiege hinan in den Saal zurückweichen. Dann ließ die Unerbittliche den Saal an allen vier Ecken anzünden: der Wind fachte die Flammen an, daß ſie hoch aufſchlugen und praſſelnd das Gebälk ergriffen.

Auf den heißen Kampf des Tages folgte jetzt noch weit furchtbarere Not in der Nacht für die kampfesmatten Recken: Rauch und Hitze quälten ſie, brennender Durſt peinigte ſie und brachte ſie dem Tode nahe. Nur der trotzige Hagen verlor trotz alledem keinen Augenblick ſeine Faſſung. „Ihr edlen Ritter!" rief er, „wen der Durſt zwingt, der trinke das Blut der Gefallenen: das mundet in ſolchen Nöten noch beſſer als Wein. Trank und Speiſe muß es uns jetzt erſetzen." — Wie gräßlich es ihnen auch dünkte, in ihrer argen Pein knieten die Helden nieder und ſogen gierig das Blut aus den Wunden der Toten. Immer ärger wurde die Hitze, ſchon ſtürzte krachend das Gebälk der Decke ein und drohte die Burgunden unter den rauchenden Trümmern zu begraben. Da hieß Hagen ſie ſich dicht an die Wand

ſtellen, die Schilde über ſich halten und die Brände nieder in das Blut treten, daß ſie erlöſchen. In all der grauſigen Not und Qual ſtanden Hagen und Volker, auf ihre Schilde gelehnt, unerſchütterlich wie ſtarke Mauern und hüteten die Saaltür. Ein kühler Morgenwind kündete endlich den Vielgeplagten das Nahen des Tages an.

Fahl dämmerte kaum der erſte Morgenſchimmer herauf, da ſandte Kriemhild ſchon nach dem Saale, um ſich zu vergewiſſern, daß ihr entſetzliches Rachewerk vollbracht, daß Gunther und alle ſeine Mannen tot ſeien. Doch mit zornigem Erſtaunen mußte ſie hören, daß in den rauchenden Trümmern des gewaltigen Saales wohl noch ſechshundert Burgunden ſtänden, trotzig, todesmutig, zu neuem Kampf gerüſtet.

Vierzehnter Abſchnitt.

Rüdegers Fall.

Schar auf Schar der Hunnen ſtürmte auf Etzels und Kriemhilds Geheiß vom erſten Tagesgrauen an gegen die unbezwinglichen Feinde vor, die ſelbſt dem Feuer nicht hatten erliegen wollen: aber entſchloſſen, ihr Leben bis aufs äußerſte zu verteidigen und einen ehrenvollen Tod zu ſterben, ſchlugen die Burgunden jeden Anſturm blutig zurück. Bald deckten neue Leichenhaufen den Platz vor dem Eingang; über die Gefallenen hin ſtürmten andere gegen die Stiege an: auch ſie fielen, und immer höher türmte ſich der Leichenwall auf. In Strömen floß aus tiefen Wunden das Blut. Die Schilde zerſchoſſen, die Schwerter rot von Feindesblut, die Helme zerhauen — ſo ſtanden die Burgunden da, wie der Fels im Meere, der immer neuen Wogenſchwall von ſich abprallen läßt, unerſchütterlich, unbeſiegbar.

In ſolcher Not wandte ſich Kriemhild an Rüdeger, den edlen Markgrafen von Bechelaren: „Des Eides mahne ich Euch, den Ihr, als Ihr mir zuredetet, Etzel die Hand zu reichen, mir geſchworen habt, daß Ihr mir treuen Dienſt leiſten wolltet bis zum Tode; nie bedurfte ich deſſen ſo ſehr als jetzt“. — „Leib und Ehre zu wagen, hohe Frau“, verſetzte Rüdeger, „ſchwur ich Euch, nicht leugne ich's: die Seele zu verlieren, das habe ich nicht geſchworen: und doch müßte

ich das, wollte ich gegen Eure Brüder kämpfen, die ich hierher geleitet habe." — „Denke deiner Treue und deines Eidschwures", entgegnete Kriemhild, „daß du jedes Leid, das mir zugefügt würde, stets rächen wolltest: daran mahne ich dich heute." — Auch Etzel vereinte seine Bitten mit Kriemhilds Mahnung: fußfällig flehten beide den Markgrafen an, sie an den Burgunden zu rächen. Da sprach er: „Herr König, nehmt zurück alles, was Ihr mir zu Lehen gegeben, Land und Burgen; alles meines Gutes beraubt, mein Weib und meine Tochter an der Hand, will ich lieber arm in das Elend* gehen, ehe ich meinen Freunden die Treue breche". — „Land und Burgen gebe ich dir zu eigen", erwiderte Etzel, „ein mächtiger König sollst du neben mir sein, wenn du mich an meinen Feinden rächst." — „Wie könnte ich so frevelhaften Kampf wagen?" sprach wieder der Held. „Als meine Gäste weilten die Burgunden in meinem Hause, treue Freundschaft gelobten sie mir, ich ihnen; Giselher, dem königlichen Heldenjüngling, gab ich meine Tochter zur Braut: kein würdigerer Gatte fände sich auf Erden für sie. Soll ich gegen sie, meine Verwandten und Freunde, das Schwert ziehen?"

Doch Kriemhild und Etzel ließen nicht ab, ihn an Eid und Treue zu gemahnen. Einen Kampf kämpft da in seinem Herzen der treuherzige Held, härter als jeder Strauß, den er mit Feinden durchgefochten hatte: weigert er den Kampf, so ist er treulos gegen Etzel, seinen König und Lehnsherrn, eidbrüchig gegen Kriemhild, der er, nicht ahnend, daß ihm noch einst solch furchtbares Leid daraus erwachsen sollte, geschworen hat, sie an jedem zu rächen, der ihr Leid zufüge. Wagt er den Kampf, so übt er treulos Verrat an Giselher, dem Bräutigam seiner Tochter, an Gunther und Gernot, die durch jene Verlobung seine Verwandten geworden sind, an Hagen und Volker, denen er, wie jenen, treue Freundschaft gelobt hat, an allen übrigen Burgunden, die er als Gäste empfangen und in Etzels Land geleitet hat. In so hartem Seelenkampfe bricht sein treues Herz, noch ehe er zum Todeskampfe das Schwert erhebt. Ältere, größere Rechte auf ihn haben sein König und seine Königin: der Treue gegen sie opfert er die Treue gegen Verwandte und Freunde, opfert er Leib

* Elend, althochdeutsch elilenti, bedeutet: Ausland.

und Leben. Tieftraurig spricht er zu Kriemhild: „Noch heute muß ich mit meinem Leben entgelten, was ich von Euch und Etzel Liebes empfangen habe; verwaist werden noch heute als lediges Lehen an Euch mein Land und meine Burgen zurückfallen. Nur empfehle ich mein Weib und meine Tochter Eurer Gnade und alle Witwen und Waisen, die bald in Bechelaren sein werden. Leisten will ich Euch, was ich geschworen habe. Weh über meine Freunde, die ich nun im Kampfe bestehen muß!“ Dann heißt er seine Recken sich wappnen und schreitet an ihrer Spitze dem Saale und dem Tode zu.

Und abermals steht ihm ein harter Seelenkampf bevor. Freudig macht Giselher die Genossen auf Rüdeger und seine fünfhundert Mannen aufmerksam, die vor den Saal hintreten: denkt er doch nicht anders, als Rüdeger käme ihnen zu Hilfe! Doch Rüdeger setzte traurig den Schild nieder und rief den Burgunden zu: „Nun wehrt euch eures Lebens, ihr edlen Recken von Burgundenland! Einst waren wir Freunde, jetzt muß ich euer Todfeind sein“. Vergebens beschworen ihn Gunther und Gernot bei der treuen Freundschaft, die sie gegenseitig sich gelobt, bei den reichen Gastgeschenken, die er ihnen gegeben und die sie dankbaren Herzens bewahrt hätten, den Kampf zu meiden und ihnen Treue zu bewahren; vergebens beschwor ihn Giselher, seine Tochter, die er ihm verlobt habe, doch nicht so früh zur Witwe zu machen: so tief ihn ihre Bitten wie spitzige Pfeile in das Herz trafen, er blieb dabei, daß er seinem Könige und seiner Königin mehr Treue schulde. „Wollte Gott, ihr wäret wohlbehalten am Rheine, und ich läge mit Ehren tot!“ rief er in bitterem Schmerze aus. Schon hob er den Schild, um den Kampf mit seinen liebsten Freunden zu beginnen: da rief ihn Hagen an, seinen arg zerhauenen Schild hinhaltend: „Mir gab deine edle Gattin diesen guten Schild; den haben mir die Hunnen zerhauen: hätte ich einen solchen Schild, wie du ihn in der Hand hältst, so begehrte ich nichts weiter im Hunnenlande“. — Da reichte Rüdeger seinen eigenen Schild Hagen hin mit den Worten: „Nimm du ihn hin, Hagen, und führe ihn in deiner starken Hand. Hei, solltest du ihn tragen in der Burgunden Land!“ — Als das die Burgunden sahen, da füllten sich der harten Recken Augen mit Tränen: selbst der furchtbare Hagen, so hartherzig er auch sonst war, rief, aufs tiefste gerührt von solchem Edelmut, aus: „Das lohne Euch

Gott vom Himmel mit langem Leben, edler Rüdeger! Euresgleichen findet sich nimmermehr auf Erden! Und schlüget Ihr alle meine Heergesellen tot, so soll meine Hand Euch nimmermehr anrühren". Auch Volker gelobte, wie Hagen, den Kampf gegen Rüdeger zu meiden; ebenso Giselher.

Hoch hob darauf Rüdeger den Schild, wild schwang er das Schwert und allen seinen Mannen voran drang er auf die Burgunden ein: gar mancher tapfere Recke sank von seinen wuchtigen Hieben zu Boden. Als Gernot sah, wie Rüdeger einen seiner Mannen nach dem andern niederschlug, sprang er ihm entgegen und rief: „Ihr wollt mir keinen meiner Mannen leben lassen: länger kann ich es nicht mit ansehn. Nun soll Euch Euer gutes Schwert, das Ihr mir zum Gastgeschenk botet, das Leben kosten". — Da fielen sie einander mit grimmigen Schlägen an. Eine tiefe Wunde schlug Rüdeger dem Feinde durch den Helm, daß das Blut in starkem Strom von Gernots Haupte niederrann: doch der todwunde Gernot schwang mit letzter Kraft noch so wuchtig sein Schwert auf Rüdeger, daß er ihm durch Schild und Helm eine klaffende Wunde ins Haupt schlug. Sterbend sanken beide Helden nebeneinander nieder. Laut jammerten die Burgunden und Rüdegers Mannen bei diesem Anblick. Dann aber fielen Hagen und Volker, Gunther, Giselher und Dankwart so zornmutig über die Feinde her, daß bald alle Mannen Rüdegers neben ihrem Herrn als Leichen den Boden deckten. Darauf traten die Sieger an die Tür, um die vom furchtbaren Kampfe heißen Panzerringe an der Luft zu kühlen.

Totenstille herrschte wieder im Saale. Ungeduldig erschien vor demselben Kriemhild mit Etzel. „Weh uns!" rief sie aus. „Verraten hat uns Rüdeger: Frieden hat er mit den Burgunden geschlossen, sie wieder in ihr Heimatland zu geleiten." — Diese Worte hörte Volker. „Nicht ziemt so übele Nachrede Rüdeger, dem edelsten aller Helden", rief er Kriemhild zu. „So treulich erfüllte er König Etzels Gebot, daß er und alle seine Mannen tot daliegen. Bis in den Tod war er Euch treu. Glaubt Ihr meinen Worten nicht, so überzeugt Euch selbst." — Und alsbald hieß er Rüdegers Leichnam an die Tür des Saales tragen. Da erhob Etzel lautes Wehgeschrei und Kriemhild und alle Mannen Etzels, als sie den treuen Markgrafen tot sahen.

Fünfzehnter Abschnitt.

Der Kampf der Burgunden mit den Amelungen.

Laut hallten von der Klage um den edlen Rüdeger Paläste und Türme wieder: von ferne hörte es Dietrich von Bern mit seinen Mannen. Er sandte schnell einen Boten hin, um zu erkunden, welches neue Unglück geschehen sei. Unglaublich schien ihm des Boten Meldung, Rüdeger sei mit allen seinen Mannen von den Burgunden erschlagen: wußte er doch, daß Rüdeger den Burgunden hold war! Da entsandte er Hildebrand, seinen Waffenmeister, um die Burgunden selbst zu fragen, ob sie Rüdeger getötet hätten. Mit Hildebrand gingen gewaffnet sämtliche Amelungen vor den Saal: nicht sei es rätlich, jenen allein gehen zu lassen, hatte der trotzige Wolfhart, sein Neffe, gesagt; leicht könnten sonst die Burgunden sein spotten.

Auf Hildebrands Frage antwortete Hagen: „Ungelogen ist die Märe, wie lieb es mir auch für euch wäre, daß der Bote euch betrogen hätte und Rüdeger noch lebte, um den alle Zeit Männer und Weiber trauern müssen".

Da erhuben die Gotenrecken laute Klagen um die gefallenen Freunde von Bechelaren: in manches Helden Bart sah man Tränen hinabrinnen. Hildebrand bat die Burgunden, ihnen des Markgrafen Leiche herauszugeben, um ihn so zu bestatten, wie er es an den Amelungen durch seine Treue verdient hätte. Gunther erwiderte: „Kein Dienst ist traun so gut als der, den ein Freund dem andern nach dem Tode leistet. Das nenne ich stete Treue: so lohnt ihr ihm, wie sich's gebührt, was er euch Liebes erwiesen hat". — Ungeduldig rief der rasche Wolfhart: „Wie lange sollen wir hier stehen und flehen? Gebt ihn uns heraus, daß wir ihn forttragen". — Trotzig sprach Volker: „Niemand gibt ihn euch. Wollt ihr ihm vollen Dienst erweisen, so holt ihn euch selber aus dem Saale". — Gereizt antwortete der heißblütige Wolfhart, hätte Dietrich nicht jeden Kampf gegen die Burgunden verboten, so würde er Volker blutigen Lohn für diese Worte zahlen. Ein heftiger Wortwechsel entspann sich zwischen beiden: auf die zornigen Worte folgte rasche Zornestat.

Vergeblich suchte der alte Hildebrand seinen Neffen zurückzuhalten: in auflodernder Wut stürmte Wolfhart, das blanke Schwert in der Faust, gegen Volker an; ihm nach sprangen die anderen Gotenhelden. Als Hildebrand sah, daß es unmöglich sei, den Kampf zu hindern, da übermannte auch ihn die Kampfeslust, und mit furchtbaren Schwerthieben brachte er Hagen in große Not. Die Burgunden merkten, daß die Amelungen bei Hildebrand das Waffenhandwerk gelernt hatten: gar mancher Burgundenrecke sank tot zu Boden. Neben Hildebrand und Wolfhart schlug der Herzog Siegstab alle Burgunden nieder, die ihm in den Weg traten, bis er selbst von Volkers Hand fiel. Das sah Hildebrand, und um Siegstabs Tod zu rächen, hieb er so furchtbar auf Volker ein, daß dessen Helm und Schild zersplitterten und die Stücke an die Wand flogen: zerspaltenen Hauptes sank der kühne, kampf- und sangesfrohe Held nieder. Als Hagen seinen treuesten Genossen sterbend zu Boden sinken sah, da faßte ihn grimmiges Weh und rasende Wut: „Nicht genießen soll seines Sieges der alte Hildebrand!“ rief er aus. „Meine Hilfe liegt erschlagen hier von des Helden Hand, der treueste Heergeselle, den je ein Recke gewann.“

Hildebrand stand gerade neben dem sterbenden Wolfhart, seinem Neffen: dieser und der junge Giselher hatten einander den grimmen Tod angetan. Vergebens suchte Hildebrand den schweren Körper Wolfharts fortzubringen: er konnte es nicht allein. Da sprach Wolfhart brechenden Auges: „Wenn mich meine Verwandten beklagen wollen, Oheim, so wehrt ihnen. Niemand soll mich beweinen; denn gar ein herrlicher Tod ist es, von eines solchen Königs Hand zu fallen: und teuer habe ich ja mein Leben verkauft!“ Damit verschied er. — In diesem Augenblicke stürmte Hagen auf Hildebrand ein und schlug mit Siegfrieds Schwert Balmung so furchtbar drein, daß die hellen Flammen aus Hildebrands Helm und Schild stoben. So tapfer und gewandt auch Hildebrand sich wehrte, er vermochte Hagen nicht zu bestehn: eine schwere Wunde schlug ihm Hagen durch die Brünne hindurch. Da warf Hildebrand den Schild auf seinen Rücken und entfloh, er, der noch vor keinem Feinde den Rücken gewandt hatte. —

Tot lagen im Saale alle Burgunden außer Gunther und Hagen und alle Mannen Dietrichs außer Hildebrand. Schwert und Rüstung

rot von der Feinde Blut, voll tiefer Trauer, doch auch voll trotzigen Todesmutes, so standen Gunther und Hagen auf ihre Schilde gestützt da und blickten auf die Leichenhaufen, die rings um sie sich aufgetürmt hatten, hin.

Sechzehnter Abschnitt.

Gunthers, Hagens und Kriemhilds Tod.

Blutüberströmt kehrte Hildebrand zu seinem Herrn zurück. Als ihn der sah, fragte er ihn, wer ihm solche Wunde geschlagen habe. „Das tat Hagen", antwortete Hildebrand, „kaum entrann ich mit dem Leben". — „Recht ist Euch geschehen", sagte streng Dietrich. „Warum bracht Ihr den Frieden? Ihr hörtet doch, daß ich mit den Burgunden Frieden und Freundschaft schloß!" — „Zürnt nicht so sehr, Herr Dietrich", versetzte Hildebrand. „Wir wollten Rüdegers Leichnam von dannen tragen, aber die Burgunden weigerten sich, ihn uns herauszugeben: darüber kam es zum Streite." — Als Dietrich vernahm, daß Rüdeger wirklich von den Burgunden erschlagen sei, befahl er Hildebrand, er solle die Amelungenschar sich wappnen und ihm selbst seine Streitrüstung herbringen lassen. Da entgegnete Hildebrand: „Was Ihr von lebenden Mannen habt, das seht Ihr vor Euch stehen. Ich bin es ganz allein: die anderen liegen alle von den Burgunden erschlagen". Starr vor Schrecken und Entsetzen rief Dietrich aus: „Und sind gestorben alle meine Mannen, so hat Gott mein vergessen! Einst war ich ein König, gar mächtig und reich: jetzt mag man mich wohl den armen Dietrich nennen. Soll ich dich verloren haben, kühner Wolfhart, dich, Siegstab, euch andern alle, ihr tapfern Recken, so reut es mich, daß ich je geboren ward. Weh, daß doch vor Leid niemand sterben kann!" —

Selbst wappnete sich drauf der gewaltige Gotenkönig. Draußen vor dem Saale, an die Wand gelehnt, traf er die beiden letzten Burgunden. Da setzte er seinen Schild nieder und sprach: „Weh mir, welch furchtbares Leid habt ihr mir angetan! Nicht genügte es euch, Rüdeger, den besten Freund, mir zu erschlagen: auch alle meine Mannen schlugt ihr mir noch tot. Und doch hatte ich euch keinerlei

Leid zugefügt! Alle meine Freude ist mit Rüdeger und mit meinen Getreuen erstorben". Sie erwiderten, wider ihren Willen sei durch Wolfharts Jähzorn der Streit entbrannt. Zur Sühne für den Tod seiner Mannen begehrte Dietrich, Gunther und Hagen sollten sich ihm ergeben: er sicherte ihnen zu, daß er sie vor jedem Schaden bewahren wolle: mit seiner Treue stehe er dafür ein, daß sie wohlbehalten in ihr Land zurückkämen. Doch entrüstet wies Hagen dies Ansinnen zurück: „Ewige Schande wäre es uns, wollten wir zwei Recken in Wehr und Waffen uns dir ergeben. Nie soll man das von uns sagen". —

Als Dietrich beide zum äußersten entschlossen sah, erinnerte er Hagen daran, daß dieser früher sich gerühmt habe, er getraue sich, allein Dietrich im Kampfe zu bestehen. „Nicht leugne ich das", entgegnete Hagen. „Mit Stich und Schwertschlag werde ich es versuchen, es sei denn, daß mir mein Nibelungenschwert zerberste." So begannen die beiden furchtbaren Kämpfer den Streit: laut erklang Balmung, Hagens Schwert, einst Siegfrieds Waffe, auf Dietrichs Helm und Rüstung: kaum gelang es Dietrich, sich vor den gewaltigen Streichen des Helden zu decken. Doch als Hagen sich eine Blöße gab, fuhr Dietrich mit raschem Schwertschlag dazwischen und schlug ihm eine tiefe und breite Wunde. Und ehe Hagen es sich versah, ließ Dietrich den Schild fallen, sprang mit Blitzesschnelle auf den Gegner, umklammerte ihn mit seinen riesenstarken Armen und band ihn. Gefesselt führte er Hagen, der Burgunden stärksten Hort, vor Kriemhild. Da leuchtete wilde Freude aus ihren Augen. „Heil dir, Dietrich!" rief sie. „Große Freude hast du mir bereitet nach aller meiner Not. Bis zum Tode will ich es dir danken."

Dietrich bat die Königin um Schonung des grimmen Helden und schritt zurück, um auch Gunther zu bezwingen. So heldenmütig Gunther auch focht, des Berners Riesenkraft und Waffenfertigkeit mußte er doch erliegen: gebunden, wie Hagen, ward auch Gunther von ihm vor Kriemhild geführt. Kriemhild rief ihm höhnisch zu: „Seid mir herzlich willkommen, König Gunther!" — „Wäre Euer Gruß freundlicher, edle Schwester", entgegnete Gunther, „so würde ich Euch danken. Doch weiß ich Euch so zornigen Sinnes, daß Euer Grüßen mir und Hagen wenig Glück verheißt." — Da sprach Dietrich von Bern: „Edle

Königin! Die kühnsten Helden, die je ein Schwert schwangen, die gab ich Euch zu Geiseln. Um meinetwillen schonet ihres Lebens". — Dann schritt der hochherzige Held von dannen, Tränen in den Augen.

In gesonderte Kerker ließ Kriemhild Gunther und Hagen führen. Darauf ging sie zu Hagen und sprach voll grimmiger Rachgier: „Wollt Ihr mir den Schatz, den Ihr mir genommen, wiedergeben, so mögt Ihr lebendig wieder ins Burgundenland heimkehren". — Trotzig entgegnete Hagen: „Die Rede ist gar verloren: geschworen habe ich, daß ich den Hort nicht zeige noch ihn jemand übergebe, solange noch einer meiner edlen Herren lebt". — Da ließ die Furchtbare ihrem eigenen Bruder Gunther das Haupt abschlagen: bei den Haaren ergriff sie Gunthers bluttriefendes Haupt und trug es zu Hagen. Als der grimme Held seines Königs Haupt erblickte, sprach er: „Du hast es nun zum Ende nach deinem Willen gebracht; es ist ganz so ergangen, wie ich es mir gedacht hatte. Nun ist von Burgunden der edle König tot, Giselher und Volker, Dankwart und Gernot. Den Hort weiß nun niemand denn Gott und ich allein: er soll dir, Teufelin, immer und ewig verhohlen sein!" — Vor Haß und Rachgier funkelten Kriemhilds Augen, als sie die trotzige Rede vernahm. „So habt Ihr", rief sie aus, „mir üblen Ersatz gewährt! Nichts bleibt mir also als Siegfrieds Schwert: das trug mein holder Gatte, als Ihr ihn durch tückischen Meuchelmord fälltet." Damit zog sie Siegfrieds Schwert Balmung aus der Scheide und schlug dem wehrlosen, gefesselten Hagen das Haupt ab.

„Wehe!" schrie da Etzel, „nun liegt von Weibes Hand der allerkühnste Recke, der je Schild und Schwert trug, tot da!" — „Nicht soll sie seines Todes sich freuen!" rief zornig der alte Hildebrand. „Was mir auch geschehen mag, ich will des tapferen Helden Tod rächen, wenn er mich auch selbst in Todesnot brachte." Und mit schnellem Satze sprang der greise Gotenheld auf die in ihrer Todesangst laut aufschreiende Kriemhild zu und streckte sie mit grimmigem Schwertschlag zu Boden. Sterbend sank das schöne Weib blutüberströmt neben ihren Todfeind Hagen nieder.

Laute Klage erhoben da Etzel und Dietrich um aller ihrer Verwandten und Mannen Tod.

Dritter Teil.

Walter und Hildegunde.

Erster Abschnitt.

Etzels Geiseln.

Schon beugten sich sämtliche deutschen Stämme zwischen Rhein und Donau vor Etzels, des Hunnenkönigs, Übermacht: da zog er mit ungeheurem Heere gegen Worms, des Frankenreiches Hauptstadt*, heran. Flüchtend eilte das Landvolk nach Worms: ein Hunnenheer, zahllos wie der Sand am Meere, wälze sich gegen die Stadt, meldeten die Flüchtlinge schreckensbleich. Unter der Feinde Hufen erdröhne die Erde, weithin schalle das Klirren ihrer Waffen, dunkel werde, wohin sie kämen, der lichte Tag vor dichten Staubwolken. Als Gibich, der Frankenkönig, die Schreckensmäre vernahm, berief er alsbald seine Getreuen, um ihm zu raten, was er in solcher Not beginnen solle. „Vergeblich ist aller Widerstand", erklärten selbst die Tapfersten. „Noch kein Volk hat Etzel widerstehen können. Besser, wir erkaufen durch Geisel und Zins Frieden von dem Weltbezwinger, als daß wir nutzlos unser Blut verspritzen und seinen wilden Zorn gegen unsere Weiber und Kinder reizen." Gibichs Söhnlein Gunther war noch ein zarter Säugling: darum sandte er Hagen von Tronje, einen Jüngling aus altem, dem Königshause verwandtem Fürstengeschlecht, als Geisel mit großem Schatz zu Etzel und erkaufte so Frieden für Land und Leute.

Weiter wälzte sich der Völkerstrom gen Westen gegen das Reich der Burgunden. Als Herrich, der stolze Burgundenkönig zu Cha-

* Im Nibelungenlied ist Worms Hauptstadt der Burgunden.

lons, hörte, daß die mächtigen Franken widerstandslos sich Etzel unterworfen hätten, gab auch er jeden Gedanken an Gegenwehr auf: sein einziges Töchterlein Hildegunde, viele Goldspangen und Edelsteine gab er dem Hunnenherrscher hin, um Thron und Reich zu retten.

Gibichs und Herrichs Beispiele folgte der Westgotenkönig Alpker, der im Waskenlande* (Aquitanien) gebot: sein Söhnlein Walter folgte Etzel als Geisel ins Hunnenland. Früh schon hatten die Eltern Walter und Hildegunde miteinander verlobt: das Burgundenreich sollte schön Hildegund dem künftigen Gemahl als Mitgift zubringen. Nun wurden beide in die ferne Fremde vergeiselt.

Siegesstolz kehrte Etzel heim zum Donaustrande. Die jungen Geiseln hielt er wie seine eigenen Kinder: in allen ritterlichen Künsten wurden sie, wie es Fürstensöhnen geziemte, unterwiesen. Bald zeichneten sich die Jünglinge vor ihren Altersgenossen in jedem Wettkampf aus. Auch in der Feldschlacht bewiesen sie solchen Mut und solches Kampfgeschick, daß Etzel sie bald zu Heerführern machte. Treu dienten sie ihm in manch heißer Schlacht.

Schön Hildegund aber erwuchs zur lieblichsten Jungfrau in höfischer Zucht und Sittsamkeit unter den Augen Helches, der Gattin Etzels. Sie besaß das volle Vertrauen ihrer Herrin; die Schlüssel zu allen ihren Schreinen überließ Helche ihr und gab ihr die Aufsicht über alle ihre dienenden Frauen.

Jahre kamen und gingen, während die Königskinder am Hunnenhofe weilten. Da fehlte eines Morgens der starke Hagen im Kreise von Etzels Rittern: bei Nacht und Nebel war er davongeflohen, allein, nur seinem starken Arm und guten Schwert vertrauend, dem geliebten Rheinstrom zu; nur Walter wußte um den Plan des verwegenen Flüchtlings. Denn gestorben war König Gibich; Gunther, sein Sohn, hatte den Frankenthron bestiegen; trotzig weigerte er Etzel den Zins: darum wollte auch Hagen nicht länger Geisel sein in der Fremde.

Mißtrauisch riet Helche jetzt ihrem Gatten, er solle Walter, dem man gleiche Verwegenheit zutrauen könne, an seinen Hof fesseln, in-

* Waskenland = Land der Wasken = Basken, welche die den Pyrenäen benachbarten Teile von Frankreich und Spanien bewohnten.

dem er ihm zum Lohne für seine Tapferkeit und Treue diejenige hunnische Fürstentochter, die ihm am besten gefalle, zur Gattin gebe. Der Rat dünkte Etzel klug; er berief Walter zu sich. „Manche wackere Tat hast du in meinem Dienst vollbracht", redete er ihn an. „Wie kann ich dir das alles danken? Die schönste Hunnenfürstin sollst du dir zur Gemahlin wählen und reich will ich sie ausstatten mit Land und Burgen." Doch Walter entgegnete: „Treuer Dienst ziemt dem Manne gegen den Herrn: nicht begehre ich noch Lohn dafür. Zu früh dünkt es mich, der Kriegsarbeit mich zu entwöhnen und zu freien: weit mehr Gefallen finde ich an Schlachtgetöse und Schwerterklang als an Frauendienst. So hemmt mich nicht der Gedanke an Weib und Kind, wenn ich in den Feind stürme. Darum laß mich, wie seither, nur deinem Dienste Herz und Hand weihen, der du mir König und Vater zugleich bist". Durch solche Worte gelang es ihm, jeden Verdacht bei Etzel im Keime zu ersticken.

Kurz darauf zog Walter an der Spitze des Hunnenheeres gegen ein aufständisches Volk: sieg- und beutereich kehrte er heim. Im Königssaale traf er Hildegunde allein: sie reichte ihm auf seine Bitte einen Trunk Weines in goldenem Becher. „Hildegunde, von Kindheit an bist du mir verlobt, und doch hat mir dein Mund noch nie ein liebes Wort gegönnt: bist du mir noch in treuer Liebe zugetan und kannst du verschweigen vor jedem Ohre, was ich dir anvertraue?" fragte Walter. — „Treu liebe ich dich noch jetzt wie zuvor: was du gebietest, das leiste ich", antwortete errötend die Jungfrau. Da entdeckte ihr Walter, daß schon längst ihn die Gefangenschaft im Hunnenlande anwidere: fliehen wolle er so bald als möglich, wenn sie ihm zu folgen bereit sei. Hildegund versetzte: „Leben und sterben will ich mit dir; gern wag' ich mit dir die Flucht in die Heimat". Nachdem sie darauf genau Zeit und Plan ihrer Flucht verabredet hatten, trennten sie sich.

Zweiter Abschnitt.

Die Flucht.

Ein glänzendes Siegesfest rüstete Walter wenige Tage nachher: alle Ritter an Etzels Hofe waren zu demselben geladen. Etzel selbst und Helche thronten auf dem Hochsitz in der reichgeschmückten Halle: neben ihnen saß Walter, der siegreiche Feldherr. Auf die reichbesetzte Tafel folgte ein fröhliches Zechgelage: immer von neuem trieb Walter zu stärkerem Trinken, bis Etzel und alle seine Mannen, von Wein und Schlummer schwer, taumelnd zu Boden sanken.

Jetzt eilte Walter hinaus: Hildegunde harrte sein, fertig zur Flucht. Unbemerkt war sie aus ihrem Gemache entschlüpft. Wie Walter ihr geraten hatte, hielt sie Etzels beste Rüstung, zwei Schränke, mit schweren Goldspangen gefüllt, und Angelruten, um Fische zu fangen, wenn ihnen unterwegs andere Speise mangelte, bereit. Schnell wappnete sich Walter, belud Etzels bestes Roß mit den Goldschreinen und umgürtete sich mit doppelschneidigem Schwerte; nach Hunnenart gürtete er auf die rechte Seite noch ein kürzeres, scharfes Halbschwert. Hastig eilten sie durch das Dunkel der Nacht davon; als der Morgen graute, bargen sie sich in dichtem Wald. Ängstlich mieden sie Burgen, Städte und Dörfer: quer durch die Wildnis lenkten sie ihren Schritt.

Schon schien die helle Mittagssonne am nächsten Tage, als Etzel und seine Mannen von ihrem schweren Rausche erwachten. Wüsten Hauptes verlangte er nach Walter: doch nirgends fand man diesen. Da nahte ihm Helche in großer Erregung und klagte ihm, daß sie Hildegunde vermisse: eingetroffen sei nun, was sie so lange befürchtet habe; das Fest habe der listige Walter nur veranstaltet, um seine Flucht zu sichern. Vergebens zerraufte Etzel in großer Betrübnis, seinen tapfersten Helden verloren zu haben, sein Haar; vergebens bot er demjenigen Ritter reichen Lohn an Gold und Kleinoden, der ihm Walter lebendig oder tot zurückbrächte: niemand wagte es, den fliehenden Helden zu bestehn, der vor aller Augen so oft die stärksten Recken niedergeschlagen hatte.

So zogen die Flüchtlinge ungefährdet weiter gen Westen, bei Tage stets im Schatten der Wälder rastend, bei Nacht vorwärts

eilend. Fische und Vögel waren ihre Nahrung. Spät im Abenddunkel stießen sie bei Worms an den Rhein: dem Fergen, der sie übersetzte, gab Walter schöne Fische zum Lohne. Weiter zogen die Flüchtlinge an Worms vorbei gen Westen.

Der Ferge aber bot die Fische Gunthers Küchenmeister zum Kauf an. Kaum hatte Gunther bei Tafel sie gekostet, als er den Küchenmeister zu sich beschied. „Woher sind diese Fische? Nie habe ich solche auf meiner Tafel gesehn?" fragte er. Als der Küchenmeister Auskunft gab, wie er zu denselben gelangt sei, ließ Gunther den Fergen herbeiholen. „Herr", erzählte dieser, „in später Stunde kam ein gewaltiger Recke, vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gewappnet, und ein schönes Mägdlein zu meiner Fähre: ein Roß folgte ihnen, mit zwei schweren Schreinen beladen: da drinnen klang's so hell wie Gold. Ich setzte sie über: weiter nach Westen zogen sie. Als Fährlohn aber gaben sie mir die Fische." — „Freut euch, Freunde!" rief der starke Hagen da aus. „Das ist Walter, mein Jugendgespiele, und Hildegunde: meinem Vorgang folgend sind sie glücklich den Hunnen entflohen." — Gunther aber rief: „Mir bringt die Kunde Glück: mein ist all das Gold, das die Flüchtlinge mit sich führen; den Zins, den mein Vater Gibich einst Etzel sandte, bringen sie mir zurück. Auf, wappnet euch, ihr Mannen! Gutwillig oder gezwungen soll Walter mir sein Gold ausliefern". Vergebens warnte Hagen vor solchem Überfall, vergebens schilderte er Walters unbezwingliche Stärke: Gunther blieb bei seinem Befehle, daß zwölf seiner tapfersten Recken, darunter auch Hagen, mit ihm ausreiten sollten, um die Flüchtlinge zu verfolgen.

Inzwischen war Walter mit der Geliebten in den wilden Wasgau (Vogesen) gelangt. Eine Höhle fand er dort zwischen zwei Bergen, von mächtigen Felsen überwölbt: ein schmaler Pfad, der nur einem Mann Raum bot, führte zu derselben. Erschöpft von den Anstrengungen der Flucht, beschloß Walter hier zu rasten. Nur wenig Schlaf hatte er sich seither gegönnt: denn bei Nacht waren sie weitergezogen, bei Tag hatte er im Waldversteck Hildegundes Schlummer behütet. Müde barg er sein Haupt in Hildegundes Schoß und bat sie auszuspähen, ob kein Feind nahe, während er schlafe. Schnell umfing ihn erquickender Schlummer.

Lange wachte Hildegunde über ihrem Beschützer: da sah sie Staubwolken aufwirbeln und Reiter heransprengen. Schnell weckte sie

Walter. „Weh, die Hunnen nahen! Töte mich, damit ich nicht ihrer Rache preisgegeben bin, wenn du im Kampf fällst", rief sie, voll Verzweiflung vor ihm niedersinkend. Doch Walter tröstete sie: scharf ausspähend erkannte er die Waffen und Helmzier der heransprengenden. „Nicht Hunnen sind es, sondern Rheinfranken: Hagen, mein Gespiele, ist unter ihnen. Hält er mir Freundestreue, so will ich getrost den Kampf mit den anderen wagen."

Schon waren Gunther und seine Ritter nahe an Walters Versteck herangesprengt. Noch einmal warnte Hagen: „Ihr seht, nur einer kann auf dem schmalen Pfade dem kühnen Helden nahen, den ich mit diesen meinen Augen gar oft ganze Scharen von Feinden niederschmettern sah. Sende ihm einen Herold, König Gunther, und fordere Schatzung von ihm: vielleicht zieht er es vor, durch sein Gold Frieden und freies Geleit zu erkaufen". Da entsandte Gunther den tapferen Ortwin von Metz und ließ Walter entbieten, er solle die Maid und das Roß mit den Goldschreinen herausgeben: dann wolle ihn der König ungefährdet seine Straße ziehen lassen. Unwillig antwortete Walter: „Nimmer wird das geschehen, solange mein Arm noch dies scharfe Schwert schwingt. Kein Recht hat König Gunther, auch nur eine Goldspange von mir zu heischen: trotzdem will ich ihm, läßt er mich in Frieden mit meiner Braut und meiner Habe durch sein Land ziehen, hundert Spangen von rotem Golde geben". — Den Bescheid brachte Ortwin dem Könige zurück. „Nimm an, was er dir bietet, Herr", riet Hagen. „Nicht darfst du auf Sieg hoffen, wagst du den Kampf mit solchem Feinde. Schwere Träume kündeten mir Unglück heute Nacht: einen wilden Bären sah ich dir einen Schenkel zerreißen, daß du in deinem Blute schwammst. Als ich dir zu Hilfe sprang, schlug mir das Untier ein Auge und sechs Zähne aus." — Höhnend entgegnete Gunther: „Feige bebst du zurück vor dem Streit: traun, vor Angst zittert dein Herz dir in der kalten Brust". — Da brauste Hagen zornig auf: „Wohlan denn, versucht doch den Kampf, wenn euch nicht zu raten ist! Ich hebe mein Schwert nicht auf gegen den Jugendfreund, dem ich Treue geschworen habe". Sprach's, sprang vom Rosse und setzte sich abseits auf seinen Schild.

Dritter Abschnitt.

Der Kampf.

Wiederum sandte Gunther den starken Ortwin zu Walter, um den ganzen Schatz von ihm zu heischen und ihn mit Gewalt zu nehmen, wenn er ihn weigere. Kampfesmutig ritt Ortwin auf Walter zu und rief: „Den ganzen Hort schicke meinem Herrn, willst du länger unter den Lebenden weilen". Walter schwieg und ließ den Franken erst näher herankommen. Noch einmal wiederholte Ortwin seine Forderung: „All dein rotes Gold gib meinem König; seinen Schatz gib ihm wieder, sonst mußt du sterben". Da entgegnete Walter, noch immer Frieden erhoffend: „Was soll ich wiedergeben? Habe ich etwa Gunther das Gold entwandt? Oder hat er es mir geliehen? Oder habe ich sein Land geplündert und verheert? Sind die Franken so ungastlich, daß kein Fremder ihres Landes Boden betreten darf? Gut, dann will ich Gunther als Wegsteuer zweihundert Spangen bieten, daß er mich in Frieden ziehen läßt". — „Nicht länger mag ich hier zanken und feilschen wie ein altes Weib; gib, was wir fordern, oder verliere Leib und Leben!" rief Ortwin und schoß zur Antwort den Speer nach Walter. Dieser sprang behend zur Seite, so daß der Speer sausend an ihm vorbei in den Boden fuhr. Schnell schleuderte er seinen Speer mit wuchtigem Wurfe: der drang durch Ortwins Schild, durchbohrte ihm die Rechte, die eben das Schwert ziehen wollte, samt der Hüfte und fuhr noch tief in des Pferdes Rücken. Hoch bäumte sich das Roß vor Schmerz auf und hätte den Reiter abgeschüttelt, wäre er nicht auf seinem Rücken festgespießt gewesen. Ortwin ließ den Schild fallen und suchte mit der Linken den feindlichen Speer aus der Wunde zu ziehen: während er sich noch damit mühte und keine Hand zur Gegenwehr frei hatte, stürzte Walter auf ihn los, stieß ihm das Schwert ins Herz und riß seine Lanze wieder aus dem Körper des Feindes. Blutüberströmt stürzten Roß und Reiter nieder.

Das sahen die Franken von ferne: schnell eilte ein zweiter Kämpe, um Ortwins Tod zu rächen, gegen Walter vor. Doch auch ihn streckte Walter nach heftigem Kampfe tot nieder. Mann für

Mann, da immer nur ein Feind auf dem schmalen Pfade ihm nahen konnte, stürmten nacheinander Gunthers sämtliche Recken auf Walter ein: keinen Augenblick der Ruhe gönnten sie ihm; doch ihm erlahmte nie Mut noch Kraft. Staunen und Grausen befiel Gunther und Hagen, als sie sahen, wie ein starker Held nach dem andern, eine Leiche zu den Leichen, zu des unbezwinglichen Recken Füßen hinsank. Unter jenen befand sich auch Hagens Schwestersohn. Vergebens hatte ihn Hagen vom Kampfe abgemahnt, ihn anflehend, den sicheren Tod zu meiden und seiner greisen Mutter und seiner blühenden Gattin zu gedenken; vergebens hatte auch Walter, durch Hagens schmerzliche Bitten gerührt, ihm warnend zugerufen: „Folge des Oheims treuem Rat und erhalte dich den Deinen! Noch blüht dir, viel schöne Tage verheißend, das Leben. Sieh, wieviele starke Helden, von meiner Hand gefällt, hier beieinander liegen. Erlaß es mir, dich ihnen zuzugesellen: einen schlimmeren Feind möchtest du mir sonst wohl gar durch deinen Tod erwecken". Kampfgierig, verblendet stürzte er trotzdem seinen Gesellen nach in Kampf und Tod.

Tot lagen elf tapfere Frankenhelden auf der Walstatt; nur Gunther selbst und Hagen waren noch übrig. Da sprang Gunther entsetzt aufs Roß und ritt traurig zu Hagen, der voll Schmerz über seines Neffen Tod abseits auf seinem Schilde saß. Flehentlich bat der König Hagen, ihm beizustehen und den Tod ihrer Gesellen zu rächen. „Nicht doch, König Gunther!" versetzte Hagen in bitterem Hohn. „Ich tauge ja nicht zum Kampfe, wie du selbst gesagt hast; ich sog ja die Feigheit schon mit der Muttermilch ein: darum suche dir mutigere Helfer." — „Spotte nicht noch, du Fürchterlicher, in dieser Stunde", entgegnete Gunther. „Genug gebüßt habe ich das unbedachte Zorneswort. Auf jenen Wüterich wende deinen Grimm, der mir meines Thrones stärkste Stützen alle an einem Tage zerschmettert hat. Sollen die Weiber auf der Gasse, wenn wir so heimkehren, zischeln, ungestraft habe uns ein Flüchtling alle unsere Mannen erschlagen?" Hagen schwieg: in seinem Herzen kämpfte die Treue, die er dem Jugendfreunde geschworen hatte, mit der Treue, die er seinem Herrn schuldete; dazu schien seines Neffen blutige Gestalt Rache von ihm, dem Oheim, zu heischen. Gunther sah ihn schwanken: da bat und flehte er, bis der Held sich schämte, länger seinen König

ſo bitten zu laſſen. „Folgen will ich deiner Mahnung, Herr“, brach er endlich das grollende Schweigen. „Doch ebenſogut könnte ich mich in einen gähnenden Abgrund ſtürzen als Walter hier an dieſer Stelle angreifen: wie er daſteht, von engem Felſentor gedeckt, würde er den Anſturm des ganzen Frankenheeres abſchlagen. Laß uns von hinnen reiten, um ihn aus der Höhle zu locken. Er wird wähnen, wir ſeien geflohen; wagt er ſich dann ins offene Feld, ſo fallen wir aus ſicherem Verſteck über ihn her.“ Der ſchlaue Anſchlag gefiel König Gunther: freudig umarmte er Hagen und dankte ihm mit einem Kuſſe. Dann ſprengten beide davon und legten ſich in einen Hinterhalt.

Unverletzt ſtand Walter da, der mächtigen Eiche gleich, an der vergebens die Winde ſchütteln: nur Zweige vermögen ſie zu brechen, der Stamm ſteht unerſchütterlich; ſo hatte ihm der Kampf nur einige Locken gekoſtet: Stoß und Hieb hielt ihm die Rüſtung, die Wieland*, der trefflichſte aller Schmiede, undurchdringlich feſt geſchmiedet hatte, ab. Den Helm hatte er abgebunden, um im Abendwinde die heiße Stirn zu kühlen. Da ſah er, wie Gunther Hagen umarmte und wie die beiden davonſprengten. In welcher Abſicht ſie von dannen eilten, ſuchte er vergeblich zu ergründen: doch war ihm der Kuß verdächtig. Nach langem Hin- und Herſinnen, ob er abziehen oder bleiben ſolle, rief er aus: „Hier bleibe ich, bis der Morgen graut, damit König Gunther nicht prahlt, ich ſei ihm in dunkler Nacht entwichen wie ein Dieb“. Darauf hieb er Dornen und Geſtrüpp mit ſeinem Schwerte ab und türmte ſie zu dichtem Verhaue vor das Felſentor. Sechs feindliche Roſſe — drei hatte Gunther mit ſich fortgeführt, zwei waren von Walters Speer durchbohrt worden — trieb er zuſammen und band ſie feſt. Ermattet vom furchtbaren Streite legte er den Panzer ab und ſtreckte den dampfend heißen Leib, nachdem er ſich mit Speiſe und Trank erquickt, zum Schlafe hin: wachend ſaß Hildegunde ihm zu Häupten. Nur die Hälfte der Nacht ſchlief der Held: dann ſprang er neugeſtärkt auf und wachte über Hildegundes Schlummer.

Kaum dämmerte der Morgen, da belud er vier Roſſe mit den Waffen, Kleinoden und Rüſtungen der Erſchlagenen, hob Hildegunde

* S. S. 284 ff.

auf das fünfte, sprang selbst auf das sechste und zog das Hunnenroß, das die Schreine trug, am Zügel nach. Scharf spähend lauschte er ins Tal hinab, ob er keine Rüstung erglänzen sähe oder keine Waffen klirren hörte. Doch still war alles rings umher. Da ritt er, voran Hildegunde und die Saumrosse, zu Tale. Noch waren sie nicht weit geritten, da sah Hildegunde zwei Ritter aus nahem Waldversteck herabsprengen. „Weh, jetzt naht uns der Tod! Flieh, Walter!“ rief sie schreckensbleich aus. Walter, der sogleich Gunther und Hagen erkannte, entgegnete: „So manchen habe ich vom Roß gestochen und sollte jetzt feige davonfliehen? Eher soll mein Herzblut hinströmen in heißem Streite. Eile mit unserer Habe davon und birg dich in dem Haine dort: ich harre hier der Feinde. Sie sollen nicht klagen, daß ich sie schlecht empfangen hätte“. Hildegunde folgte seiner Weisung.

Rasch waren die Feinde näher gekommen. Gunther rief höhnend: „Willkommen hier auf freiem Felde! Nun kannst du nicht länger uns aus unnahbarer Höhle wie ein Hund die Zähne entgegenfletschen. Jetzt gilt's, im Freien zu fechten, wenn du dazu Mut hast“. — Wie taub, ohne den König eines Wortes zu würdigen, wandte sich Walter zu Hagen. „Mit dir, Hagen, hab' ich zu reden“, sprach er. „Was macht dich so plötzlich mir zum Todfeind? Denk' an unsere Jugendzeit, wie wir als Knaben an einem Tisch stets aßen, auf einem Lager schliefen, wie wir unzertrennliche Freunde im Hunnenland waren in guten und bösen Tagen; denke unserer Bundesbrüderschaft, wie wir unser Blut zusammen in die Fußspur rinnen* ließen und ewige Treue uns schwuren: meineidig wärest du, der Götter Zorn lüdest du auf dein frevelndes Haupt, wenn du gegen mich das Schwert erhöbest. Freundliche Aufnahme hoffte ich bei dir zu finden auf meiner Flucht: erweise mir jetzt nicht Haß statt Liebe. Reich' mir die Hand, und ewig unverbrüchlich soll unser Freundschaftsbund sein. Zum Lohne fülle ich dir den Schild bis zum Rande mit rotem Gold.“ Doch finster blickend entgegnete Hagen: „Jetzt redest du lieblich; du hast die Treue zuerst gebrochen: wohl erkanntest du mich an Farben und Wappen und doch erschlugst du mir die Genossen.

* S. S. 105 Anm.

Aber das alles könnte ich dir verzeihen, nur eins nicht: du brachſt mir eine Blume, ſo zart, ſo lieb, ſo wert, ſo teuer meinem Herzen, mit unbarmherzigem Schwert erſchlugſt du mir den Neffen, meiner teuren Schweſter Sohn. So haſt du ſelbſt die Bundesbrüderſchaft gebrochen. Von deinen Händen fordere ich ſein Blut. Sterben will ich oder zeigen, daß auch mir Mut im Herzen und Kraft im Arme wohnt, wie dir".

Nieder ſprang Hagen vom Roſſe mit dieſen Worten; zugleich Gunther. Da ſtieg auch Walter ab. Den Schild zur Deckung vorgehalten, ſtumm und bleich, in banger Erwartung dem Todesſtreich entgegenſehend, ſo ſtanden die drei Helden da. Hagen begann den Kampf. Sauſend flog ſeine Lanze gegen Walter: doch an ſeinem Schilde prallte ſie ab und fuhr tief in den Boden. Schnell ſandte Gunther ſeinen Speer hinterdrein; der fuhr kaum in den Schildrand: leicht ſchüttelte Walter ihn ab. Da ſprangen ſchon beide Gegner mit blankem Schwerte auf ihn ein. Doch Walter wehrte ihnen mit ſeiner ſtarken, langen Lanze, ſo daß ſie mit ihren kurzen Schwertern ihn nicht erreichen konnten. Verſtohlen gab Gunther Hagen ein Zeichen, einen Augenblick Walter allein zu beſtehen: ſchnell bückte er ſich, um heimlich ſeinen Speer wieder aufzuheben, den Walter von ſeinem Schilde abgeſchüttelt hatte. Das gewahrte Walter, führte einen gewaltigen Hieb nach Hagen, daß er zur Seite wich, ſprang dann zurück, ſetzte den Fuß auf Gunthers Speer, den dieſer ſchon erfaßt hatte, und holte zum tödlichen Hiebe aus; es war um Gunther geſchehen, wäre nicht raſch noch Hagen herzugeſprungen und hätte ihn mit ſeinem Schilde gedeckt.

So kämpften die drei Helden vom erſten Morgengrauen an, bis heiß die Sonne vom Himmel hernieder brannte: glaubte Walter dem einen Gegner mit wuchtigem Streiche das Haupt zu ſpalten, ſo ſprang raſch der andere herzu und fing den Hieb auf. Schon begann ihm der Arm ſchwer zu werden und die Kraft zu erlahmen. „Bring' ich's nicht bald zum Ende, ſo täuſchen ihre Liſten zuletzt mich müden Mann. Nicht länger ertrag' ich's, umſonſt ſolche Not auszuſtehen", ſprach er zu ſich. Dann ſchnellte er mit Wucht den Speer gegen Hagen; durch deſſen Schild und Panzer fuhr er hindurch, doch drang er ihm nicht tief in den Leib, denn zu feſt war Hagens

Panzer: nur die Haut wurde ihm geritzt. Ehe beide Gegner sich's versahen, hatte Walter schon das Schwert aus der Scheide gerissen und war seinem Speere nachgesprungen: auf Gunther stürzte er sich und mit furchtbarem Hiebe schlug er ihm den Schild zur Seite und den Schenkel durch. Hoch im Bogen spritzte das Blut auf und Gunther sank zu Boden. Zum zweiten Male schwang Walter schon das Schwert, um ihm das Haupt vom Rumpfe zu trennen, da deckte abermals Hagen den Herrn mit seinem Leibe; sein starker Helm fing den Schlag, der Gunther sicher getötet hätte, auf. So mächtig hieb Walter, so fest geschmiedet aber war anderseits Hagens Helm, daß Walters Klinge an der starken Helmzier mitten zersprang. Zornig schleuderte Walter den Schwertgriff von sich: unvorsichtig streckte er dabei die Rechte ungedeckt vor. Das nutzte Hagen aus und mit jauchzendem Siegesruf schlug er ihm die Hand ab, die so manches tapfere Heldenwerk verrichtet hatte. Aber unverzagt schob Walter den blutigen Armstumpf in die Schildfessel, riß blitzschnell mit der Linken das kurze, breite Hunnenschwert, das an seiner rechten Hüfte hing, heraus und fuhr mit demselben Hagen, der siegesgewiß sich dessen nicht versah, von der Schläfe an bis zur Lippe durch das Antlitz: ein Auge und sechs Backenzähne schlug er ihm aus.

Vierter Abschnitt.

Die Versöhnung.

Von schwerer Wunde matt, waren alle drei Kämpfer jetzt des Kampfes müde und schlossen nun Frieden. Walter rief Hildegunde herbei, um ihnen die Wunden mit kundiger Hand zu verbinden. Dann bat er sie, ihnen kühlen Wein zum Sühnetrunk zu reichen: „Hagen reiche zuerst den Becher, er ist ein wackrer Held, wenn er die Schwüre hält, die er geschworen hat; dann mir, der ich mehr als alle gelitten habe; die Neige mag dem Frankenkönig verbleiben: ihm ward's nicht allzuheiß im Streite". Doch Hagen wehrte Hildegunden und sprach: „Nicht mir gebührt solche Ehre, sondern Walter reiche zuerst den Becher: er ragt weit über mich und über alle anderen

Helden hinaus". Wie ſchwer auch ihre Wunden waren, die Helden tauſchten jetzt beim feurigen Wein mit ungebeugtem Sinne manch keckes Scherzwort aus. „Mit der Linken wirſt jetzt du und deine Goten fechten", rief ſpottend Hagen, „mit der Linken wirſt du dein Liebchen umarmen. Links wird alles im Gotenreich werden." — „Scharf fürwahr, du Einauge, ſiehſt du in die Zukunft", verſetzte Walter. „Doch meine beiden Augen vermögen's noch beſſer: ich ſehe dich mit deinem einen Auge beim Gruß die Helden quer anblicken, mißtrauiſch ſehe ich dich nach den Dienern ſchielen. Laß dir einen weichen Brei kochen: den wirſt du mit deinen wenigen Zähnen noch kauen können."

Nachdem Walter und Hagen die alte Bundesbrüderſchaft erneuert hatten, hoben ſie den ſchwerwunden König aufs Pferd und ritten von dannen, Gunther und Hagen gen Worms, Walter mit Hildegunde und ſeinen Schätzen ins Waskenland (Aquitanien). Nach ſeines Vaters Tode herrſchte er dreißig Jahre lang mit großem Ruhm über das Weſtgotenvolk: an ſeiner Seite aber thronte als Königin die ſchöne Hildegunde.

Vierter Teil.

Sagenkreis Dietrichs von Bern.

Erstes Buch.

Dietrichs Jugend.

Erster Abschnitt.

Dietrichs Geschlecht.

Seit Jahrhunderten schon herrschte glorreich und mächtig das erlauchte Königsgeschlecht der Amelungen* (Amaler), als dessen Ahnherr Wodan selbst galt, über die Ostgoten. Ihm entsprossen die Könige Ermenrich (Ermanarich), der in Rom thronte, Dietmar, König von Bern** und Harlung (Dieter), König von Breisach und Bayern. König Dietmar war ein großer Mann und ruhmreich, ein weiser Landesfürst, ein gewaltiger Kriegsheld, mild, herablassend, großmütig, daher beliebt bei seinen Mannen. Dietmar und seine Gattin Odilia hatten einen Sohn Dietrich (Theodorich). Der erwuchs zu einem so stattlichen Helden, daß er seinesgleichen nicht fand. Länglich und hellfarbig war sein Antlitz, dunkelbraun und sehr scharf seine Augen, in goldenen Locken wallte sein langes Haar herab. Seine Schultern waren breit, seine Arme dick wie ein Stamm und hart wie Stein: kein Mensch kam ihm gleich an Kraft. Er war munter und herablassend, dazu milde und sehr freigebig, so daß er nichts sparte, weder Gold noch Silber, seinen Freunden gegenüber.

* S. S. 242 Anm.

** Dieses „Bern" der deutschen Sage ist Verona: s. S. 159.

Furchtbar aber war er im Zorn: helles Feuer loderte dann aus seinem Munde. Als er zwölf Winter zählte, war er schon so stark und tapfer wie die streitbarsten Ritter. Dietmar schlug ihn deshalb zum Ritter und setzte ihn über alle seine Mannen.

Zweiter Abschnitt.

Hildebrand.

Zu gleicher Zeit saß in der Burg zu Garten (Garda) in der Lombardei Heribrand, des Herzogs Berchtung von Meran Sohn, ein tapferer Kämpe. Dietmars Vater hatte ihm das Land zu Lehen gegeben als Lohn für seine treuen Dienste in vielen Kämpfen. Heribrands ältester Sohn war Hildebrand. Der war mit fünfzehn Jahren schon so geschickt im Waffenhandwerk, daß er vor seines Vaters Hochsitz trat und von ihm zum Ritter geschlagen wurde. Groß war er von Wuchs, weise im Rat, unter allen der tapferste im Streite; seinesgleichen fand man nicht an Mut und Tapferkeit und an Fertigkeit in allen ritterlichen Künsten; er war ein schöner Mann mit breitem, hellem Antlitz, wunderguten Augen und ebenmäßiger Nase; sein Haar und Bart waren blond, kraus wie Hobelspäne. Als er ein Dreißiger an Jahren war, sagte er zu seinem Vater, nicht länger leide es ihn, in der Heimat untätig zu sitzen; hinaus wolle er in die Fremde, um hochherziger Helden Sitte kennen zu lernen und Ruhm und Ehre zu erstreiten. Heribrand fragte ihn, wohin er zu ziehen beabsichtige. Da antwortete Hildebrand: „Dietmar von Bern ist der berühmteste König, von dessen Lob aller Mund voll ist. Zu ihm will ich reiten". Mit stattlichem Gefolge zog nun Hildebrand aus. Drei goldne Wölfe führte er im Schilde; denn er ist der Wölfinge Stammvater. König Dietmar nahm ihn sehr ehrenvoll auf. Auf Dietmars Wunsch unterwies Hildebrand den jungen Dietrich, der damals erst fünf Jahre alt war, in allen ritterlichen Künsten: und so sehr liebte Dietrich stets seinen Waffenmeister Hildebrand und der getreue Hildebrand seinen königlichen Zögling, daß nie eine engere Freundschaft zwischen zwei Helden bestanden hat.

Dritter Abschnitt.

Dietrich und Hildebrand bezwingen Grim und Hilde.

Einst ritten die beiden Helden zusammen aus Bern hinaus mit ihren Habichten und Hunden, um im Walde des edlen Weidwerks zu pflegen. Dietrich verfolgte einen Hirsch, als er plötzlich einen Zwerg eilig davonlaufen sah. Schnell wandte er sein Roß, setzte dem Zwerg nach und ereilte ihn, gerade als er in seine Höhle schlüpfen wollte. Er packte ihn am Genick und schwang ihn vor sich in den Sattel. Es war Alberich, der geschickteste aller Zwerge in jeglicher Kunst, zugleich aber der berüchtigteste Dieb. Er bat Dietrich, sein Leben zu schonen und ihn wieder laufen zu lassen, und versprach, ihm dafür einen so großen Schatz an Gold, Silber und Kleinoden zu zeigen, daß ihn König Dietmars Schatz nicht halb so groß dagegen dünken würde. Dieses Gut besäße der Riese Grim und sein Weib Hilde: Grim sei zwölf Männern gleich an Stärke, Hilde aber sei noch stärker, und beide seien grimmig und böse. Auch besäße Grim das Schwert Nagelring, von Alberich verfertigt, das beste aller Schwerter: nur wer Nagelring vorher gewänne, könnte den Riesen besiegen. „Größere Ruhmestat ist es für dich und deinen Fahrtgenossen, solch großen Schatz durch kühnen Streit zu erwerben als mich winziges Zwerglein zu fangen", schloß Alberich. Dietrich antwortete ihm: „Nimmer kommst du mit dem Leben aus meiner Hand, bevor du schwörst, mir noch heute das gute Schwert Nagelring zu überbringen und mir den Weg zu des Riesen Behausung zu zeigen". Das schwur der Zwerg und Dietrich ließ ihn darauf los. Dann jagte er bis zum Nachmittage nach Wild und Vögeln. Als er gerade mit Hildebrand an einer Berghalde stand, kam Alberich zu ihm und überbrachte ihm das Schwert, das er dem Riesen listig entwandt hatte. Alsdann zeigte er ihm eine Klippe und sagte, dort sei der Eingang zu Grims Erdhause; mannhaft sollten sie streiten, wenn sie die Kleinode gewinnen wollten. Er aber werde sich hüten zum zweiten Male in der Helden Gewalt zu geraten, und wenn sie auch zwei Menschenalter lebten. Damit entschwand er ihren Blicken. Dietrich und Hildebrand betrachteten

mit Staunen das Schwert: so kunstvoll war es gearbeitet, daß sie erklärten, sie hätten nie eine schönere und schärfere Waffe gesehen.

Die beiden Gefährten gingen nun zu der Klippe und fanden dort den Eingang zu Grims unterirdischer Behausung. Helme und Panzer schnürten sie fest, schwangen ihre Schilde vor sich und traten kühn in das Erdhaus, Dietrich voran, hinter ihm Hildebrand. Als Grim die Recken erblickte, griff er sofort nach seiner Waffenkiste, vermißte aber sein Schwert. Da riß er aus dem Feuer, das auf dem Erdboden loderte, einen gewaltigen Baumstamm und schwang ihn den Helden entgegen. Ein heftiger Kampf entspann sich. Plötzlich fühlte Hildebrand seinen Hals so fest von Hilde umklammert, daß er sich kaum rühren konnte. Lange rang er mit dem grimmigen Riesenweibe, bis er endlich niederfiel: Hilde stemmte ihre Fäuste so stark gegen seine Brust, daß er fast in Ohnmacht fiel; sie umspannte seine Arme so fest, daß ihm das Blut unter den Fingernägeln hervorspritzte, und wollte ihn fesseln. In dieser Not rief Hildebrand seinem Pflegling Dietrich zu: „Hilf mir, Herr Dietrich! denn nimmer kam ich zuvor in solche Lebensgefahr". Da führte Dietrich einen wuchtigen Hieb gegen Grims Haupt, daß es zu Boden flog. Dann sprang er Hildebrand zu Hilfe und schlug Hilde in der Mitte durch in zwei Stücke. Aber sie war so zauberkundig, daß die beiden Hälften sofort sich wieder zusammenschlossen und sie heil dastand. Zum zweiten Male spaltete Dietrich sie in zwei Hälften: aber auf gleiche Weise schlossen sich die beiden Hälften wieder aneinander, und unverletzt stand sie da. Da rief Hildebrand: „Spalte sie noch einmal in der Mitte und springe sofort zwischen die beiden Hälften; dann wird das Ungetüm seinen Tod finden". Dietrich folgte der Weisung, hieb sie zum dritten Male in zwei Stücke und sprang sofort zwischen das Haupt- und das Fußstück: jetzt blieben die beiden Stücke getrennt und die Riesin starb. Froh dankte Hildebrand seinem Retter.

Beide durchsuchten nun die Behausung und fanden einen unermeßlichen Schatz. Soviel ihre Rosse tragen konnten, führten sie davon mit sich fort; den Rest verwahrten sie sorgfältig. Auch nahm Dietrich den starken Helm des Riesen, der ihm der beste von allen Helmen deuchte, an sich: nach dem Riesen und seinem Weibe hieß der Helm fortan Hildegrim. Dietrich trug ihn in gar manchem heißen

Kampfe. — Die Kunde von der Beſiegung des Grim und der Hilde durch Dietrich verbreitete ſich bald im Lande und hoch ſtieg ſein Ruhm bei allen Helden.

Vierter Abſchnitt.

Heimes Ausfahrt.

Nordwärts der Alpen herrſchte die mächtige, ſchöne und ſtolze Brunhild, weit berühmt durch ihre Weisheit und durch die Heldentaten, welche man ihretwegen vollbrachte. Sie beſaß ein Gehöft im Walde, über das ſie einen geſchickten und zuverläſſigen Mann, Studas mit Namen, geſetzt hatte, der dort edle Roſſe züchtete; ſeine Hengſte waren ſchnell wie ein Vogel und ſehr mutig; auch verſtand er es am beſten, Hengſte zuzureiten. Sein Sohn war Heime. Der war ſehr ſtark, grimmig und hartgemut und überaus ehrſüchtig. Als er herangewachſen war, nahm er ſeinen feurigen Hengſt Riſpa und ſein gutes Schwert und ſprach zu ſeinem Vater, er wolle ausreiten, um edler Männer Sitte kennen zu lernen und ſich Ehre zu erwerben; er habe keine Luſt hier im Walde alt zu werden. Da fragte ihn ſein Vater: „Wenn du nicht bei mir bleiben und dieſen Hof hüten willſt, wohin willſt du denn fahren?“ Heime antwortete: „Südwärts über die Alpen will ich reiten zu der Burg, die Bern heißt. Viel habe ich von Dietrichs, des Königsſohnes zu Bern, Stärke reden hören; ich will verſuchen, wer von uns beiden im Kampfe obſiegt“. — Studas warnte ihn vor ſolcher Vermeſſenheit, mit Dietrich zu kämpfen: „Reite lieber anderswohin und verſuche dich mit andern Gegnern: übel iſt es, kein Maß zu kennen, und manchen hat Streitluſt und Vermeſſenheit in großen Schimpf gebracht“. Heime aber entgegnete zornig: „Unehrenhaft iſt dein Geſchäft und niedrig dein Sinn. Ich will entweder ſchnell den Tod finden oder größeren Ruhm erſtreiten als Dietrich“.

Damit ſprang er auf ſeinen Hengſt und ritt fort; fremde Straßen und unbekannte Wege ritt er, bis er endlich nach Bern kam. Im Hofe der Königsburg ſtieg er ab und bat einen Mann, ihm Hengſt und Speer zu halten, bis er ſein Geſchäft beim Könige verrichtet habe.

Dann ging er ſchnurſtracks in die Königshalle vor den Hochſitz Dietmars und begrüßte ihn; darauf trat er vor Dietrich, den Königsſohn, und ſprach: „Viel habe ich von deiner Tapferkeit und Stärke gehört und weither bin ich geritten, um mich mit dir zu meſſen; darum fordere ich dich zum Zweikampfe draußen vor der Stadt: wer ſiegt, der ſoll beider Waffen davontragen". Die Rede deuchte Herrn Dietrich wunderkühn; zornig befahl er, ihm ſeine Rüſtung zu bringen, und wappnete ſich. Sein Schild war groß und feſt und rot wie Blut, ein goldener Löwe war als Wappen darauf gemalt; er legte eine ſtarke Brünne an, ſetzte ſich den Helm Hildegrim auf und umgürtete ſich mit ſeinem Schwert Nagelring. Gefolgt von Hildebrand und vielen anderen Rittern ritt er darauf zur Stadt hinaus. Dort erwartete ihn ſchon Heime kampfesluſtig. Zweimal ſprengten ſie mit voller Wucht gegeneinander, aber keinem gelang es, des anderen Brünne zu durchbohren: erſt beim dritten Aufeinanderprallen ſtieß Heime Dietrich den Spieß durch den Schild, aber die Brünne hielt den Stoß aus. Dietrich aber ſtieß Heime durch ſeinen Schild und ſeine zwiefache Brünne und verwundete ihn in der Seite. So heftig prallten ſie aufeinander, daß Dietrichs Roß auf die Hinterbeine ſtürzte und des Helden Füße die Erde berührten: aber er war ſo ſtark, daß er trotzdem nicht im Sattel wankte. Beider Speere zerbrachen bei dem wuchtigen Zuſammenſtoß. Dann ſtiegen beide von den Roſſen, zogen die Schwerter und kämpften noch lange weiter: keiner wich einen Fuß breit vor dem andern zurück. Heime führte zuletzt einen furchtbaren Schwertſtreich nach Dietrichs Kopfe: aber an dem ſtarken Helm Hildegrim zerſprang ſein Schwert in zwei Stücke. Waffenlos mußte er ſich Dietrich ergeben. Der aber ſchenkte ihm das Leben und nahm ihn unter ſeine Mannen auf; ſie wurden die beſten Freunde. Aus Dankbarkeit ritt Heime zu ſeines Vaters Gehöfte im Walde zurück und holte von dort für Dietrich den Hengſt Falke, der ſich durch Stärke und feurigen Mut vor allen andern auszeichnete. Dies edle Roß trug den kühnen Dietrich von Kampf zu Kampf.

Fünfter Abſchnitt.

Wittich.

1. Wieland, Wittichs Vater.

Als einſt Wilkinus, der mächtige König des nach ihm benannten Wilkinenlandes (Skandinavien, Jütland und Küſtenländer der Oſtſee), mit ſeiner Kriegsflotte in der Oſtſee lag, ſtieg er ans Land und begab ſich allein in einen dichten Wald. Dort traf er eine wunderſchöne Frau; er gewann ihre Liebe und ſchied von ihr nach inniger Umarmung. Mit günſtigem Fahrwind ſtach ſeine Flotte in See. Noch waren ſie nicht weit gefahren, da tauchte aus dem Meere Wachilde, das Meerweib*, auf, griff in das Steuerruder des königlichen Schiffes und hielt es ſo feſt, daß das Schiff ſtille ſtand. Der König erkannte in ihr die Frau, mit der er im Walde gekoſt hatte, und ſagte zu ihr: „Laß uns jetzt unſeres Weges fahren; willſt du etwas von mir, ſo komm in mein Land; ich will dich wohl aufnehmen“. Da verſchwand ſie in den Meereswogen und Wilkinus fuhr weiter.

Als er ein Halbjahr zu Hauſe war, erſchien Wachilde an ſeinem Hofe: hier wurde ſie freundlich aufgenommen. Bald gebar ſie dem König einen Knaben, der Wate genannt wurde. Kurz nach ſeiner Geburt verſchwand Wachilde und ward nie mehr an des Königs Hofe geſehen. Wate aber erwuchs zu einem Rieſen; doch wegen ſeiner Bosheit war er verhaßt. Sein Vater hinterließ ihm zwölf Höfe in Seeland bei ſeinem Tode als Erbe.

Wate hatte einen Sohn namens Wieland. Als dieſer neun Jahre alt war, gab er ihn dem kunſtfertigſten aller Schmiede, Mime**, in die Lehre. Darnach brachte er ihn zu zwei Zwergen, die beſſer als alle anderen Zwerge und Menſchen jederlei Waffen und Kleinode zu fertigen verſtanden. Gegen eine Mark Goldes als Lohn nahmen ſie Wieland auf zwölf Monate in die Lehre. Wieland aber war ſo gelehrig, daß er bald ſeinen Meiſtern an Kunſtfertigkeit gleichkam. Als nach Verlauf des Jahres Wate kam, um ſeinen Sohn abzuholen, wollten ſie ihn nicht ziehen laſſen: ſie baten den Vater, ihn noch ein

* S. S. 19, 2. ** S. S. 25 oben.

Jahr bei ihnen zu lassen; dafür versprachen sie, ihm die Mark Goldes zurückzugeben und Wieland noch viel mehr Künste zu lehren. Darauf ging Wate ein. Alsbald aber reute es die Zwerge, daß sie Wielands Dienst mit dem erhaltenen Lehrgelde so teuer erkaufen sollten; deshalb stellten sie dem Vater zugleich die Bedingung, daß er genau an dem festgesetzten Tage übers Jahr seinen Sohn abholen müsse: sonst sollte Wielands Haupt ihnen verfallen sein. Vor der Abfahrt nahm Wate seinen Sohn beiseits, stieß an verborgener Stelle in sumpfigem Busch sein Schwert in die Erde und sagte zu Wieland: „Komme ich etwa nicht genau über Jahr und Tag, dich abzuholen, und wollen die Zwerge dir das Leben nehmen, so eile an diese Stelle und wehre dich mannhaft mit meinem Schwerte". Wieland lernte in den nächsten zwölf Monaten noch so viel, daß er die ganze Kunstfertigkeit seiner Meister sich aneignete. Schließlich mißgönnten sie ihm seine Geschicklichkeit und hofften, Wate würde nicht rechtzeitig kommen, damit sie Wieland töten könnten.

Wate aber fuhr schon einige Tage vor Ablauf der Frist fort und kam drei Tage früher an, als verabredet war. Müde von den Anstrengungen der raschen Fahrt, legte er sich vor dem Berge, in dem die Zwerge hausten, nieder, um zu warten, bis derselbe aufgeschlossen würde. Aber von der Müdigkeit überwältigt schlief er ein. Während seines Schlafes entstand ein Erdbeben, welches einen Felsen vom Gipfel des Berges loslöste: der stürzte auf den Riesen, erschlug ihn und begrub ihn unter Gestein und Erdmassen.

Als der festgesetzte Tag erschien, schlossen die Zwerge den Berg auf; doch vergebens schaute Wieland sich nach seinem Vater um; da sah er den Felsblock, der von der Höhe herabgestürzt war, und vermutete, vielleicht könnte derselbe seinen Vater erschlagen haben. „Mein Vater ist tot, ich selbst zum Tode bestimmt", dachte er; „nun muß ich auf meine Rettung sinnen." Lange suchte er nach Wates Schwert, denn der Sumpfbusch war ganz verschwunden. Endlich sah er den Schwertknauf aus der Erde hervorragen; er riß das Schwert heraus, schlug den Zwergen die Häupter ab, belud mit den kostbarsten Kleinoden ein Roß, bürdete sich selbst noch soviel davon auf, als er tragen konnte, und zog nordwärts nach Dänemark. Nach drei Tagen kam er an die Weser, nicht weit von ihrer Mündung in die See.

Sehr tief war der Strom und Wieland konnte nicht über denselben. Da fällte er einen starken Baum, höhlte den Stamm aus, barg in demselben seine Kleinode und seine Werkzeuge, dazu Speise und Trank, wälzte ihn an das Wasser heran, legte sich selbst hinein und verschloß die Öffnung fest. Vor die Löcher setzte er Glas: das konnte er wegnehmen, wenn er es wollte. Wieland bewegte sich in dem Stamme so lange, bis er ihn in die Strömung wälzte. So trieb er die Weser abwärts ins Meer und ward nach achtzehn Tagen und Nächten an die Küste von Jütland geworfen.

Des Königs Nidung von Jütland Leute ruderten gerade mit einem Strandnetz zum Fischen aus: als sie es ans Land ziehen wollten, war es so schwer, daß sie es kaum emporziehen konnten. Zu ihrer Verwunderung sahen sie, daß ein gewaltiger Baumstamm hineingeraten war. Sie zogen ihn mit Mühe ans Land und betrachteten ihn genau, da sie sahen, daß er gut behauen war, und vermuteten, es sei ein Schatzbehälter. König Nidung, von dem Funde benachrichtigt, kam zum Strande und gebot, in den Stamm zu hauen. Sobald Wieland die Axthiebe merkte, rief er laut, sie möchten doch innehalten, denn ein Mensch sei darin. Die Leute dachten nicht anders, als ein böser Geist stecke in dem Stamme, und liefen alle davon, so schnell sie konnten, außer dem König. Wieland öffnete den Stamm, trat vor Nidung und sprach: „Ein leibhaftiger Mensch bin ich, Herr, nicht ein Gespenst; gib mir Frieden für Leib und Leben und für meine Habe“. Nidung betrachtete erstaunt den schönen Fremdling und gewährte ihm seine Bitte. Wieland verbarg darauf den Stamm mit allen seinen Werkzeugen und seinen Kleinoden unter der Erde. Nur ein Ritter des Königs, namens Regin, belauschte ihn hierbei; aber Wieland bemerkte ihn zuletzt.

Wieland blieb als Knappe an Nidungs Hofe. Einst spülte er die Messer des Königs in der See: da fiel ihm das beste von allen in die Tiefe. Da er keine Hoffnung hatte, es wieder zu erlangen, so ging er zur Schmiede des Amilias, der des Königs Schmied war. Amilias saß gerade mit seinen Gesellen zu Tische: derweil schmiedete Wieland ein Messer, dem verlorenen ganz gleich, und entfernte sich ungesehen. Das Messer legte er dem Könige hin. Dieser schnitt damit ein Brot durch; aber das Messer fuhr nicht nur durch das

Brot, sondern durchschnitt auch den Tisch, soweit es reichte. Erstaunt über solche Schärfe fragte der König, wer das Messer gefertigt habe. Wieland erwiderte: „Amilias, der alles für Euch schmiedet, wird es gemacht haben". Amilias erklärte auch, er habe das Messer geschmiedet. „Nie erhielt ich ein so scharfes Messer aus deinen Händen", entgegnete der König, „nimmermehr hast du es gefertigt". Dann sah Nidung den Wieland forschend an und fragte: „Hast du das Messer geschmiedet?" Wieland antwortete: „Es wird so sein, Herr, wie Amilias sagt, er wird es gefertigt haben". Da drohte Nidung ihm seinen Zorn an, wenn er nicht die Wahrheit sage. Jetzt gestand Wieland den ganzen Sachverhalt. „Das ahnte mir", sprach der König, „daß Amilias ein solches Messer nicht gemacht hätte: denn nie sah ich so treffliche Schmiedearbeit als diese."

Eifersüchtig auf Wieland wegen dieses Lobes, forderte Amilias ihn zum Wettkampf in der Schmiedekunst heraus: er erbot sich, innerhalb eines Jahres Helm und Brünne von undurchdringlicher Festigkeit zu schmieden; Wieland solle ein Schwert schmieden, so gut er es verstehe. „Gelingt es dir", sagte Amilias, „mit deinem Schwert meinen Helm oder meine Brünne zu durchschneiden und mich zu verwunden, so sollst du mir das Haupt abhauen. Zerschneidet aber dein Schwert meine Rüstung nicht, so sei fest überzeugt, daß ich alsbald dein Haupt dir abschlage." Damit war Wieland einverstanden.

Alsbald machte sich Amilias ans Werk und arbeitete das ganze Jahr hindurch eifrig an der Rüstung. Wieland dagegen verrichtete nach wie vor seinen Dienst beim König, bis ihn derselbe nach sechs Monden fragte, wann er mit seiner Schmiedearbeit beginnen wolle. Da bat ihn Wieland, er möge ihm eine Schmiede bauen lassen. Nachdem diese auf Befehl des Königs hergerichtet war, ging Wieland zu dem Versteck, wo er den Stamm mit all seiner Habe aufbewahrt hatte. Aber er fand ihn erbrochen: alle seine Kleinode und alle seine Werkzeuge waren geraubt. Wieland bedachte, daß nur ein Mensch ihn beim Verbergen des Stammes beobachtet habe. Er ging betrübt zum Könige, erzählte ihm, was ihm widerfahren sei, und äußerte seinen Verdacht, daß jener Mann ihn bestohlen haben müsse: leider aber kenne er dessen Namen nicht. Nidung fragte ihn, ob er

wohl den Mann wieder erkennen würde. Als Wieland es bejahte, ließ Nidung ein Volksthing (Landtag) ansagen, zu dem jeder Mann aus seinem ganzen Reiche erscheinen mußte. Wieland betrachtete jeden einzelnen, aber er fand den nicht, welchen er suchte. Da wurde Nidung zornig und warf ihm vor, er treibe seinen Spott mit ihm.

Ärgerlich ging Wieland fort und fertigte in der nächsten Zeit die Bildsäule eines Mannes an. Diese setzte er eines Abends vor des Königs Kammer in eine Ecke. Als der König zu Bette ging, trug Wieland ihm die Kerze voran. Kaum erblickte Nidung das Mannesbild, als er ausrief: „Heil dir und Willkommen, guter Freund Regin! Warum stehst du so einsam hier draußen? Wann kamst du? Wie erging es dir bei den Geschäften, derentwegen ich dich gen Schweden sandte?“ — Da versetzte Wieland: „Herr, nichts wird dieser Mann antworten; ich fertigte dies Bildnis nach meiner Erinnerung: der Mann, dem es gleich ist, hat mir meine Habe geraubt“. — Voller Erstaunen entgegnete Nidung: „Den freilich konntest du nicht hier finden; ich sandte ihn mit wichtigen Aufträgen nach Schweden. Du aber bist der größte Künstler, den ich je gesehen habe. Gut machen will ich meine bösen Worte gegen dich und dir dein Hab und Gut wieder verschaffen“. Als Regin zurückkehrte, gestand er dem Könige, Wielands Eigentum genommen zu haben, des Scherzes wegen, wie er sagte. So erhielt Wieland alle seine Habe zurück.

Doch immer noch säumte Wieland mit seinem Werke zu beginnen, bis nur noch zwei Monde von der verabredeten Frist übrig waren. Da warnte ihn Nidung und riet ihm, mit Eifer zu Werke zu gehen, da er es mit einem gar geschickten und bösen Gegner zu tun habe. Nun fertigte Wieland in sieben Tagen ein Schwert: als es fertig war, zeigte er es dem Könige. Der glaubte nie ein schöneres gesehen zu haben. Wieland ging darauf mit dem Könige zum Flusse, warf eine Wollflocke hinein und ließ sie gegen das Schwert treiben: das zerschnitt sie mitten durch. Nidung lobte die Schärfe des Schwertes, Wieland aber erklärte, noch lange nicht scharf genug sei es ihm. Dann zerfeilte er es in kleine Späne, sonderte alles minder Gute aus und schmiedete aus den besten Spänen ein neues Schwert. Nie glaubte Nidung eine schärfere Waffe gesehen zu haben. Aber auch dies Schwert genügte Wieland noch nicht; noch einmal arbeitete er es um.

Da hatte er endlich ein Schwert, mit schönem Griff, mit Gold eingelegt, und so scharf, daß es eine große Wollflocke ebenso leicht im Strome durchschnitt wie den Strom selbst. König Nidung sagte: „Keine schönere und schärfere Waffe würde man finden, wenn man auch die ganze Welt durchsuchte; dies Schwert will ich als Schlachtschwert führen". Wieland entgegnete: „Niemand als dir, Herr, gönne ich dies Schwert. Aber ich will erst noch die Scheide dazu fertigen und es dann dir übergeben". Das deuchte dem Könige wohl geredet. Wieland aber fertigte ein anderes Schwert, das jenem so ähnlich war, daß niemand beide unterscheiden konnte. Dann nahm er das bessere, versteckte es unter seine Schmiedebälge und sprach: „Da liege du, Mimung; wer weiß, ob ich deiner nicht bald bedarf".

Am festgesetzten Tage erschien Amilias mit seiner Rüstung, stolz auf sein Werk, und brüstete sich vor aller Augen damit: alle bewunderten die Stärke des Helmes und die Festigkeit der zwiefach gearbeiteten Brünne. Nach ihm kam Wieland mit dem blanken Schwerte Mimung. Amilias setzte sich auf einen Stuhl. Wieland trat hinter ihn, setzte die Schneide des Schwertes an den Helm und fragte den Amilias, ob er es spüre. Der entgegnete siegesgewiß: „Hau' zu mit aller Kraft, wenn es glücken soll und dir dein Leben lieb ist". Da drückte Wieland auf das Schwert: das durchschnitt den Helm und den Schädel mit Leichtigkeit und drang im Nu weiter durch Brünne und Brust hindurch bis auf den Gürtel: zur Rechten und zur Linken fiel eine Hälfte des Körpers zu Boden. Starr vor Staunen standen alle da. Nidung aber wollte sogleich das Schwert mit sich forttragen. Doch Wieland sagte: „Ich will es erst rasch vom Blute reinigen und die Scheide dazu holen". Dann eilte er in seine Schmiede, versteckte das echte Schwert Mimung, stieß das andere in die Scheide und brachte es dem Könige: der wähnte nun, das köstlichste Kleinod und die beste Waffe der Welt zu haben. Manch anderes gute Waffenstück und viel kostbares Geschmeide von kunstvoller Arbeit schmiedete Wieland in den folgenden Jahren an Nidungs Hofe für ihn und seine Mannen. Er war der berühmteste Schmied in der ganzen Nordhälfte der Welt, so daß es als größtes Lob für einen Schmied galt, wenn man sagte, er sei ein wahrer Wieland an Geschicklichkeit.

Einſt ſtand Nidung mit ſeinem Heer im Felde, den Feinden gegenüber, fünf Tagemärſche von ſeiner Burg. Da fiel ihm ein, daß er ſeinen Siegſtein vergeſſen habe: das war ein Stein, welcher dem, der ihn bei ſich trug, den Sieg ſicherte. Dies betrübte ihn ſehr. Die Hälfte ſeines Reiches und die Hand ſeiner Tochter bot er dem, der ihm den Siegſtein bringen würde, ehe die Sonne am nächſten Morgen im Oſten ſtünde. Keiner wollte den tollkühnen Ritt wagen außer Wieland. Er ſprang auf ſeinen guten Hengſt Schimming, den er von Heimes Vater, aus demſelben Geſtüte wie Dietrichs Hengſt Falke, erhalten hatte: der flog ſchnell wie ein Vogel dahin. Zweimal legte der Held den Weg, zu dem das Heer fünf Tage gebraucht hatte, in einem Tage und einer Nacht zurück. Kaum ſtieg im Oſten rotglühend die Sonne herauf, als er wieder vor dem Lager anlangte.

Da kamen ihm ſieben Ritter, an ihrer Spitze des Königs Truchſeß, entgegen: derſelbe fragte Wieland, ob er den Siegſtein habe, und bot ihm, als er es bejahte, viel Gold und Silber dafür. Wieland aber weigerte ſich, ihn ihm zu überlaſſen: nicht fein ſei es, daß der Truchſeß ihm den Stein abhandeln wolle, für den der König ſo großen Lohn verſprochen habe, und daß jener, da er doch nicht den Mut gehabt habe, ſelbſt das Wagnis zu unternehmen, den um ſeinen Lohn betrügen wolle, der es ausgeführt habe. Da antwortete der Truchſeß: „Du Tor! Wähnſt du, ein geringer Schmied, etwa des Königs Tochter zu bekommen? Drauf, ihr Mannen! Zieht die Schwerter! Nun ſoll er Stein und Leben laſſen“. Und ehe Wieland es ſich verſah, griffen ihn die ſieben Recken an. Da zog er ſein Schwert Mimung: mit wuchtigem Schwunge ſauſte es auf den Truchſeß nieder und ſpaltete ihm Helm und Haupt, ſo daß er tot vom Roſſe ſank. In wilder Flucht ſtoben ſeine Genoſſen von dannen.

Freudig empfing der König aus Wielands Hand den Siegſtein: als er aber hörte, daß er den Truchſeß erſchlagen habe, da gedachte er, daß dies ein willkommener Vorwand ſei, Wieland um ſeinen Lohn zu betrügen. „Hebe dich ſchleunigſt von dannen“, herrſchte er ihn an, „und komm mir nie wieder vor Augen, wenn du nicht willſt, daß ich dich aufknüpfen laſſe, da du meinen liebſten Dienſtmann erſchlagen haſt.“ — „Das ſagſt du nur, weil du mir meinen Lohn nicht geben willſt“, entgegnete Wieland und zog in die Fremde.

Im Wolfstale, einer einsamen Waldschlucht, ließ sich Wieland mit seinen beiden Brüdern nieder. Einst fanden sie am Ufer des Wolfssees drei Jungfrauen (Walküren: s. S. 119), die ihre Schwanenhemden neben sich liegen hatten und spannen. Heimlich bemächtigten sich die Brüder der Schwanenhemden und zwangen so die Jungfrauen, ihnen zu folgen und sich mit ihnen zu vermählen. Sorgsam hüteten sie die Schwanenhemden; so behielten sie sieben Jahre die Schwanenjungfrauen bei sich. Im achten Jahre aber gelang es denselben, als die Brüder gerade auf der Jagd waren, ihre Schwanenhemden zu finden: lange schon trieb sie heiße Sehnsucht, wieder als Walküren hinzuschweben, wo Speere krachten und Schwerter klangen, wo laut die blutige Feldschlacht tobte. Schnell entschwanden sie. Einsam blieb Wieland im Wolfstal zurück, still hoffend, daß sein strahlendes Weib zurückkehren werde, während seine Brüder nach ihren Gattinnen vergebens die Wälder und Berge durchstreiften. Rotes Gold schlug er zu Ringen und schnürte sie mit Lindenbast zusammen.

Da vernahm Nidung, daß Wieland im Wolfstale einsam säße. In stiller Nacht ritten seine Mannen dahin und banden Wieland im Schlafe. Nidung fragte ihn, woher er das Gold zu seinen Ringen habe. Doch nicht verriet Wieland es dem habgierigen Könige. Gefangen führten sie ihn an Nidungs Hof. Sein gutes Schwert nahm Nidung an sich, seiner Tochter Bathilde gab er einen von Wielands Goldringen: das war der Ring der Schwanenjungfrau, die Wielands Gattin gewesen war. Da sprach die Königin zu Nidung: „Drohend funkeln Wieland die Augen vor Wut. Zerschneidet ihm die Fußsehnen, damit ihr vor seiner Rache sicher seid". Das geschah und Wieland saß nun gelähmt Tag für Tag in seiner Schmiede und schmiedete köstliche Kleinode und prächtige Waffen. Dabei sann er auf Rache an Nidung für all das Böse, das ihm jener angetan hatte.

Einst liefen des Königs zwei junge Söhne zu Wielands Schmiede hinaus in den Wald und baten ihn, ihnen Pfeile für ihre Bogen zu schmieden und die Kleinode zu zeigen, die er in einer großen Kiste verwahrte. Wieland sagte ihnen, sie sollten wiederkommen, aber rückwärts sollten sie zur Schmiede gehen. Am andern Morgen fiel frischer Schnee; die Knaben kamen rückwärts zur Schmiede gegangen. Wieland öffnete den schweren Deckel der Kiste: als sie neugierig ihre

Köpfe hineinbeugten, um den Inhalt zu betrachten, schlug er den Deckel mit solcher Wucht zu, daß die Köpfe in die Kiste flogen. Dann verbarg er die Leichen. Bald vermißte man die Knaben und suchte überall nach ihnen. Auch zur Schmiede kamen Nidungs Mannen und fragten Wieland, ob die Knaben bei ihm gewesen seien. „Sie waren hier", antwortete er, „aber sie sind fortgegangen auf dem Wege zur Königshalle." Das glaubte man, da die Fußspuren von der Schmiede aus vorwärts zur Halle führten. Als man sie nirgends fand, nahm man an, sie seien vielleicht in der See verunglückt. Wieland aber fertigte aus den beiden Schädeln Trinkbecher, die er mit Gold und Silber auslegte: diese gefielen dem Könige sehr, er setzte sie bei Tafel vor, wenn er vornehme Gäste hatte. Aus den Augen fertigte Wieland Schmuck für Nidungs Gattin, aus den Zähnen ein Geschmeide für Bathilde, Nidungs schöne Tochter.

Noch war sein Rachedurst nur halb gestillt: nach Bathilde, die Nidung ihm einst, als er ihm den Siegstein geholt hatte, treulos versagt hatte, und die jetzt seiner Gattin Ring trug, stand sein Sinn. Da zerbrach einst Bathilde diesen Goldring: sie schickte eine ihrer Jungfrauen zu Wieland, damit er ihn wieder herstellte. Der aber erklärte, ohne des Königs Gebot wage er keinerlei Geschmeide zu schmieden; nur wenn Bathilde selbst käme, würde er es tun. Arglos begab sich Bathilde allein in die Schmiede: da verriegelte Wieland die Tür, ergriff die holde Königstochter und zwang sie, ihm zu Willen zu sein. Dann besserte er ihren Ring aus, so daß er viel schöner war als vorher. Beide schwiegen über das, was sich in der Schmiede zugetragen hatte.

Kurz darauf kam Eigel, Wielands Bruder, an Nidungs Hof: er war weit und breit in allen Landen berühmt als der beste Bogenschütze. Um seine Kunst zu erproben, ließ Nidung Eigels drei Winter alten Sohn in den Hof stellen und ihm einen Apfel aufs Haupt legen: dann befahl er Eigel, mit einem Pfeilschuß denselben von des Knaben Haupte zu schießen. Eigel nahm drei Pfeile; einen davon legte er auf die Sehne, schoß und traf mitten in den Apfel, so daß er in zwei Hälften zerspalten wurde. Nidung und alle seine Mannen bewunderten diesen Meisterschuß sehr: noch lange Zeit ward er gepriesen. Nidung aber fragte Eigel, warum er drei Pfeile ge-

nommen habe, da er doch nur mit einem habe schießen sollen. „Herr!“ antwortete Eigel, „ich will dich nicht belügen: hätte ich den Apfel mit dem ersten Pfeile gefehlt und meinen Knaben getroffen, so hatte ich dir diese zwei zugedacht.“* Der König nahm seine freimütige Rede wohl auf; die Ritter aber erstaunten über seine Kühnheit.

Durch Eigel ließ Wieland die Königstochter zu einer neuen Zusammenkunft bestimmen. Wieland sagte ihr, nie wolle er eine andere zum Weibe als Bathilde; Bathilde aber erklärte, kein anderer solle ihr Gemahl werden als Wieland. Darauf zeigte Wieland ihr eine Stelle in seiner Schmiede, wo er Waffen verborgen hatte, und bat sie, wenn sie einen Sohn gebären würde, diesem die Waffen zu geben, falls er selbst nicht mehr da wäre. Dann schieden sie.

Nachher bat Wieland den Eigel, ihm allerlei Federn zu bringen, große und kleine, da er sich ein Flughemd machen wolle. Eigel jagte darauf viele Vögel und brachte sie seinem Bruder. Der fertigte mit großer Kunst ein Flughemd, ähnlich dem Federhemd eines Greifen. Dann bat er Eigel hineinzuschlüpfen und zu versuchen, ob er damit fliegen könne: mit dem Winde müsse er fliegen und mit dem Winde sich niederlassen. Das tat Eigel: leicht trug ihn das Federhemd durch die Luft; als er aber versuchte sich niederzulassen, da fuhr er so heftig zur Erde, daß er fast die Besinnung verlor und es ihm in Ohren und Schläfen sauste. Wieland fragte ihn, ob das Federhemd tauglich zum Fliegen sei. Eigel antwortete: „Wäre es ebenso leicht, sich damit niederzulassen als damit zu fliegen, so würdest du es nie wiederbekommen haben, sondern ich wäre auf und davon geflogen“. Wieland erklärte nun, er wolle noch daran bessern, was fehlerhaft sei. Dann stieg er mit Eigels Hilfe aufs Haus, fuhr selbst in das Federhemd und schwang sich hoch in die Lüfte. „Unrichtig ist, was ich dir sagte, Eigel“, rief er, „daß du dich *mit* dem Winde niederlassen solltest: denn alle Vögel lassen sich *gegen* den Wind nieder. Ich aber fürchtete, du würdest mir entfliegen, wenn du sähest, wie gut das Flughemd ist. Ich will nun zurückfliegen in die Heimat, nachdem ich vorher Nidung gesagt habe, wie ich mich an ihm gerächt habe. Gerät der König aber etwa in Zorn und zwingt dich, nach

* Älteste Gestalt der Tell-Sage.

mir zu schießen, so ziele unter meinen linken Arm: dahin habe ich eine Blase mit dem Blute von Nidungs Söhnen gebunden. Triffst du diese, so wird man glauben, du habest mich verwundet."

Darauf flog Wieland in die Königsburg und setzte sich auf den höchsten Turm. Als der König in seine Halle ging mit seinen Mannen, erblickte er Wieland und rief: „Bist du ein Vogel geworden, Wieland? Manches Wunder machst du aus dir". — „Bald Vogel bin ich, bald Mensch", entgegnete Wieland. „Du aber sollst mich nie mehr in deine Gewalt bekommen: ich fliege von hinnen in mein Heimatland, nachdem ich mich furchtbar an dir gerächt habe für alles Böse, was du mir zugefügt hast. Denn zuerst hast du mir deine Tochter und die Hälfte deines Reiches versprochen, wenn ich dir den Siegstein holte: aber du hieltest dein Versprechen nicht, sondern vertriebst mich aus dem Lande, indem du zum Vorwand nahmst, daß ich den Truchseß erschlagen hatte, den ich doch nur aus Notwehr tötete, da er mich ermorden wollte. Dann hast du mich hinterlistig überfallen im Wolfstale und hierher geführt und ohne Grund mir meine Fußsehnen zerschnitten: dafür erschlug ich dir deine beiden Söhne. Aus ihren Schädeln machte ich dir kostbare Trinkbecher, die du am meisten liebtest. Deine Tochter aber zwang ich, dir zur ewigen Schande heimlich mein Weib zu werden: bald wird sie, so hoffe ich, einen Sohn von mir gebären."

Mit diesen Worten hob sich Wieland auf seinen Schwingen in die Luft empor. „Schieß' ihn, Eigel!" rief Nidung in wild auflodernd dem Grimm. — „Wie dürfte ich meinen leiblichen Bruder schießen, Herr?" versetzte Eigel. — „Den Tod hast auch du verdient", entgegnete Nidung, „da du des Frevlers Bruder bist. Nur wenn du ihn triffst, soll dir das Leben geschenkt sein." Da legte Eigel einen Pfeil auf die Sehne und schoß Wieland unter den linken Arm: mit sicherem Schusse traf er die mit Blut gefüllte Blase, so daß viel Blut zur Erde niederrann. Nidung lobte den Schuß und glaubte, Wieland werde an der Wunde sterben. Der aber flog unversehrt heim gen Seeland und lebte dort auf den Höfen, die ihm Wate, sein Vater, hinterlassen hatte.

Bald darauf starb Nidung und sein Sohn folgte ihm auf dem Throne. Bathilde aber genas eines Knäbleins, das den Namen

Wittich erhielt. Als Wieland das hörte, sandte er nach Jütland und bat den König, ihm sicheres Geleit zu geben zu einer Unterredung. Dieser willfahrte dem Wunsche und Wieland söhnte sich mit ihm aus. Er führte Bathilde als sein Weib mit ihrem Söhnlein Wittich heim nach Seeland; beim Scheiden wurde Bathilde von ihrem Bruder reich mit Gold und Kleinoden beschenkt.

2. Wittichs Ausfahrt.

Wittich erwuchs zu einem überaus starken, kühnen und hochgemuten Jüngling. Wenig Lust zeigte er, das Schmiedehandwerk zu erlernen, wenn auch sein Vater in allen Landen weit und breit berühmt durch seine Kunst war: zu hoch dünkte er sich wegen des königlichen Geschlechtes seiner Mutter, als daß er je Hammerschaft oder Zangengriff berühren sollte. „Gib mir ein mutiges Roß, einen starken Spieß, ein scharfes Schwert, einen neuen Schild, einen harten Helm und eine glänzende Brünne", bat er seinen Vater. „Dann will ich gen Süden reiten und mich im Zweikampfe mit Dietrich von Bern versuchen: er ist gerade so alt als ich, und weit durch die Lande schallt schon sein Ruhm." Vergebens warnte ihn Wieland vor der Löwenstärke des Berners: jung Wittich beharrte bei seinem Vorsatze. Da stattete ihn Wieland aufs beste aus mit Waffen und Rüstung, die er selbst geschmiedet hatte, mit einer zwiefach gearbeiteten, silberglänzenden Brünne, einem Helm aus dem härtesten Stahl, worauf eine goldene Schlange abgebildet war, einem schweren, dicken Schilde, weiß, mit rotem Hammer und roter Zange als Wappen; er gab ihm seinen vogelschnellen Hengst Schimming und sein gutes Schwert Mimung und sagte, er solle es wohl bewahren: er hoffe, daß es in Wittichs Hand tiefe Wunden schlüge, wenn dieser nicht aus der Art geschlagen sei. Dann küßte Wittich seine Mutter Bathilde und seinen Vater zum Abschied und sprang, ohne in den Steigbügel zu treten, seinem Hengst auf den Rücken. Froh lachte Wieland, als er das sah. Er geleitete seinen Sohn auf den Weg, wies ihm genau die Richtung und gab ihm noch manch guten Rat.

Schon war Wittich weithin durch unbekanntes Land geritten, da kam er an einen breiten Strom: als er die Furt nicht fand, stieg er vom Rosse, entledigte sich seiner Rüstung und Kleidung, vergrub sie,

damit niemand sie ihm raubte, und stieg dann in den Strom so weit, daß nur sein Haupt über das Wasser hervorsah. In diesem Augenblicke ritten drei Recken an den Strom, Hildebrand, Heime und Hornboge, Dietrichs Genossen. Als Hildebrand das Mannes-haupt über dem Wasser sah, sprach er: „Mich deucht, da fährt Alberich, der Zwerg, den einst Dietrich fing, im Strome auf und ab: große Lösung bot er damals Dietrich, das Schwert Nagelring und alle Habe des Riesen Grim. Laßt uns ihn fangen und ihm diesmal noch größeres Lösegeld auferlegen". So sprangen die drei von ihren Rossen. Wittich aber rief ihnen zu: „Gebt mir Frieden, um ans Land zu steigen! Dann werdet ihr sehen, ob ich mein Haupt niedriger trage als ihr". Das taten sie. Da sprang er aus dem Strome, neun Fuß weit in einem Sprunge. Hildebrand fragte ihn nach Namen und Herkunft. Doch Wittich antwortete: „Wenig ziemt es euch, mich, nackend wie ich bin, nach meinem Namen zu fragen. Erst laßt mich Kleider und Rüstung anlegen, dann will ich euch gern Rede und Antwort stehen". Damit waren sie einverstanden. Schnell wappnete sich Wittich, schwang sich auf seinen Hengst und rief: „Nun mögt ihr fragen, was euch gefällt; wahrhaft will ich euch antworten". Da fragte ihn Hildebrand: „Wer bist du? Welches ist dein Geschlecht? Warum reitest du allein in unbekanntem Land?" Wittich erwiderte: „Ein Däne bin ich, Wittich mit Namen, Wieland ist mein Vater, des Königs Nidung von Jütland Tochter ist meine Mutter. Nach Bern will ich reiten, um Dietrich im Kampfe zu bestehen". Mit Staunen hatte Hildebrand den mächtigen Gliederbau des Fremdlings betrachtet: es bangte ihm für Dietrich, ob er einem so gewaltigen Gegner standhalten könne. Listig erwiderte er: „Gott sei gelobt, daß ich endlich den Mann gefunden habe, der es wagen kann, den Speerschaft gegen Dietrich zu erheben: schon vermißt er sich in seinem Hochmut zu wähnen, es gebe niemand, der ihn be-siegen könne. Ein wackerer Held scheinst du mir: laß uns Waffen-brüderschaft schließen und schwören, daß einer dem andern in allen Nöten beistehen wolle". — „Edlen Geschlechtes und ein tüchtiger Mann scheinst du mir zu sein", entgegnete Wittich. „Warum sollte ich dir die Brüderschaft versagen, der ich bisher einsam ritt? Doch nennt mir zuvor eure Namen." — Da nannte Hildebrand falsche Namen,

damit Wittich nicht merkte, daß sie Dietrichs Mannen seien. Darauf schwuren sich Wittich und Hildebrand Treue. Dann ritten sie zusammen durch den Strom: denn Hildebrand kannte die Furt.

Weiter ritten sie, bis sich zwei Wege schieden. Hildebrand sprach: „Beide Wege führen nach Bern: lang und beschwerlich ist der eine, kurz und gut der andere; doch liegt an ihm ein festes Schloß bei einer Steinbrücke. In diesem hausen zwölf starke Räuber, die jedem, der über die Brücke kommt, alle seine Habe abnehmen: Roß und Rüstung müßten wir ihnen lassen und froh sein, wenn wir mit dem Leben davonkämen. Denn unmöglich ist es, sie zu besiegen: selbst Dietrich mit all seinen Mannen vermochte nicht die Burg zu stürmen, sondern mußte unverrichteter Dinge abziehen. Darum laßt uns den längeren Weg reiten". Aber Wittich riet, den kürzeren zu wählen, und erbot sich, vorauszureiten und die Räuber zu bewegen, sie in Frieden ihres Weges ziehen zu lassen. Ungern willigten die Genossen ein.

So ritt Wittich der Brücke zu. Als die Räuber ihn von den Zinnen der Burg aus erblickten, teilten sie schon im voraus all sein Gut, Roß und Rüstung, unter sich. Ihr Hauptmann sandte drei ihm entgegen; sie forderten ihn auf, ihnen alle seine Habe zu geben: dann sollte er nur den rechten Fuß und die rechte Hand verlieren und ihnen noch danken, daß er mit dem Leben davonkäme. Wittich wies die Forderung zurück und verlangte mit dem Führer selbst zu reden. Da eilte dieser mit den übrigen herzu: abermals forderten sie, daß er Schild und Schwert und alles, was er habe, ihnen übergäbe. Doch Wittich antwortete: „Schild und Schwert und meine starke Rüstung brauche ich zum Kampfe mit Dietrich, zu dem ich ausgeritten bin. Ewige Schande wäre es mir, sie euch zu lassen". Da rissen sie die Schwerter heraus und griffen ihn an: doch er schlug den ersten, der nach ihm hieb, mit gewaltigem Schlage in der Mitte durch, so daß zu beiden Seiten ein halber Mann vom Rosse sank; der zweite Streich Mimungs spaltete den Hauptmann vom Helme bis zum Gürtel.

Von ferne sahen Hildebrand und seine Genossen, wie Wittich von den Räubern angegriffen wurde. Heime riet, sie sollten abwarten, ob Wittich die Oberhand behalte; dann sollten sie ihm beistehen; sähen sie aber, daß er unterliegen würde, so sollten sie hurtig

davonreiten und sich nicht eines unbekannten Gesellen wegen in Gefahr begeben. Hildebrand und Hornboge aber erklärten, es sei schändlich, wenn sie ihn verließen. So sprengten sie ihm zu Hilfe. Wittich hatte inzwischen schon sieben von den Räubern zu Boden gestreckt; die andern fünf ergriffen die Flucht.

Die vier Recken ritten nun in die Burg: sie fanden dort reichliche Speise und Trank und viele Kleinode und übernachteten daselbst. Lange lag Hildebrand schlaflos: er dachte an Wittichs riesige Kraft und todesverachtende Kühnheit, an seine guten Waffen und fürchtete für Dietrichs Leben, wenn beide im Zweikampfe sich gegenüberständen. Um Mitternacht schlich er leise an Wittichs Lager, nahm dessen Schwert Mimung aus der Scheide, löste den Schwertgriff und -knauf davon ab, setzte beide auf seine eigene Klinge und steckte diese dann in Wittichs Scheide; dann setzte er auf Wittichs Klinge seinen Schwertgriff und -knauf, steckte Mimung in seine Scheide und ging zu seinem Lager zurück. So merkte Wittich am andern Morgen nicht, daß die Klingen der Schwerter vertauscht waren. Nachdem sie sich erhoben hatten, sprach Hildebrand: „Ich will mich nicht länger vor dir verleugnen: Hildebrand bin ich, Dietrichs Waffenmeister, die andern sind Heime und Hornboge, seine Gesellen. Aber wenn ich dir auch zuerst einen falschen Namen genannt habe, so wollen wir doch treue Waffenbrüderschaft halten, wie wir beschworen haben".

Beim Weiterreiten kamen sie an den Weserstrom; hier war eine Brücke zwischen zwei Felsen gewesen, aber die entkommenen Räuber hatten sie abgebrochen, damit Wittich sie nicht verfolgen könnte. Wittich aber gab seinem Hengste Schimming die Sporen: der sprang in gewaltigem Satze von dem einen Felsen über den Strom hin auf den andern; tief bohrten sich Nägel und Hufeisen in beide Felsen ein, so daß sie noch jahrhundertelang sichtbar waren. Drüben sah Wittich die fünf Räuber halten und stürmte sofort auf sie los. Hildebrand und Hornboge wagten gleichfalls mit ihren Rossen den Sprung: diese aber konnten nicht so weit springen, sondern flogen in den Strom und gewannen schwimmend das andere Ufer. Nur Heimes Hengst, der ein Bruder Schimmings war, tat denselben Sprung Schimming nach. Heime aber eilte Wittich nicht zu Hilfe, sondern hielt untätig am Ufer. Hornboge dagegen, der vor Hildebrand ans Ufer

gelangte, ritt an Wittichs Seite und beide töteten nach heißem Kampfe die fünf Räuber. Wittich aber bemerkte nicht, daß er sein Schwert Mimung nicht hatte.

3. Wittichs Kampf mit Dietrich.

Nicht lange nachher langten sie in Bern an: Dietrich ritt ihnen entgegen. Kaum trafen sie zusammen, da forderte Wittich ihn zum Zweikampf: deswegen sei er von seiner Heimat her den langen Weg gen Süden geritten, um zu versuchen, ob wirklich Dietrich ein so großer Kämpe sei, wie man in allen Landen rühme. Zornig erwiderte Dietrich, er werde dafür sorgen, daß nicht jeder hergelaufene Gesell ihn zum Zweikampfe fordere. Hildebrand aber fiel ihm in die Rede: „Halt ein, Herr! du weißt nicht, mit wem du redest. Ich sah ihn kämpfen und ich fürchte, daß Unsieg dein Los im Kampfe sein wird, wenn du allein ihm gegenüberstehst". Doch Dietrich entgegnete, noch heute werde er den Wagehals besiegen und dann vor Bern aufhängen lassen. Hildebrand erwiderte: „Noch ist er ungebunden und mir ahnt, daß er es den ganzen Tag bleiben wird". —

Darauf wappnete sich Dietrich, setzte den Helm Hildegrim auf, nahm sein Schwert Nagelring und den Schild mit dem Löwen und bestieg seinen Hengst Falke, der ein Bruder von Wittichs Hengst Schimming war. Mit großem Gefolge ritt er vor die Stadt hinaus, wo Wittich ihn erwartete. Mit wuchtigem Stoße prallten die beiden Gegner aufeinander; Dietrichs Spieß glitt an Wittichs Schild ab; Wittich aber stieß seinen Spieß so fest in Dietrichs Schild, daß der Schaft zersplitterte. „Wende dein Roß!" rief er Dietrich zu. „Noch ist dein Speer unversehrt, während ich den meinen verlor; ich werde deinem Stoße standhalten, damit auch du deinen Speer verlierst oder mich vom Rosse wirfst." Scharf sprengte Dietrich nun auf Wittich zum zweitenmal los: der aber zog das Schwert, gerade als Dietrichs Speer auf seine Brust traf, und hieb den Speerschaft durch. Dann sprangen beide von den Rossen; ein gewaltiges Schwerterschlagen hub an. Nachdem beide manch wuchtigen Hieb ausgeteilt und empfangen hatten, holte Wittich zu einem furchtbaren Streiche aus, um Dietrichs Helm und Haupt zu spalten: aber der Helm Hildegrim war so fest, daß das Schwert — Hildebrands Klinge, die er heimlich an Mimungs

Griff gesetzt hatte — in zwei Stücke zersprang. Da rief Wittich verzweifelt: „Vater Wieland! Gottes Zorn treffe dich dafür, daß du dies Schwert so schlecht schmiedetest, obwohl du es besser verstandest! Mannhaft hätte ich mich gewehrt, wenn ich ein gutes Schwert gehabt hätte: doch dies da bringt mich und dich in Schmach und Schande!" Schon umspannte Dietrich grimmig den Knauf seines Schwertes Nagelring mit beiden Händen, um Wittich das Haupt abzuhauen, da sprang Hildebrand zwischen die Kämpfer und rief: „Schone das Leben des Fremdlings, Herr, und mache ihn zu deinem Gesellen! Einen kühneren und tapfereren Mann, als er ist, kannst du nimmer gewinnen. Denn er allein hat die Burg den zwölf Räubern abgenommen, die du mit all deinen Mannen nicht bezwingen konntest". — Doch Dietrich entgegnete wütend: „Aufhängen will ich den Hund noch heute vor Bern, wie ich gedroht habe, damit nicht jeder Knechtssohn mich in meinem eigenen Lande auf den Kampfplatz entbietet. Du aber vertritt mir nicht den Weg: sonst werde ich zuerst dich und dann ihn in Stücke hauen!"

Als Hildebrand sah, daß Dietrich in seiner blinden Wut nicht auf ihn hören wollte, ja ihn selbst bedrohte, sprach er: „Ich sehe, daß du nicht verstehst, weisen Rat anzunehmen; mag nun das Kind haben, wonach es schreit!" Damit zog er das Schwert Mimung aus der Scheide, reichte es Wittich hin und sprach: „Sieh, wackrer Held, daß ich dir treue Waffenbrüderschaft halten will! Hier ist Mimung, dein treffliches Schwert, das ich dir listig vertauscht hatte. Das nimm hin und wehre dich tapfer. Helfe dir Gott, denn ich kann dir nicht mehr helfen". Da freute sich Wittich über die Maßen, küßte sein treues Schwert und rief: „Gott vergebe mir die bösen Worte, die ich gegen dich, Vater Wieland, ausstieß! Sieh hier den Mimung, Dietrich, und wisse, daß ich jetzt so begierig bin, mit dir zu kämpfen, wie der Durstige nach kühlem Trunke". Damit hieb er von neuem mit wuchtigen Schlägen auf Dietrich los: den schützte vor Mimungs Streichen nicht Helm noch Schild noch Brünne, sondern Wittich hieb ein Stück nach dem andern davon ab. Keinen Schlag konnte Dietrich führen: kaum konnte er sich decken; schon blutete er aus fünf Wunden und fürchtete ganz zu unterliegen. Da rief er in der höchsten Not: „Meister Hildebrand, scheide du den Zweikampf!" Doch Hildebrand

verſetzte grimmig: „Als ich vorhin euch zu ſcheiden verſuchte, wollteſt du keinen Rat annehmen; damals hätteſt du Ehre und Ruhm davongetragen. Es freut mich, daß du nun ſelbſt ſiehſt, wie ich mit Recht ſagte, daß Wittich ein tapferer Held ſei. Jetzt iſt deine Brünne zerfetzt, dein Helm zerborſten, dein Schild zerhauen, du ſelbſt verwundet; Schimpf und Unehre wirſt du von deinem Übermut haben. Ich miſche mich nicht noch einmal in euren Kampf; mag Wittich ſelbſt überlegen, ob er an dir handeln will, wie du es an ihm wollteſt, oder ob er ſich edelmütiger zeigen will, als du es verdienſt".

Angſtvoll gewahrte König Dietmar, daß ſein Sohn dem Tode geweiht ſei; darum nahm er einen Schild und trat zwiſchen die Streitenden. „Was willſt du tun, König?" rief ihm Wittich zu. „Wenig Ehre wirſt du davon haben, wollteſt du etwa mich mit deinem Gefolge überfallen und niederhauen." Dietmar erwiderte: „In friedlicher Abſicht trat ich zwiſchen euch. Steh' ab vom Kampfe und ſchone meinen Sohn! Ich will dir eine Burg zum Lohne geben und eine edle Jungfrau zur Gattin". Doch Wittich entgegnete: „Nicht lockt mich dein Anerbieten: Dietrich ſoll erleiden, was er mir antun wollte". Da trat Dietmar traurig zurück, und von neuem begannen die beiden Helden den Streit. Doch ſo tapfer ſich auch Dietrich wehrte, Wittich bedrängte ihn hart und ſchlug zuletzt den Helm Hildegrim mitten durch, ſo daß die obere Hälfte ſamt einem Büſchel von Dietrichs Haaren zur Erde flog. Jetzt endlich ſprang Hildebrand vor Dietrich und rief bittend Wittich zu: „Um unſerer Waffenbrüderſchaft willen ſchone ſein Leben! Söhnet euch aus und werdet Kampfgeſellen: wenn ihr beide vereint ausreitet, ſo wird in der ganzen Welt nicht euresgleichen ſein". Wittich verſetzte: „Verdient hat er es nicht; doch um unſerer Waffenbrüderſchaft willen ſoll deine Bitte erfüllt werden". Da legten beide ihre Waffen ab, reichten ſich die Hände, ſchloſſen Freundſchaft und gingen als gute Geſellen zur Stadt hinein.

Sechster Abschnitt.

Dietrichs Kampf mit Ecke und Fasold.

Nachdem Dietrich allmählich von den schweren Wunden, die ihm Wittich geschlagen hatte, genesen war, ritt er eines Tages fort aus Bern: niemand außer Wittich sagte er, wohin und in welcher Absicht er fortritt. Es grämte ihn, daß er im Kampf mit Wittich unterlegen war: deshalb wollte er zu neuen Kämpfen ausziehen und nicht eher heimkehren, als bis er noch mehr Ruhm erworben hätte, als er vor dem Streite mit Wittich besaß. So ritt er nordwärts durch fremde Länder, durch bebaute und wüste Gegenden, Nacht und Tag, so schnell sein Roß Falke ihn trug. Nach sieben Tagen langte er an einem Walde an: hier erfuhr er, daß auf der andern Seite des Waldes die Burg Drachenfels liege. Dort habe König Drusian geherrscht: dessen Witwe habe sich aufs neue verlobt mit einem Recken, so gewaltig und tapfer, daß kein Ritter in allen Landen ihn zu bestehen vermöchte. Ecke sei sein Name; sein Bruder sei Fasold, gleichfalls ein starker und stolzer Held: der habe sich vermessen, er werde jeden Recken, mit dem er zusammentreffe, gleich mit dem ersten Streiche fällen; und noch habe keiner mehr als einen Schlag Fasolds ausgehalten. Ecke aber streife jagend nach allerlei wildem Getier durch die Wälder: wer ihm in den Weg trete, müsse mit ihm kämpfen.

Noch fühlte sich Dietrich schwach von den Wunden, die kaum geheilt waren; deshalb wünschte er nicht Ecke zu begegnen: denn er fürchtete eine zweite Niederlage. Darum stieg er schon um Mitternacht zu Pferde und ritt durch den dichten Wald, weil er in dunkler Nacht vor Ecke sicher zu sein glaubte. So war er geraume Zeit weitergeritten und von seinem Wege in der Finsternis abgeirrt. Da tauchte plötzlich nahe vor ihm aus dem Dunkel Eckes riesige Reckengestalt auf, ehe Dietrich ihn gewahr wurde. Ecke rief ihn an: „Wer bist du, der so stolz in tiefer Nacht durch den dichten Tann reitet?“ Trügerisch antwortete Dietrich: „Heime bin ich, in mein Vaterland reite ich; ruhig begehre ich meines Weges zu ziehen“. — „Sagtest du nicht, du wärest Heime“, entgegnete Ecke, „so möchte ich deiner

gewaltigen Stimme wegen wohl glauben, du seiest Dietrich von Bern. Bist du dieser und willst du in Wahrheit für einen so kühnen Helden gelten, wie man rühmt, so steht es dir schlecht an, deinen Namen zu verleugnen." — Da antwortete Dietrich: „Erraten hast du, daß ich Dietrich bin; nicht länger will ich dir's verhehlen; doch laß mich meines Weges ziehen, da ich nichts mit dir zu schaffen habe". — Aber Ecke versetzte: „Man sagt, ein dänischer Held habe dich neulich besiegt und dir deinen Ruhm abgewonnen: den kannst du nun wiedergewinnen und herrliche Waffen dazu, wenn du mich im Zweikampfe zu Boden streckst". — Dietrich entgegnete: „Nicht gerüstet bin ich zu einem Kampfe: wie sollten wir auch kämpfen in stichdunkler Nacht, da keiner den andern sieht? Wäre es lichter Tag, so würde ich dir's nicht versagen. Denn mancher Held könnte dir berichten im Amelungenlande, daß ich sonst mich nicht lange fordern ließ, sondern freudig jedem zum Kampfe mich stellte. Doch unter solchen Umständen mag ich nicht mit dir kämpfen". — Da pries ihm Ecke seine Rüstung und Waffen: „Mit prächtiger Rüstung statteten meine Verlobte, die Königin vom Drachenfels, und ihre Töchter mich aus: golden ist mein Helm, ganz mit Gold verziert meine Brünne, nie sah man einen Schild mehr funkeln von Gold und Edelgestein als meinen. Mein Schwert aber ist das kostbarste und schärfste auf der weiten Erde; Alberich, der Zwerg, hat es geschmiedet: von rotem Golde sind Knauf und Griff; mit Gold ausgelegt ist die Scheide, goldverziert und mit Edelsteinen besetzt das Gehäng. Ein goldner Wurm ringelt sich vom Griff aus bis zur Spitze auf der Klinge; so scharf sind ihre Schneiden, daß kein Stahl ihnen widersteht. Alberich gab es König Rudlieb, dem gewaltigen Helden; manch edler Held hat es seitdem geführt, bis ich es erhielt. Eckesachs ist sein Name. Großer Ruhm wäre es für dich, mir dies abzugewinnen!" — „Laß dein Prahlen!" entgegnete Dietrich ärgerlich. „Ist dir dein Leben lieb, so höre endlich auf, mich zum Streite herauszufordern." — „Reizt dich nicht die Hoffnung, meine Waffen zu gewinnen, zum Streite mit mir", versetzte Ecke, „so kämpfe mit mir um die Schönheit und Liebe der Prinzessinnen und ihrer Mutter, die mich zu diesem Streite rüsteten: zu ihrer Ehre werde ich manche Heldentat vollbringen." — „Nimmer wahrlich würde ich deiner Waffen wegen mich zum Kampfe entschlossen haben",

erwiderte Dietrich, „doch um der Anmut und Schönheit der Königinnen willen bin ich gern bereit, mich dir zu stellen.“

Damit sprang er vom Rosse, zog sein Schwert Nagelring und schlug so gewaltig in den Kies, daß lichtes Feuer hervorsprühte und er einen Baum erspähen konnte, um seinen Hengst daran zu binden. Laut frohlockte Ecke, daß Dietrich zum Kampfe bereit war: helle Flammen schlug er mit dem Eckesachs aus den Steinen; das war das einzige Licht, das ihnen leuchtete, damit jeder seinen Gegner finden konnte. So zornig trat Dietrich auf, daß die Erde erdröhnte und der Kies hoch emporstob. Wild schwangen sie die Schwerter und führten so mächtige Hiebe gegeneinander, daß lichte Flammen aus Waffen und Rüstungen sprühten; grell aufleuchtende Blitze durchzuckten das nächtliche Dunkel bei jedem Schwertschlag. Von ihren furchtbaren Streichen erhob sich ein Getöse wie das Krachen starker Donnerschläge. Lange tobte der Kampf: schon waren ihre Schilde zerspalten, aber noch war es keinem der beiden Helden gelungen, den Gegner zu verwunden. Da raffte Ecke alle Kraft zusammen und führte einen so gewaltigen Streich nach Dietrich, daß er betäubt zu Boden sank. Frohlockend stürzte sich Ecke über ihn, umklammerte seine beiden Arme und suchte ihn zu binden; doch rasch kam Dietrich wieder zur Besinnung und wehrte sich mit aller Kraft. „Willst du dein Leben behalten“, rief ihm Ecke zu, „so ergib dich, liefere mir deine Waffen und deinen Hengst aus und laß dich gebunden zu der Königin und ihren Töchtern nach Drachenfels führen.“ — „Nimmermehr will ich zum Spotte der Jungfrauen und ihrer Mutter werden“, entgegnete Dietrich. „Ewige Schande hätte ich davon bei tapferen Männern und edlen Frauen; lieber will ich kämpfen bis zum letzten Atemzuge.“ — Mit verzweifelter Anstrengung löste er seine Hände aus Eckes Armen, die sie wie eherne Schrauben zusammenpreßten, und faßte ihn um den Hals: so rangen beide mit aller Macht auf Leben und Tod. Schon drang das erste fahle Tagesgrauen durch das Waldesdunkel: da gewahrte Falke, Dietrichs edler Hengst, daß sein Herr in Todesgefahr schwebe und niemanden habe, der ihm helfen könnte. Schnell riß er sich los, sprang zu den ringenden Gegnern, hob sich auf seinen Hinterbeinen hoch in die Luft und schlug, so stark er konnte, mit seinen Vorderfüßen auf Eckes Rücken.

Dadurch gelang es Dietrich, sich frei zu machen: er sprang auf und hieb mit einem furchtbaren Streiche Ecke das Haupt ab. Dann zog er dem erschlagenen Feinde die Rüstung aus und nahm Eckes Schwert Eckesachs an sich; nie glaubte er bessere Waffen gesehen zu haben, und er gestand sich ein, daß Ecke sie mit Recht als die trefflichsten auf Erden gerühmt habe.

Darauf ritt Dietrich aus dem Walde nach der Burg Drachenfels, in der Hoffnung, daß er als Besieger eines so gewaltigen Helden von der Königin und ihren Töchtern ehrenvoll aufgenommen werden würde. Vom Turme aus sah die Königin ihn in Eckes Rüstung heranreiten; froh rief sie ihre Töchter herbei und sagte: „Seht, da reitet Held Ecke auf stattlichem Rosse zurück; zu Fuße zog er fort von hier; sicherlich hat er einen tapferen Recken bezwungen und führt dessen edlen Hengst als Beute heim". Schnell eilten sie zu ihren Kleinoden, schmückten sich aufs schönste und gingen aus der Burg, um den Sieger zu bewillkommnen. Als aber Dietrich in ihre Nähe kam, da erkannten sie, daß es nicht Ecke, sondern ein fremder Ritter war. Traurig wandten sie sich um, liefen in die Burg zurück und verkündeten jammernd den Burgmannen: „Erschlagen ist Ecke! Ein fremder Ritter reitet draußen in Eckes Rüstung und Waffen heran". Zornig wappneten sich die Mannen und kamen zu Hauf aus dem Tore, um Eckes Tod zu rächen. Dietrich aber fühlte wenig Lust, den Kampf mit der Übermacht aufzunehmen, sondern wandte sein Roß und ritt in den Wald zurück. Jene verfolgten ihn nicht: denn wenn sie auch im ersten Augenblick von Zorn über Eckes Fall erfüllt waren, so zagten sie doch, den Helden anzugreifen, der den unüberwindlichen Ecke gefällt hatte.

In Nachdenken versunken ritt Dietrich weiter: neue Kämpfe, dachte er, würden ihm bevorstehen mit Eckes Mannen, denen er ihren Herrn erschlagen hatte. Da sah er plötzlich einen Ritter vor sich, von stattlichem Wuchs und wohlgewappnet: es war Fasold, Eckes Bruder, der sich vermessen hatte, jeden Gegner auf den ersten Schlag niederzustrecken. Er wußte noch nichts von Eckes Tod: denn er war schon vor Eckes Ausfahrt fortgeritten und eben erst auf dem Rückwege zur Heimat. Als er nun seines Bruders Rüstung erblickte, rief er Dietrich an: „Wohin reitest du, Bruder Ecke?" — Dietrich entgegnete: „Nicht bin ich Ecke, dein Bruder". — Da rief Fasold in grimmigem Zorne:

„Du böſer Hund, feiger Mörder, im Schlafe ſchlichſt du an meinen Bruder und ermordeteſt ihn meuchlings! Wäre er wach geweſen, ſo ritteſt du jetzt nicht hier einher, ſondern lägeſt erſchlagen am Boden; denn er war ein ſo tapferer Recke, daß du allein ihm nimmermehr ſeine Rüſtung abgewonnen hätteſt". — Dietrich entgegnete: „Unwahres ſagſt du und mit Unrecht ſchmähſt du mich. Wider meinen Willen zwang mich Ecke mit ihm zu kämpfen. Nimmer hätte ich mich in den Kampf mit ihm eingelaſſen, wenn ich zuvor gewußt hätte, ein wie ſtarker und tapferer Kämpe er war. Nun aber habe ich ihn in ehrlichem Kampfe erſchlagen und nach Kriegsgebrauch rechtmäßig ſeine Waffen gewonnen".

Da zog Faſold ſein Schwert und ſtürmte ungeſtüm auf Dietrich los: weit holte er mit aller Kraft zum Schlage aus, der mit ſolcher Wucht auf Dietrichs Helm niederſauſte, daß es ihm vor den Ohren brauſte und er wie tot vom Roſſe ſank. Faſold ließ ihn liegen und ritt fort: denn er hatte gelobt, keinem Manne die Waffen zu nehmen, den er auf einen Hieb gefällt hätte. Bald erholte ſich Dietrich von der Betäubung, ſprang wieder auf ſeinen Hengſt und ritt, ſo ſchnell Falke dahinflog, Faſold nach, von heißer Wut und grimmiger Rachgier erfüllt. „Biſt du wirklich ein ſo tapferer Held, wie du dich rühmſt", rief er ihm nach, „ſo ſteh' und kämpfe mit mir. Einen Schuft wird dich jeder wackere Mann ſchelten, wenn du deinen Bruder nicht rächſt."

Zornig wandte Faſold ſein Roß: beide ſprangen zu Boden und drangen mit grimmigen Hieben aufeinander ein. Bald rieſelte rotes Blut an beider Rüſtung hernieder: drei Wunden, doch nicht ſehr tiefe, hatte Dietrich erhalten, während Faſold aus fünf tiefen, weit klaffenden Wunden, die ihm Dietrich mit dem ſcharfen Eckeſachs geſchlagen hatte, blutete. Matt von dem ſtarken Blutverluſte und am Siege verzweifelnd, bat Faſold Dietrich um Schonung ſeines Lebens: er verſprach, ſeine Waffen auszuliefern und Dietrichs Dienſtmann zu werden. Dietrich entgegnete: „Du biſt ein tapferer Held; Frieden will ich dir gewähren, deine Dienſte aber anzunehmen, trage ich Bedenken: denn ich habe deinen Bruder erſchlagen, und gefährlich erſcheint es mir, dir zu trauen, ſolange deſſen Tod ungerächt iſt. Willſt du aber dein Leben für ſeines zur Buße annehmen, ſo laß

uns unſere Hände zuſammenlegen und uns den Eid der Brüderſchaft ſchwören, daß wir in allen Nöten einander beiſtehen wollen wie leibliche Brüder". Gern war Faſold dazu bereit: ſo ſchwuren ſie ſich gegenſeitig den Eid. Dann beſtiegen ſie ihre Hengſte und ritten weiter gen Bern. Freudig empfingen dort den heimkehrenden Dietrich ſeine Mannen: alle Lande waren voll des Ruhmes ſeiner ſiegreichen Kämpfe mit Ecke und Faſold, und alle Welt pries ihn wieder als den gewaltigſten Helden, den die Erde trüge.

Siebenter Abſchnitt.

Heimes Verweiſung.

Bei feſtlichem Mahle ſaß Dietrich in der Königshalle zu Bern auf dem Hochſitze neben ſeinem Vater Dietmar: manch tapferer Recke von mächtiger Geſtalt und kühnem Mute weilte bei ihm, angelockt von ſeines Ruhmes Schall, und zierte ſeine Tafelrunde. Heime ſtand neben Dietrich und reichte ihm eine goldene Trinkſchale mit feurigem Wein. Da nahm Dietrich ſein Schwert Nagelring, zeigte es ſeinen Getreuen und ſprach: „Guter Nagelring, eine harte Probe haſt du beſtanden im Kampfe mit dem ungefügen Ecke; als treffliche Waffe haſt du dich auch dort erwieſen! Dir, Heime, ſchenk' ich dies Schwert: keinem anderen gönne ich's. Nimm es hin und führe es dir zum Heile und Ruhme". Froh dankte Heime für dieſe hohe Ehre. Wittich aber ſprach: „Armer Nagelring, du dauerſt mich! Lieber wäreſt du wohl auch in eines tugendhaften Helden Hand gekommen als in dieſes Feiglings Beſitz. Denn dich, Heime, habe ich immer einem Weibe gleich geachtet ſeit dem Tage, wo ich dich den Schurkenſtreich vollbringen ſah, daß du mich allein mit den fünf wilden und ſtarken Räubern kämpfen ließeſt: untätig hielteſt du, wohlgerüſtet, auf deinem Roſſe, ohne mir beizuſtehen, während Hildebrand und Hornboge auf ihren Pferden noch mit dem Strome kämpften".

Da ergrimmte Dietrich ſehr und rief: „Nicht länger ſoll der feige Schurke, der nicht einmal ſeinem Gefährten in Todesnot beigeſtanden

hat, in meiner Nähe weilen! Fort von hier! Komm' mir nie wieder unter die Augen". Einen Blick voll bitteren Haſſes warf Heime auf Wittich: darauf eilte er aus der Halle, beſtieg ſeinen edlen Hengſt und ſprengte von dannen. Weit ritt er nach Norden, bis er im dichten Falſterwald zwiſchen Sachſenland und Dänemark den Räuber Ingram traf, der mit noch zehn Geſellen dort hauſte und ein ſo gewaltiger Kämpe war, daß er es wohl mit zwölf Männern aufnehmen konnte. Deſſen Genoſſe wurde Heime; manch wilden Raubzug und blutigen Kampf beſtanden ſie zuſammen.

Achter Abſchnitt.

Dietleib.

1. Dietleibs Jugend.

Weit berühmt im ganzen Dänenreiche als der tapferſte Kämpe war Biterolf; er hatte mit ſeiner Gemahlin Oda, der Tochter eines edlen ſächſiſchen Geſchlechtes, einen Sohn Dietleib. Der war groß und ſtark von Wuchs, machte aber ſeinen Eltern wenig Freude, da er aus der Art zu ſchlagen ſchien. Wohl hatte er gar oft Gelegenheit, die Männer im Reiten, Speerſchleudern, Schwerterſchwingen und Steinwerfen, kurz in allen ritterlichen Künſten ſich üben zu ſehen: doch lieber lag er träge im Kochhauſe in der Aſche oder balgte ſich draußen mit Küchenjungen und Bettlern, als daß er ſich ſelbſt edler Künſte und ritterlichen Anſtandes befleißigte. Dazu hielt er ſich unreinlich, wuſch und kämmte ſich nicht. Deshalb kümmerte ſich weder Vater noch Mutter um ihn, ſondern ſie nannten ihn einen Dummkopf und Wechſelbalg.

Einſt waren ſeine Eltern mit ihren Mannen zu einem großen Gaſtmahle geladen. Als ſie ſich dazu rüſteten, hörte Dietleib davon und ſetzte ſich in den Kopf, daß auch er mit zu dem Gaſtmahle fahren müſſe. Er ſchüttelte alſo die Aſche von ſich, trat aus dem Kochhauſe und reinigte ſich: dann ging er zu ſeiner Mutter und fragte ſie, ob es wahr ſei, daß ſie zu einem Gaſtmahle fahren wollten.

„Wohl ist es wahr", entgegnete sie. „Doch was kümmert das dich Faulenzer?" — Dietleib antwortete, er wolle mit ihr dorthin fahren. — „Was? Du entarteter Dummkopf, der du unserem Geschlechte nur Schande machen würdest, wenn du in anderer Leute Gesellschaft kämest, du willst mit zu dem Gastmahle fahren? Seit zwölf Monaten lagst du im Kochhause und kamst nicht zum Vorschein: was willst du unter freien Männern?" — Dietleib versetzte: „Was sollte ich bei euch? Wenig Liebe habt ihr mir stets bewiesen: darum blieb ich lieber im Kochhause. Ist es dir genehm, daß ich mitgehe, so ist es gut; willst du es mir aber nicht gestatten, so gehe ich deshalb erst recht mit".

Stracks schritt er von da zu seinem Vater und sprach: „Ich will mit euch zum Gastmahle fahren, Vater; gebt mir Roß und Waffen dazu". — Kaum traute Biterolf seinen Ohren. „Was willst du unter edlen Männern?" rief er aus. „Dort ist anderes üblich für wackere Jünglinge als Hühner rupfen, Gänse braten, Reisig brechen oder Feuer anzünden: du aber kannst nichts Besseres, da du allen deinen Verwandten unähnlich und entartet bist. Nur Schimpf und Schande würden wir von dir haben, dürftest du uns begleiten. Darum schere dich in dein liebes Kochhaus und lege dich wieder in die Asche!" — Trotzig entgegnete Dietleib: „Erlaubst du mir die Fahrt, gut, so fahre ich mit; erlaubst du mir sie nicht, weil du Schande von mir zu haben fürchtest, so fahre ich erst recht hin und um so mehr, weil du es mir verbietest". Hurtig sprang er hinab in den Hof, sattelte seines Vaters bestes Roß, sprang gewandt darauf und ritt zu einem benachbarten Bauern: den bat er, ihm seine Waffen zu leihen. Als Biterolf sah, daß er bei seinem Vorsatze beharrte, entschloß er sich, es einmal zu versuchen, wie er sich in anderer Leute Gesellschaft benehmen würde. Deshalb gab er ihm schöne Waffen und seine Mutter schöne Kleider, damit sie nicht üble Nachrede davon hätten, wenn er schlecht ausgerüstet hinkäme. Gar stattlich erschien Dietleib, als er gereinigt und neu gekleidet in den Hof zu seinen Eltern trat: behend und mit Anstand sprang er ohne Steigbügel dem Rosse auf den Rücken und ritt mit ihnen von dannen. Während der drei Tage des Gastmahls zeigte Dietleib so höfischen Anstand, als wäre er in vornehmer Leute Gesellschaft aufgewachsen.

2. Biterolf und Dietleib erschlagen im Falsterwalde die Räuber.

Oda, Biterolfs Gattin, und seine Mannen zogen nun heim. Biterolf aber nahm seinen Sohn mit zu einem andern Gastmahl. Als sie von dort aus heimfahren wollten, mußten sie den Falsterwald durchreiten; hier traten ihnen plötzlich die zwölf starken Räuber, Ingram, Heime und ihre Gesellen, entgegen. „Wärest du doch zu Hause!“ sprach Biterolf zu Dietleib. „Ich selber würde schon den Kampf mit diesen Raubgesellen aufnehmen; jetzt aber fürchte ich für dein Leben, der du mein einziger Sohn bist.“ — Doch Dietleib entgegnete: „Glaubst du, daß ich mich fürchte? Jetzt will ich dir beweisen, daß ich nicht aus der Art geschlagen bin und dir keine Schande mache. Komm, laß uns von unseren Rossen steigen und uns mit dem Rücken gegeneinander stellen, damit einer den andern deckt.“ So taten sie.

Grimmig fielen die Räuber Vater und Sohn an: aber diese führten so mächtige Streiche, daß einer der zwölf Gesellen nach dem andern todwund zu Boden sank. Biterolf spaltete dem Ingram mit einem Hiebe Helm und Haupt. Zuletzt war nur noch Heime übrig: der führte einen wuchtigen Hieb nach Biterolf, so daß er niederstürzte. Als Dietleib seinen Vater fallen sah, ergrimmte er und hieb mit solcher Wut auf Heimes Haupt, daß er auf die Kniee niedersank. Aber rasch sprang er wieder auf, schwang sich auf seinen pfeilgeschwinden Hengst und ritt, so schnell er vermochte, von dannen; an diesem Tage, sagte er, habe er gefunden, daß kein Eisen seinem Herrn so hold sei als der Sporn: denn der habe ihm das Leben gerettet. Tag und Nacht ritt Heime, bis er wieder in Bern anlangte: hier söhnte er sich mit Dietrich aus und ward wieder unter dessen Gesellen aufgenommen.

Nachdem Biterolf sich von seiner Betäubung erholt hatte, nahmen er und Dietleib die Waffen und die Schätze der Räuber an sich und ritten nach Hause. Laut erscholl ihr Ruhm in den Nordlanden.

3. Dietleibs Ausfahrt.

Seitdem Dietleib sich so tapfer im Kampfe erwiesen hatte, hegten seine Eltern großes Vertrauen zu ihm und hofften, daß er ihrem Geschlechte Ehre machen würde. Dietleib selbst aber fühlte sich jetzt als Held: unwürdig deuchte es ihn, in träger Ruhe zu Hause zu

ſitzen. Er trat zu ſeinen Eltern und begehrte von ihnen gute Rüſtung und ſchöne Kleider, ein ſtarkes Roß und Gold und Silber: denn er wolle ausreiten in ferne Lande, um berühmter Helden Art und Sitte kennen zu lernen und ſich im Kampfe mit ihnen zu verſuchen. Biterolf und Oda willfahrten ſeiner Bitte, und wohl ausgerüſtet mit Waffen und Rüſtung und mit manch guter Lehre ſchied Dietleib aus ſeinem Vaterhauſe. Beim Scheiden warnte Biterolf ſeinen Sohn, wenn er etwa mit Dietrich von Bern oder deſſen Helden zuſammenträfe, ſich in einen Kampf einzulaſſen: denn nimmer könne er Dietrichs ſtarken Schlägen ſtandhalten.

Weit ritt er durch unbekannte Lande gen Süden. Nach manchen Abenteuern und Kämpfen, die er ſiegreich beſtand, traf er einen Mann, der ihm erzählte, er komme aus dem Amelungenland. Auf Dietleibs Frage nach Dietrich von Bern berichtete ihm der Mann, Dietrich ſei zu ſeinem Oheim, König Ermenrich von Rom, zu einem Gaſtmahle geladen und bereits auf dem Wege dorthin. Dietleib erhielt von dem Manne genauen Beſcheid über den kürzeſten Weg, den er einzuſchlagen hätte, um Dietrich noch unterwegs zu treffen. Darauf ritt er weiter Tag und Nacht, bis er an die Fritilaburg gelangte: hier traf er Dietrich nebſt Wittich und Heime. Dietrich fragte ihn nach Namen, Herkunft und Begehr. „Herr“, entgegnete Dietleib, „ich komme aus Dänemark und reite zu Dietrich von Bern, um ihm meine Dienſte anzubieten.“ Doch verbarg er ihm ſeinen rechten Namen und nannte einen falſchen. „Das haſt du gut getroffen“, fiel Wittich ein. „Hier ſteht vor dir Dietrich, der Königsſohn von Bern.“ Dietrich aber nahm ſeine Dienſte an und übertrug ihm die Aufſicht über die Waffen und Roſſe. Dann ritten ſie weiter gen Rom.

4. Dietleibs Zeche.

Ein prächtiges Gaſtmahl hatte Ermenrich, der König zu Rom, hergerichtet: an langen Tafeln ſaßen im glänzenden Königsſaale viele hochberühmte Helden; köſtliche Speiſen und auserleſene Weine trug man ihnen auf. Die beſten Sänger würzten durch ihre Lieder das Mahl: ſie ſangen von der Väter Heldentaten und von Kämpfen und Siegen der gewaltigſten Helden der Gegenwart. Neun Tage lang währte das Feſt.

In einer großen Halle waren abgesondert die Knappen und Dienstmannen untergebracht; bei ihnen befand sich auch Dietleib. Ihn verdroß es, daß er nicht zu des Königs Tafel geladen war: deshalb beschloß er, selbst ein Gastmahl zu geben, so reich wie das König Ermenrichs. Drei Tage lang bewirtete er die Knappen und Dienstmannen mit Met, Wein und Leckerbissen, so daß des Königs Tisch nicht besser mit Speise und Trank ausgerüstet war als der seine. Dreißig Mark Goldes hatte er im Besitz; die verschwendete er in diesen drei Tagen an seine Gäste. Als nun sein Geld verbraucht war, wollte er doch sein Gastmahl nicht eher abbrechen, als das des Königs zu Ende sei: kurz entschlossen versetzte er zunächst Heimes edlen Hengst, Waffen und Rüstung, dann Wittichs Hengst Schimming, sein Schwert Mimung und all seine Waffen, zuletzt Dietrichs Hengst Falke und des Helden prächtige Kleider und Rüstung; für das Gold, das er dafür erhielt, beschaffte er immer köstlichere Speisen und Weine und lud täglich mehr Leute an seine Tafel. Auch Spielleute und Sänger zog er hinzu, damit auch in dieser Hinsicht sein Gastmahl hinter dem König Ermenrichs nicht zurückstände. Am letzten Tage des Gastmahls schenkte er dem berühmtesten Sänger Isung einen Goldring, den ihm seine Mutter gegeben hatte, und Dietrichs purpurne, goldumsäumte Festkleider.

Nach Verlauf der festlichen Tage befahl Dietrich dem Dietleib, ihm seine Waffen zu bringen und sein Roß und die Rosse seiner Mannen satteln zu lassen, denn er wolle heimreiten. Unverzagt versetzte Dietleib: „Herr, du wirst doch zuerst das Geld bezahlen wollen, das ich verzehrt habe, während du beim Feste warst; denn ich und meine Gesellen mußten doch auch etwas haben, und es deuchte mich zu weit, zu König Ermenrichs Tische zu gehen und von dort Speise und Trank für uns zu heischen". — Dietrich erwiderte: „Ja, ja, das will ich gewiß bezahlen: wieviel ist es?" — „Es ist nicht viel", antwortete Dietleib. „Was ich selbst hatte, verzehrte ich zuerst: es sind dreißig Mark Goldes; das brauchst du mir nicht zurückzuerstatten. Aber was ich danach verbrauchte, das sind sechzig Mark Goldes, die mußt du bezahlen: denn dafür habe ich deinen Hengst Falke und Wittichs und Heimes Rosse sowie alle eure Rüstungen und Waffen zu Pfande gegeben; ferner gab ich deine Prachtkleider

dem Spielmann Isung. Die mußt du auslösen, wenn du sie wiederhaben willst."

Sprachlos über diese Verschwendung und Frechheit seines Dienstmannen, fragte Dietrich König Ermenrich, ob er die Zeche seiner Knappen während der Dauer des Festes bezahlen wolle. Ermenrich, der (wie Dietrich) meinte, es sei eine geringe Summe, sagte: „Gewiß will ich das bezahlen; wie hoch ist die Summe?" — „Frage den Knappen da!" versetzte Dietrich, indem er auf Dietleib wies. Da fragte Ermenrich: „Du junger Mann, wieviel Geld hast du mit deinen Gesellen verzehrt?" — Dietleib antwortete: „Herr, das ist wenig Geld. Aus meiner eigenen Tasche verzehrte ich dreißig Mark Goldes: das magst du wohl beruhen lassen, wenn du willst; aber außerdem verzehrte ich noch sechzig Mark Goldes: die mußt du bezahlen, weil ich dafür meines Herrn und seiner Genossen Rosse und Rüstungen zum Pfand setzte". — Zornig antwortete Ermenrich: „Was für ein Mann bist du, daß du in neun Tagen so viel vertun darfst? Oder welches Heldenwerk kannst du verrichten, daß du so prahlerischen Aufwand treibst? Entweder bist du ein Kämpe oder ein Narr". — Dietleib entgegnete freimütig: „Wo ich bisher zu edlen Männern kam, war es Sitte, nicht so lange mit einem Manne zu reden, ohne ihn zu Tische zu bitten, wenn er hungrig war". — Da befahl Ermenrich, ihm Speise und Trank vorzusetzen: mit Staunen sah der König und seine Gäste, wie er so viel als drei starke Männer aß und eine Goldschale voll Weins, so groß, als sie nur der Schenke zu tragen vermochte, auf einen Zug leerte.

5. Dietleibs Wettstreit mit Walter von Wasgenstein.*

Da sprach Walter von Wasgenstein, König Ermenrichs Schwestersohn, der stärkste und gewandteste Recke in seinem Gefolge: „Was kann dieser Mann noch mehr als Geld vertun oder essen und trinken? Verstehst du den Speer zu schießen oder den Stein zu werfen?" — Dietleib entgegnete: „Ich hoffe, es in beiden Künsten mit jedem von

* Diese Bezeichnung „Walter von Wasgenstein" beruht auf einer Verwechslung: der ursprüngliche Name ist Walter von Aquitanien: dafür wird in späterer Zeit Waskenland (Land der Basken) gesagt. Aus Waskenland aber wurde wegen des Kampfes (s. S. 269ff.) im Wasgau (Vosegus = Vogesen) leicht Wasgenstein.

euch aufnehmen zu können". — Hitzig versetzte Walter: „So laß sehen, ob du mich im Wettkampfe hierin besiegst. Schießest du den Speerschaft weiter als ich oder schleuderst du den Stein weiter, so sei dir mein Haupt verfallen. Unterliegst du, so wisse, daß du dein Leben lassen mußt, damit du nicht noch einmal dich erdreistest, deines Herrn und seiner Genossen Gut zu vergeuden und ein reicheres Mahl zu spenden als der König selbst". — „Ich bin gern bereit dazu", entgegnete Dietleib. „Was kann ich mehr verlieren als mein Leben? Daran aber wird niemand viel gelegen sein. Doch ich hoffe nicht zu unterliegen."

Darauf gingen sie hinaus. Walter nahm einen ungeheuren Stein und warf ihn neun Fuß weit; doch Dietleib schwang ihn hoch empor und warf ihn zehn Fuß weit. Darauf strengte Walter alle seine Kraft an, so daß der Stein dreizehn Fuß weit fortflog: aber Dietleib schleuderte ihn achtzehn Fuß weit. Als Walter sah, daß er hierin unterlag, ließ er sich die längste und schwerste Bannerstange bringen. Walter schleuderte sie mit gewaltigem Schwunge über die Königshalle hin, so daß sie auf der Rückseite niederfiel. Mit Verwunderung sahen alle Recken den Meisterwurf. Dietleib jedoch warf die Stange zurück über die Halle und sprang, nachdem er sie geschleudert hatte, so rasch durch die Halle, welche Türen auf der Vorder- und Rückseite hatte, hindurch, daß er den Schaft noch in der Luft auffing, ehe er den Boden berührte. Alle Ritter erklärten ihn für den Sieger in beiden Spielen.

Ermenrich aber sprach: „Du starker Recke, ich will meines Schwestersohnes Haupt mit Gold und Kleinoden lösen, so teuer du willst". — Dietleib entgegnete: „Was soll mir das Haupt deines Blutsverwandten? Er ist ein starker Held; gern lasse ich ihm sein Leben; schätze du es, so hoch du magst. Aber immerhin mußt du meines Herrn Dietrich und seiner Gesellen Rosse und Waffen auslösen". Freudig ging Ermenrich auf diese Bedingung ein: dazu beschenkte er Dietleib reich mit Gold und Kleinoden und schlug ihn zum Ritter. Jetzt erst nannte Dietleib seinen wahren Namen und seine Herkunft. Dietrich aber nahm ihn, nachdem er sich als einen so wackeren Helden erwiesen hatte, unter seine Genossen auf. Dann ritten sie zusammen nach Bern.

Neunter Abschnitt.

Laurin.

Bei fröhlichem Gelage in der Königshalle priesen einst Dietrichs Kampfgesellen des Helden Löwenmut und unüberwindliche Stärke. „Freilich hat Dietrich manch wackeren Recken und wilden Riesen bezwungen", warf Hildebrand ein. „Doch noch gibt es einen Stärkeren als er: Zwergkönig Laurin ist es. In den Tiroler Bergen hegt er einen Rosengarten, so schön wie keiner auf Erden; mit rotseidenem Faden hat er ihn umzäunt: den darf niemand ihm zerreißen und seine Rosen pflücken, sonst nimmt ihm Laurin zur Buße den linken Fuß und die rechte Hand. Zwölf Männern ist er gleich an Stärke: keiner von uns, auch Dietrich nicht, würde im Kampfe mit ihm obsiegen können."

Während Hildebrands Worten war Dietrich eingetreten. „Kindern erzähle das Märlein!" rief er übermütig. „Erproben will ich, ob wirklich solche Stärke jenem Laurin innewohnt. Auf, Knappen! mein Roß her und meine Waffen! Rosen will ich in Laurins Rosengarten pflücken." Kampflustig sprach der starke Wittich: „Nimm mich mit, Herr: ich will dem Gezwerg seine Rosen niedertreten".

Alsbald ritten sie aus. Durch wild zerklüftetes Gebirge und dichte Wälder ging ihre Fahrt; endlich langten sie auf einem grünen Anger an: süßer Rosenduft strömte ihnen entgegen. Bald hielten ihre Rosse vor einem Rosengarten; viele Tausend der schönsten Rosen blühten hier, kunstvoll verziert mit Goldfäden und glitzernden kostbaren Steinen; ein rotseidener Faden umschloß den Garten statt eines Zaunes. „Welche Pracht!" rief Dietrich erstaunt aus. „Hier möchte ich weilen Tag und Nacht. Das muß Laurins Rosengarten sein." Mit frevler Hand zerriß Wittich den Faden und schlug die Rosen ab. „Zwerglein", rief er höhnend, „dein Hochmut muß gebrochen werden." Dann stiegen die beiden von ihren Rossen und warfen sich ins grüne Gras.

Da sahen sie plötzlich auf glänzendem Rößlein, nicht größer als eine Rehgeiß, ein Zwerglein, kaum drei Spannen hoch, auf sie losſprengen: seine ganze Rüstung funkelte von Gold und Edelgestein;

ein Schwertlein, eine Spanne lang, hing an seiner Seite. Der Sattel war von Elfenbein, von Gold Satteldecke und Zügel, reich mit kostbarem Gestein verziert. Die Helden grüßten den Zwerg, als er näher kam. Der aber schrie sie wütend an: „Wer hat euch täppische Tölpel geladen, hier euch niederzusetzen? Wie erdreistet ihr euch, meine Rosen zu zertreten und abzuschlagen? Den linken Fuß und die rechte Hand laßt beide gutwillig mir zur Buße, wenn euch euer Leben lieb ist!“ — „Männlein, sei friedlich!“ besänftigte ihn Dietrich. „Im nächsten Lenze sprießen neue Rosen. Deinen Schaden aber wollen wir dir mit Gold und Silber büßen. Unziemlich ist es, Leibesbuße von edlen Fürsten zu fordern.“ — „Schöne Fürsten seid ihr fürwahr!“ höhnte Laurin. „Was bietet ihr mir euer armseliges Gold? Ich habe dessen mehr als ein Dutzend eures Gelichters.“ — „Solch freche Schmähredе sollten wir ruhig anhören?“ fuhr Wittich heraus. „Bei den Füßen möchte ich das winzige Großmaul fassen und an den Felsen zerschmettern.“ — „Versuch's nur!“ rief Laurin. „Auf, kämpfe mit mir, wenn du Mut hast!“

Da sprang Wittich in hellem Zorn auf sein Roß, legte den Speer ein und rannte Laurin an: der stach nach ihm mit seinem goldumwundenen Speerlein und warf den starken Helden vom Rosse wie ein schwaches Knäblein. Flugs sprang er auf Wittich los, um ihn zu fesseln und ihm Hand und Fuß abzuschlagen. Da trat Dietrich vor seinen Kampfgesellen und deckte ihn mit seinem Schwerte. „Fort da, Zwerglein!“ rief er. „Seinem Heergesellen läßt Dietrich von Bern kein Haar krümmen.“ — „Bist du Dietrich? Dein Name schreckt mich nicht: willst du dein Leben behalten, so gib gutwillig Hand und Fuß zur Buße.“ — In großem Grimme sprang Dietrich auf seinen edlen Hengst Falke und rannte gegen Laurin.

„Halt ein, Herr!“ klang es da plötzlich hinter ihm: Hildebrand war es, der mit seinem Neffen, dem kühnen Wolfhart, und dem gewaltigen Dietleib Dietrich nachgeritten war. „Umsonst ist der Speerkampf mit dem starken Gezwerg. Dein Speer durchbohrt ihn nicht, dein Schwert schneidet nicht durch seine Brünne; in Drachenblut ist sie gehärtet: kein Stahl dringt hindurch. Springe vom Roß, fasse dein Schwert verkehrt und schlag' ihm den Knauf um die Ohren, bis er hinsinkt.“ Dietrich befolgte des Meisters Mahnung, dem alle

Völker und Männer kund waren, und stieg vom Rosse. Aber ehe er sich's versah, schlug ihm Laurin mit behendem Streiche den Schild aus der Hand. Grimmig hieb Dietrich nach Laurins Schild, so mächtig, daß er in großem Bogen durch die Luft schnellte: dann faßte er sein Schwert an der Klinge und hämmerte mit dem Knaufe so gewaltig auf Laurins Haupt, daß ihm Hören und Sehen verging. In seiner äußersten Not holte das Zwerglein flugs aus seiner Tasche eine Tarnkappe hervor und zog sie über den Helm: im Nu entschwand er Dietrichs Augen. Unsichtbar sprang er nun bald auf diese, bald auf jene Seite und brachte Dietrich manchen Schlag bei. Grimmig schlug Dietrich um sich: aber nur Luft oder Felsen traf er; mit Hohnlachen und neuen Schwertstreichen zahlte ihm der Zwerg seine Lufthiebe heim. „Suche den Schelm zu greifen und ring' mit ihm!" rief Hildebrand seinem Herrn zu. Noch waren seine Worte kaum verhallt, da wurde Laurin wieder sichtbar, warf das Schwert fort, umklammerte Dietrichs Kniee blitzschnell und warf ihn zu Boden. „Einen Zaubergürtel trägt er, darin liegt die Stärke von zwölf Männern: den zerreiß' ihm und er ist in deiner Hand", riet Hildebrand. Von einem Zwergen niedergeworfen zu sein, das erfüllte Dietrich mit solchem Zorne, daß feurige Lohe aus seinem Munde schoß: er faßte Laurin am Gürtel, schwang ihn hoch in die Luft und stieß ihn mit solcher Gewalt auf den Boden, daß der Gürtel zersprang und niederfiel: flugs steckte ihn Hildebrand zu sich.

Mit dem Gürtel wich die Riesenstärke von Laurin: er war jetzt nicht stärker als andere Zwerge. Leicht schleuderte ihn Dietrich vor sich nieder und zückte das Schwert, um ihn zu durchbohren. Kläglich heulend flehte der Zwergkönig: „Schone mein! All mein Gold und Silber will ich dir geben, um mein Leben zu lösen". Aber Dietrich wollte keine Sühne annehmen. In seiner Todesnot schrie Laurin: „Zu Hilfe, Dietleib! Deine Schwester Similde, die längst von ihren Eltern vermißt wird, weilt in meinem unterirdischen Schlosse als meine Braut. Um ihretwillen rette mich!" Als Dietleib das vernahm, legte er Fürbitte für den Zwerg ein: doch Dietrich ließ sich nicht erweichen. Da riß Dietleib den Zwerg zu sich aufs Roß und sprengte mit ihm davon. Schnell sprang Dietrich auf seinen edlen Hengst und eilte ihm zornig nach: doch als er ihn einholte, hatte Dietleib schon den

Zwerg verſteckt. Die beiden Recken prallten ſo hart aneinander, daß beide zugleich aus den Sätteln flogen. Darauf griffen ſie zum Schwert. Mit ſchnellem Streiche ſchlug Dietleib dem Dietrich den Schild aus der Hand: noch grimmiger hieb nun der Berner drein. In dieſem Augenblicke wurden die Arme beider Kämpfer von nervigen Fäuſten umklammert: Hildebrand, Wittich und Wolfhart waren es, die beide auseinander riſſen und nicht eher ruhten, als bis ſie eine Ausſöhnung zuſtande gebracht hatten. Auf Dietleibs Verlangen ſicherte Dietrich auch Laurin das Leben zu.

Dietleib zog nun den Zwerg aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und forſchte, wie Similde in ſeine Gewalt gekommen ſei. „Vom Spiel mit ihren Gefährtinnen unter der Linde lockte ich ſie fort. Eine Tarnkappe warf ich ihr über, die ſie unſichtbar machte: mich ſchützte meine Tarnkappe vor jedes Menſchen Auge. Vergebens ſuchten ſie nun die Geſpielinnen; glücklich brachte ich ſie hierher. Große Pracht umgibt ſie, jeder ihrer Wünſche wird erfüllt: gern weilt ſie bei mir und bald will ſie mein Weib werden.“ — „Iſt dem wirklich ſo, dann magſt du ſie heimführen“, verſetzte Dietleib. „Doch zuvor will ich ſie ſehen und fragen, ob ſie dich zum Gatten begehrt.“

Laurin lud nun die Helden ein, mit ihm in ſein Reich zu reiten: große Wunder und Pracht wolle er ihnen zeigen und reiche Schätze ihnen ſpenden. Vergebens warnte Wittich vor der Tücke der Zwerge. „Vor Zwergen uns fürchten wäre uns ewige Schande“, entgegnete Hildebrand. „Starker Arm und gutes Schwert ſchützt vor jedem Feinde.“ So ritten ſie mit Laurin bis vor einen hohen Berg; eine Eiche verdeckte die Tür; vor derſelben hing ein großes Horn. Mächtig, daß es rings in den Bergen widerhallte, ſtieß Laurin hinein: da öffnete ſich die Tür. Draußen banden die Helden ihre Roſſe feſt. Dann folgten ſie Laurin; viele hundert Zwerge und reichgeſchmückte Zwergfräulein empfingen ſie; dröhnend fiel hinter ihnen die Tür ins Schloß. „Weh uns!“ klagte Wittich. „Keiner von uns, fürcht' ich, wird je das Tageslicht wiederſehen.“ — „Trauet meiner Treue“, verſetzte Laurin. „Ohne Falſch bin ich.“ — In hellem Glanze ſtrahlte von Gold und edlem Geſtein alles da drinnen. In einen Saal, ſo prächtig, wie ſie nie in einer Königsburg einen geſchaut hatten, führte Laurin die Fremdlinge. Herrliche Feſtgewänder ließ er ihnen reichen:

Rüſtung und Waffen legten ſie ab. Goldene Sitze bot man ihnen: in goldnen Pokalen, glitzernd von Edelſteinen, kredenzten winzige Zwerglein ihnen den feurigſten Wein. Auf elfenbeinernem Tiſche wurden ihnen die köſtlichſten Speiſen in ſilbernen Schüſſeln vorgeſetzt. Nicht fehlte es in Laurins Schloß an ritterlicher Kurzweil: im Speer- und Steinwerfen zeigten ſich die Zwerge gewandt; Sänger ließen zur Harfe ihre Lieder erſchallen, um das Mahl zu würzen. Gar wohl behagte das den Helden.

Da kam Similde, ihren Bruder und ſeine Geſellen zu begrüßen, in koſtbaren Gewändern, mit goldner Krone, in deren Mitte herrliche Edelſteine funkelten; ein glänzendes Gefolge von Zwergfräulein geleitete ſie. Bleich war ihr Antlitz; weinend umarmte ſie ihren Bruder Dietleib. „Künde mir, traute Schweſter, was dich härmt", ſagte Dietleib. — „Königliche Pracht umgibt mich", entgegnete Similde. „Hunderte von Zwergfräulein ſind mir jedes Winkes gewärtig. Doch tot dünkt mich alles hier unten und öde: ich vergehe vor Sehnſucht nach Tageslicht und Sonnenſtrahl." — „Sei unbekümmert!" tröſtete Dietleib ſie. „Ich führe dich auf die Menſchenerde zurück, ſollte es auch mein Leben koſten."

Nachdem Similde in ihr Gemach zurückgekehrt war, verließ Laurin ſeine Gäſte und folgte ihr: bitter klagte er, welche Schmach ihm Dietrich und ſeine Genoſſen angetan hätten. — „Begehrſt du Sühne", bat Similde, „ſo laß ſie leicht ſein. Verſprich mir, das Leben der Fremdlinge zu ſchonen." — Trugliſtig gelobte es der Zwerg. Dann ſteckte er ein Ringlein an ſeinen Finger, das ihm, wie der entriſſene Zaubergürtel, die Kraft von zwölf Männern verlieh. Dietleib allein ließ er darauf zu ſich in ſein Gemach rufen. „Gelobe mir, daß du mir deine Schweſter zur Gattin geben und deinen Genoſſen nicht beiſtehen willſt, wenn ſie hier in Kampfesnot kommen. Reicher Lohn, Schätze, wie ſie kein Fürſt beſitzt, ſoll dir dann werden." — „Nie ſoll Similde dein eigen werden, tückiſcher Kobold!" brauſte Dietleib auf. „Nie auch übe ich Untreue an meinen Geſellen." — „So gebe ich dir Zeit, dich eines Beſſeren zu beſinnen", rief Laurin, ſprang, ehe Dietleib ſich's verſah, zur Tür hinaus, ſchlug ſie zu und ſchob den ſtarken Riegel vor. Vergebens rüttelte Dietleib an der Tür und ſuchte ſie zu ſprengen: ohnmächtig war alle ſeine Wut.

Dietrich und seine drei Genossen hatten derweil dem Weine ihres Wirtes alle Ehre widerfahren lassen. Unbemerkt mischte Laurin einen zauberkräftigen Schlaftrunk in den Wein. „Tiefere Züge, dächt' ich, täten so mannhafte Recken", sprach er, zu tüchtigem Trunke ermunternd. Bald sank ein Haupt nach dem andern müde auf den Tisch: zuletzt lagen die vier Recken in festem Schlafe dahingestreckt. Frohlockend rief Laurin seine Zwerge herzu, fesselte die Helden und ließ sie in einen tiefen Kerker werfen. Lange schnarchten sie dort, daß es laut im Berge widerhallte. Endlich erwachte Dietrich; als er an Händen und Füßen starke Fesseln fühlte, geriet er in solchen Zorn, daß feurige Lohe ihm aus dem Munde hervorschoß: das Feuer versengte seine Fesseln. Kaum stand er frei auf den Füßen, als er seine Gefährten ihrer Bande entledigte. Wütend stemmten sie sich mit aller Kraft gegen die Tür ihres Kerkers: aber die schwere Eisentür trotzte allen ihren Anstrengungen.

Als Similde gewahrte, daß Laurin Verrat plane, befreite sie zunächst ihren Bruder Dietleib aus seiner Haft. Ungestüm verlangte er nach seinen Genossen; als er vernahm, sie lägen gefesselt in einem finsteren Kerker, rief er: „Schnell schaffe mir meine Waffen her! Ich muß sie befreien". Da führte ihn Similde zu seinen Waffen und gab ihm auch einen Zauberring: denn finster war es auf einmal im Bergesschachte geworden, und menschliche Augen vermochten keinen Zwerg zu erblicken. Sobald aber Dietleib den Ring an den Finger steckte, sah er alles um sich her, als ob es taghell wäre. Darauf raffte er alle Rüstungen und Waffen seiner Gesellen auf und schleppte sie zur Tür ihres Kerkers: Similde öffnete und er warf die Rüstungen und Waffen hinein.

Das Rasseln und Klirren derselben vernahm Laurin; rasch stieß er in sein Horn: da eilten Tausende von Zwergen in Eisen gewappnet herbei. Laurin führte sie vor die Kerkertür und gebot, keinen der Fremdlinge zu verschonen. Dietleib stand als treuer Torwart in der Tür: er sprang vor und erschlug viele Zwerge. Da fiel ihn Laurin von vorn und gleichzeitig ein Schwarm von Zwergen im Rücken an. Vergebens versuchte Dietleib, Laurin niederzustrecken: er selbst dagegen erhielt mehrere Wunden. Um seinen Rücken zu decken, trat er dicht an die Kerkerwand und ließ nun auf Schwerteslänge keinen Zwerg nahe kommen, ohne ihn mit blutigem Kopfe heimzujagen.

Inzwiſchen hatten die Helden drinnen im Kerker die Waffen angelegt und kamen nun zur Tür. „Wunderbar!“ rief Dietrich, „Waffen höre ich klingen, Streitruf erſchallen und ſehe doch keinen Zwerg.“ — Doch Hildebrand wußte Rat: „Nimm Laurins Zaubergürtel: der mehrt dir die Kraft und macht dich fähig, die Zwerge zu ſehen“. Kaum hatte Dietrich ihn angelegt, da ſah er, wie Dietleib in heißem Streite mit der ganzen Zwergenſchar ſich herumſchlug. Schnell ſprang er ihm zur Seite. Laurin ſtürzte ſofort auf Dietrich los und ſchlug ihm tiefe Wunden. Zornig ſchrie Dietrich auf. Da rief ihm Hildebrand zu: „Schlag' dem Zwergkönig die Rechte ab! Daran trägt er ein gülden Ringlein, das ihm die große Stärke verleiht. Erbeuteſt du es, ſo gib es mir“. Wieder ſchlugen vor Zorn helle Flammen aus Dietrichs Munde. Schlag auf Schlag hieb er auf Laurin los, bis er ihm den Ringfinger abſchlug. Behend raffte Dietrich den Finger von der Erde auf und warf ihn Hildebrand zu, der ſofort ſelbſt den Ring anſteckte: nun ſah auch Hildebrand die Zwerge.

Als Laurin verwundet zurückſprang, lief ein Zwerg vor das Tor des Berges und ſtieß in das große Horn: da eilten laut dröhnenden Schrittes fünf mächtige Rieſen, die Laurin Treue geſchworen hatten, den Zwergen zu Hilfe. Mit ihren ungefügen Eiſenſtangen hieben ſie furchtbar auf Dietleib, Dietrich und Hildebrand ein. Wittich und Wolfhart hörten die donnernden Schläge: da drangen ſie nach der Tür vor, obwohl ſie keinen Feind ſehen konnten. „Laß uns hinhauen, wo wir Waffenlärm hören!“ ermunterten ſie ſich gegenſeitig. — „Haltet ein, ihr wackeren Helden!“ rief ihnen Similde zu, die heimlich herzugeeilt war, und gab jedem der beiden ein Vierblatt von Klee. „Zauberkräftig iſt des Klees Vierblatt. Bewahrt es wohl: es macht euch ſehend und ſchützt euch vor Zauber.“ Dankend ſteckten die Helden es bei und ſahen nun dicht vor ſich die Zwerge und Rieſen mit ihren Geſellen ſtreiten. Mit wuchtigen Schwerthieben mähten ſie ſich eine Gaſſe durch das kleine Volk, bis ſie neben ihren Gefährten ſtanden. Ein furchtbares Blutbad richteten die fünf Helden unter ihren Feinden an. Haufen erſchlagener Zwerge lagen ſchon vor ihnen aufgetürmt: über dieſe ſtürzten die Rieſen ſterbend nieder; aus vielen tief klaffenden Wunden ſchoſſen ihnen Blutſtröme hervor.

In Bächlein roten Blutes watend kämpfte Laurin mit den tapfersten seiner Zwerge noch kurze Zeit: als aber immer neue Leichenhügel vor den zornigen Helden sich auftürmten, da gab er die Gegenwehr auf, umklammerte Dietrichs Kniee und rief flehend: „Schone mein und meines Volkes Leben! Wir alle ergeben uns deiner Gnade". — „Nicht zum zweitenmal täuschst du mich durch trugliſtige Rede, tückiſcher Kobold!" rief Dietrich, zornig das Schwert auf ihn schwingend. Du sollst samt all deinem Gezwerg deine Treuloſigkeit mit dem Tode büßen." Similde jammerte des furchtbaren Mordens: weichherzig legte sie Fürbitte für ihren Räuber und sein Völklein ein. Noch weigerte es ihr Dietrich. Da sprach sie: „Man rühmt von dir, du seiest der stärkſte und zugleich der mildeſte aller Helden: nun zeige, daß dies wahr ist, und halt' ein mit dem Blutvergießen!" Hildebrand und Dietleib vereinten ihre Bitten mit denen Simildes. Da legte sich Dietrichs Zorn; Laurin selbst führte er als Gefangenen mit sich nach Bern. Gold und Edelsteine luden die Helden auf ihre Roſſe, soviel dieſe zu tragen vermochten. Die Herrſchaft über das Zwergvolk aber übergab Dietrich einem Zwergfürsten, der ihm Treue schwur.

Von Dietleib geleitet kehrte Similde von Bern aus zu ihren Eltern zurück: lautes Jammergeſchrei erhob Laurin bei ihrem Scheiden. Froh schloſſen Biterolf und seine Gattin die Tochter, die sie schon als tot beweint hatten, in ihre Arme.

Zweites Buch.

Dietrich als König.

Erster Abschnitt.

Dietrich besteigt den Thron und leistet Etzel Hilfe gegen Oserich.

Nicht lange nachher starb König Dietmar und hinterließ Thron und Reich seinem Sohne Dietrich. Dieser vollbrachte als König noch viele Großtaten und war ein gewaltiger Herrscher: laut erklang sein Lob in allen Landen.

Zu ihm sandte Etzel (Attila), der Hunnenkönig, Botschafter und ließ ihn um Hilfe gegen Oserich, den König des Wilkinenlandes, bitten. Oserichs Tochter Helche (Erka) war Etzels Gemahlin, aber lange schon bestand Unfriede zwischen beiden Herrschern. Dietrich und Etzel aber hatten sich Freundschaft geschworen. Als nun Dietrich hörte, daß sein Freund der Hilfeleistung bedurfte, ritt er alsbald von Bern aus ins Hunnenland mit fünfhundert seiner tapfersten Ritter. Mit Etzels Heeresmacht vereint zogen sie nordwärts in das Wilkinenland, brannten Dörfer und Burgen nieder und machten reiche Beute. Mit großem Heere zog ihnen König Oserich entgegen: da erhob sich eine furchtbare, männermordende Feldschlacht. Herbrand, König Dietrichs Bannerträger, ritt tapfer voran und hieb zu beiden Seiten Roß und Mann nieder, so daß Tote auf Tote hinsanken. Ihm nach drang die Schar der Amelungenhelden tief ins feindliche Heer ein: allen voran mähte Wittich mit seinem scharfen Schwerte Mimung sich eine Gasse durch die Haufen der Feinde. Das sah der Riese Widolf in Oserichs Heere: da schwang er seine schwere Eisenstange mit aller Kraft auf Wittichs Helm, so daß der Held wie tot vom Rosse fiel. Heime bemerkte es: rasch nahm er dem betäubten Wittich sein Schwert Mimung aus der Hand und eilte damit fort. Kühn drangen nun die Wilkinen vor, und Etzels Reihen begannen

zu wanken. Jetzt aber spornte Dietrich seine Recken zum Vorwärtsdringen an. Ungestüm stürzte sich von neuem die Amelungenschar auf den Feind: ihrem gewaltigen Ansturm konnten die Wilkinen nicht widerstehen, sondern wandten sich zur Flucht. Da kam Hertnit, Oserichs Bruderssohn, an die Stelle, wo Wittich noch immer betäubt lag: er erkannte dessen Wappen, ließ ihn fesseln und führte ihn mit fort in Oserichs Burg. Dort wurde er ins Gefängnis geworfen.

Siegreich kehrten Etzel und Dietrich ins Hunnenland zurück. Alsbald schieden Dietrich und seine Recken und ritten heim gen Bern; sechzig Mannen hatte Dietrich verloren, doch keines Verlust schmerzte ihn so als der Wittichs. Da trat Wildeber, einer von Dietrichs besten Kämpen, vor Dietrich und bat ihn, ihm zu gestatten dazubleiben. „Warum willst du nicht mit nach Bern reiten?“ fragte Dietrich. — „Herr“, versetzte traurig Wildeber, „Wittich, mein treuster Gesell, fehlt in unserer Schar; nicht kann ich Ruhe finden, ehe ich sicher weiß, ob er lebt oder tot ist; das will ich erkunden auf jegliche Weise.“ Da gestattete ihm Dietrich zurückzubleiben.

Kurz darauf traf der Spielmann Isung an Etzels Hofe ein. Ihm hatte Dietrich aufgetragen nach Wittich zu forschen: denn ungefährdet kommen Spielleute in aller Herren Länder, während andere Männer mißtrauisch im fremden Lande beobachtet werden, und hören gar mancherlei Kunde. Isung ergötzte am Abend in König Etzels Halle die Recken durch seinen Sang. Da trat Wildeber zu ihm und fragte ihn, ob er ihm helfen wolle durch List an Oserichs Hof zu gelangen. Isung erklärte sich bereit, gleich am andern Morgen dorthin aufzubrechen. So zogen beide zusammen aus Etzels Burg.

Als sie fern von allen Leuten waren, zeigte Wildeber dem Spielmanne das Fell eines riesigen Bären, den er kurz zuvor erlegt hatte; er schlüpfte samt seiner Brünne in die Haut und ließ sie von Isung an Rücken und Beinen zunähen: so sah Wildeber aus wie ein leibhaftiger Bär. Dann legte ihm Isung ein eisernes Halsband um den Hals und leitete ihn hinter sich her. Unterwegs traf Isung einen Mann, von dem er erfuhr, daß Wittich in Oserichs Burg in schwerem Gefängnis gehalten werde und unter großen Martern getötet werden solle.

Gern nahm Oserich den Spielmann Isung, der in allen Landen als bester aller Sänger gefeiert ward, in seine Hofburg auf; abends

ſang er in des Königs Halle zum Harfenſpiel; da geſtand der König, daß er nie einen Sänger habe beſſer die Harfe ſchlagen und trefflichere Lieder ſingen hören. Iſungs Bär aber zeigte ſich als ein ſehr geſchicktes Tier: er tanzte zur Harfe und verrichtete allerhand Kunſtſtücke, die den König und ſeine Mannen ſehr ergötzten. Iſung warnte jeden, ihm nahe zu kommen: denn er laſſe nur ſeinen Herrn zu ſich heran, jeden anderen kratze oder beiße er. Am anderen Morgen bat Oſerich den Spielmann, er ſolle ihm geſtatten, ſeine Jagdhunde zur Kurzweil auf den Bären loszulaſſen, um zu verſuchen, wie ſtark er ſei. Entſetzt antwortete Iſung: „Übel ſprichſt du, König! Denn wenn ich meinen Bären, mein größtes Kleinod, verliere, ſo möchte ich all dein Gold und Silber nicht zum Erſatz, wenn du es mir auch böteſt. Verlierſt du aber deine Hunde durch meines Bären Tatzen, ſo wirſt du zornig werden und deine Mannen werden über meinen Bären herfallen: denn ſei gewiß, daß er wild um ſich ſchlagen wird". Doch Oſerich blieb dabei: „Du kannſt mir dies nicht verſagen; ich will und muß die Hunde auf den Bären loslaſſen; aber ich verheiße dir, daß niemand, weder ich ſelbſt noch meine Mannen, den Bären mißhandeln ſoll". Da fügte ſich Iſung. Schon hatte er und Wildeber in der Burg gehört, wo Wittich im dunklen Gefängnis, mit ſtarken Fußketten und Halseiſen gefeſſelt, läge.

König Oſerich ging nun mit großem Gefolge auf ein Feld vor der Burg: nur der König trug ſein Schwert, die anderen waren ohne Waffen. Auch der wilde Rieſe Widolf, der Wittich niedergeſtreckt hatte, wurde in ſtarken Eiſen hinausgeführt von einem anderen Rieſen, ſeinem Bruder; denn losgelaſſen wurde er nur in der Schlacht, da man ſeine furchtbare Wildheit fürchtete. Alles Volk lief neugierig vor die Stadt. Sogar bis in Wittichs Kerker war die Kunde von dem Spielmann Iſung und ſeinem Bären gedrungen: da er aber wußte, daß Iſung früher nie mit einem Bären umhergezogen ſei, ſo vermutete er, ſeine Freunde in Bern hätten eine Liſt erſonnen, um ihn zu befreien. Darum begann er ſeine eiſernen Feſſeln zu zerbrechen. Derweil ließ Oſerich ſechzig ſtarke und wilde Jagdhunde zugleich auf den Bären los. Doch zu aller Staunen richtete ſich der Bär auf ſeinen Hinterpfoten auf, ergriff mit den Vordertatzen den größten Hund bei den Hinterbeinen, ſchwang ihn hoch durch die Luft

und erschlug damit die zwölf besten Hunde; laut heulend stob die andere Meute auseinander. Voll Zornes, daß seine besten Hunde getötet waren, sprang König Oserich, uneingedenk seines Versprechens, auf den Bären los und versetzte ihm einen Schlag mit seinem Schwerte; das durchschnitt des Bären Fell, glitt aber an Wildebers Brünne ab. Oserich wandte sich zum Fortgehen. Aber Wildeber riß sein Schwert heraus, stürzte sich auf den König und schlug ihm den Kopf ab; blitzschnell sprang er weiter und tötete Oserichs beide Riesen, Widolf und seinen Bruder. Laut jammernd schrie die waffenlose Menge auf, als sie das sahen. Voll Entsetzen rannte alles der Burg zu: sie dachten nicht anders, als der böse Feind selber sei in das zottige Ungetüm gefahren und wolle sie alle vernichten.

Spornstreichs lief Wildeber zur Burg hinauf und rief Wittich beim Namen. Der hatte inzwischen seine Bande gesprengt und das Gefängnis erbrochen: beide eilten nun durch die Stadt und erschlugen jeden, der ihnen in den Weg kam. Bald fand Wittich seinen schnellen Hengst Schimming, auch Wildeber und Isung fanden Rosse: Wildeber warf seine Bärenhaut ab, und die drei sprengten, so rasch die Tiere sie tragen konnten, von dannen. Sie ritten durch unbewohntes Land, bis sie glücklich an Etzels Hof gelangten.

Etzel war sehr erstaunt, Wittich lebendig vor sich zu sehen. Als ihm Wildeber erzählte, wie sie Wittich befreit und König Oserich getötet hätten, rief er aus: „Beneidenswert fürwahr bist du, König Dietrich, daß du solche Kleinode von Helden in deiner Umgebung hast, von denen jeder Geselle sein Leben für des andern Not und für deine Ehre einzusetzen bereit ist!“ Reich beschenkt entließ er die beiden Helden und den Spielmann. Sie ritten nun gen Süden und gelangten glücklich zu Dietrich: hocherfreut begrüßte dieser Wittich und spendete Wildeber reiches Lob für seine Freundestreue und Kühnheit.

Wittich aber war mißvergnügt, weil er sein gutes Schwert Mimung verloren hatte. Als Dietrich ihn fragte, warum er so traurig sei, antwortete er: „Nimmer vermag ich froh zu werden, bis ich erfahre, wer mir mein Schwert genommen hat“. — „Den brauchst du nicht weit zu suchen“, versetzte der König. „Heime hat dein Schwert Mimung; er nahm es, als du betäubt am Boden lagst.“ Da forderte Wittich sein Schwert von Heime zurück.

Einige Zeit lang saß Dietrich ruhig daheim: aber dessen konnte er sich in seinem ganzen Leben gar selten rühmen, daß er Frieden hätte. Denn er fühlte sich dann allein wohl, wenn er zu Schlachten und Heldentaten ausziehen konnte. Daheim wie im Felde umgaben ihn zwölf auserlesene Helden: Hildebrand, sein Waffenmeister, Wittich, Heime, Dietleib, Hornboge, Fasold, Sintram, Wildeber, Herbrand, der Bannerträger, Wolfhart, Helferich, Sigeher.* Wohl konnte Dietrich von sich und seinen Genossen sagen, daß sie nimmer ihresgleichen finden würden, und daß sie vereint ohne Zagen durch alle Welt reiten könnten, ohne jemand zu finden, der sie im Kampf bestehen könnte.

Um diese Zeit starb König Harlung (Dieter) von Breisach, Ermenrichs Bruder; um seine Witwe, die schöne Bolfriana, warb Dietrich bei Ermenrich für seinen Getreuen Wittich. „Wenn Wittich mir so treu sein will wie dir zuvor, so willige ich ein", versetzte Ermenrich. Da schwur Wittich ihm Treue und erhielt nun die Hand der Bolfriana und eine Burg von Ermenrich zu Lehen. Harlungs Söhne Fritila und Imbreke aber wurden der Obhut des getreuen Grafen Eckehart anvertraut und blieben im Breisgau.

Zweiter Abschnitt.

Sibichs Rache.

König Ermenrichs Ratgeber in allen wichtigen Dingen war Sibich, ein kluger und tapferer Mann: dessen Gattin Odilia war die schönste aller Frauen. Ermenrich liebte sie, sie aber wies, treu ihrem Gatten, alle seine Bemühungen, ihre Gunst zu erlangen, von sich. Da entsandte Ermenrich arglistig den Sibich mit ehrenvollem Auftrage in ferne Lande. Während seiner Abwesenheit aber überraschte Ermenrich Odilia und zwang sie, ihm ihre Gunst zu schenken.

Als Sibich heimkehrte, fand er seine Gemahlin sehr betrübt. Auf seine Frage, warum sie weine, entgegnete sie: „Eines Tages, als du

* Übrigens werden die Namen verschieden angegeben.

hinweggefahren wareſt, ſaß ich in meiner kleinen Stube und nähte dein Seidenhemd. Da kam Ermenrich herein und tat mir ſolche Schmach an, daß du ſie nimmer wirſt rächen können". — „Sei heiter, Frau!" erwiderte Sibich. „Das ſoll Ermenrich mir zehnfach entgelten!" Dann ging er zum Könige, verneigte ſich vor ihm und berichtete ihm fröhlich, wie er ſeine Aufträge erledigt hätte. So fühlte Ermenrich ſich ganz ſicher und glaubte, Sibich wiſſe nichts von der Schmach, die ſeiner Gattin widerfahren ſei.

Bald darauf überredete Sibich den König, ſeinen älteſten Sohn Friedrich mit wichtigem Auftrage ins Wilkinenland zu ſenden. Unterwegs aber ließ Sibich den Thronfolger und ſeine Begleiter durch einen Verwandten überfallen und ermorden. Ermenrich jedoch berichtete er, des Königs Feinde hätten den tückiſchen Mord begangen.

Wieder auf Sibichs Rat ſandte Ermenrich ſeinen zweiten Sohn Reginbald zu Schiffe an einen fernen Herrſcher, um Schatzung von ihm zu fordern. Sibich aber beredete den Königsſohn, zur Fahrt ein ſchadhaftes Schiff zu wählen, indem er ihm vorſpiegelte, dasſelbe ſegele am beſten. Als nun auf hoher See ein Sturm das Schiff überfiel, ſank es und Reginbald ertrank mit allen ſeinen Genoſſen.

Noch war keine Kunde von Reginbalds Tode nach Rom gedrungen, da ritt Sibich mit Ermenrich und dem jüngſten Sohne desſelben zur Jagd. Unterwegs entflammte Sibich durch falſche Beſchuldigungen den König zum höchſten Zorn gegen ſeinen Sohn; wütend riß Ermenrich denſelben ſo heftig an ſeinen langen Locken, daß er vom Roſſe ſtürzte; des Königs Hengſt trat mit allen Füßen auf den Jüngling und dieſer erlitt davon den Tod. Als Ermenrich heimkehrte, berichtete man ihm, ſein Sohn Reginbald ſei ertrunken. So hatte Ermenrich auf Sibichs Anſtiften alle ſeine Söhne verloren und war deshalb ſehr traurig.

Keineswegs aber war Sibichs Rache damit geſtillt. Er häufte ſo ſchwere Anklagen gegen Ermenrichs Neffen, die jungen Harlungsſöhne Fritila und Imbreke, daß Ermenrich ſich hoch und teuer verſchwor, nicht eher zu ruhen, als bis ſie gehängt wären. Das hörte Eckehart, ihr Pfleger, der gerade an Ermenrichs Hofe war. Vergebens verſuchte er, Ermenrich zu beſänftigen: als er ſah, daß dieſer bei ſeinem Grimme verharrte und, lüſtern nach den Schätzen der

Harlunge, ein ſtarkes Heer rüſtete, ſprang er auf ſein Roß und ritt davon, bis er an den Rhein kam, der Burg der Harlunge gegenüber. Da kein Fährmann zur Stelle war, ſprengte er in den Strom und ſchwamm mit ſeinem Roſſe hinüber. Die jungen Harlunge eilten ihm entgegen und fragten, warum er ſo große Eile habe herüberzukommen. „Große Not droht euch!“ erwiderte er. „Ermenrich, euer Oheim, zieht mit ſtarkem Heere heran und will euch töten; darum flieht, ſo ſchnell ihr könnt!“ Doch die Jünglinge entgegneten: „Schuldlos ſind wir; ſchlecht ſtünde es uns deshalb an, zu fliehen; es wird uns ſchon gelingen, unſeres Vaters Bruder zu verſöhnen“. Nun ſandten ſie nach ihren Mannen und rüſteten ſich, ihre Burg zu verteidigen.

Ermenrich kam bald heran; unverſöhnlich wies er jede Unterhandlung zurück und warf Feuer in die Burg. Da machten die Harlunge einen Ausfall: tapfer kämpften ſie und töteten viele Ritter Ermenrichs; endlich aber erlagen ſie der Übermacht, wurden gefangen und alsbald gehängt. Ermenrich aber nahm ihren großen Goldſchatz und kehrte heim.

Traurig eilte der getreue Eckehart zu Dietrich von Bern und klagte ihm, wie übel Ermenrich an ſeines Bruders Söhnen gehandelt habe. Dietrich ergrimmte ſehr, fiel alsbald in Ermenrichs Land ein, umſchloß die Burg, auf der der König gerade weilte, mit ſeinen tapferen Mannen und ſtürmte ſie. Mit Mühe und Not entkam Ermenrich und ſein tückiſcher Ratgeber Sibich, der all das Unheil angeſtiftet hatte.

Dritter Abſchnitt.

Dietrichs Flucht zu Etzel.

Sibich ſtachelte nun Ermenrich zum Kampfe gegen Dietrich auf: denn Dietrich ſei ein hochfahrender Mann und heißmütig, und nimmer werde Ermenrich in Ruhe ſein Reich beherrſchen, ſolange der Berner lebe. Auf Sibichs Rat ſandte Ermenrich Geſandte nach Bern und forderte Zins von Dietrich. Der aber ließ ihm entbieten, nimmer, ſolange er das Schwert ſchwingen könne, ſolle Ermenrich auch nur den geringſten Zins aus dem Amelungenland erhalten. „Du ſiehſt,

wie er sich dir gleichstellt in seinem Hochmute", sagte Sibich, „dir, der du doch der Mächtigere bist." — Voll Zornes entgegnete Ermenrich: „Das soll er mit seinem Throne und Leben entgelten! Hängen will ich ihn lassen, damit er sieht, wer von uns beiden am mächtigsten ist". Da rief Heime, der wie Wittich in Ermenrichs Dienste getreten war, aus: „Gott helfe König Dietrich! Schande und Schmach wirst du davon ernten, Ermenrich, daß du so deine nächsten Verwandten vernichtest! An alledem ist nur Sibichs Tücke schuld". — „Ja", fügte Wittich hinzu, „möge dir das die größte Schande werden, deren stets gedacht werde, solange die Welt steht, König Ermenrich!"

Darauf bestieg Wittich seinen schnellen Hengst Schimming und sprengte davon, so rasch ihn das Roß trug, Tag und Nacht, gen Bern. Ermenrich aber bot seine ganze, gewaltige Heeresmacht auf und zog mit größter Eile gegen Dietrich.

Um Mitternacht hielt Wittich vor dem Tore von Bern und begehrte Einlaß in die Burg. Alsbald ward Dietrich gemeldet, Wittich sei gekommen. Schleunig erhob er sich von seinem Lager, hieß Wittich willkommen und fragte, was ihn in tiefer Nacht hergetrieben habe. „Schlimme Kunde bringe ich dir, König Dietrich!" versetzte Wittich. „Mit Tagesgrauen wird König Ermenrich mit einem unbezwinglichen Heere vor Bern stehen. Er hat geschworen, nicht eher heimzukehren, als bis er dich aufgehängt hat wie jüngst die Harlunge."

Da ließ König Dietrich das Heerhorn blasen durch die ganze Stadt. Schnell eilten seine Ritter zusammen in die Königshalle. Dietrich eröffnete ihnen, welch böse Kunde Wittich gebracht hatte, und schloß folgendermaßen: „Zwei Wege stehen uns offen: entweder erwarten wir König Ermenrich und verteidigen uns aufs tapferste: dann wird er manchen Helden verlieren, aber zuletzt werden wir doch der Übermacht unterliegen und Reich und Leben einbüßen; oder wir verlassen unser Reich: dann behalten wir unsere Mannen und unser Leben und können hoffen, unser Land dereinst noch wiederzuerobern. Gott mag walten, wann das geschieht!"

Sogar Hildebrand, Dietrichs kampffroher Waffenmeister, der schon so manchen harten Strauß an seiner Seite ausgefochten hatte, riet zur Flucht: „Laßt uns nicht länger zögern, sondern schleunigst flüchten! Dereinst werden wir, hoffe ich, wiederkehren". Da rüsteten

ſich Dietrichs Geſellen und Ritter, die Burg zu verlaſſen: Roſſegewieher und Waffenklirren, laute Rufe und Hörnerſchall durchhallten die ſtille Nacht. Dazwiſchen erſcholl lautes Wehklagen und Weinen der Weiber und Kinder um ihre Väter oder Söhne und Brüder. Inzwiſchen langte auch Heime, der Ermenrich vorangeeilt war, in Bern an und meldete, daß Ermenrich mit 5000 Rittern und unzähligem Heere ſchon in der Nähe ſei und eilig heranziehe. Da ergriff Hildebrand des Königs Banner und ritt voran, ihm nach in großer Trauer die Schar der Amelungenritter und König Dietrich. Nordwärts ritten die landflüchtigen Recken, den Alpen zu.

Heime und Wittich aber kehrten tiefbetrübt um zu Ermenrich. Zornig ſprach Heime: „Viel Böſes haſt du, König Ermenrich, getan an deinen Blutsverwandten! Deine Söhne ſandteſt du in den Tod, deines Bruders Söhne ließeſt du hängen, die ſchuldloſen Jünglinge; nun haſt du obendrein deinen Blutsfreund König Dietrich, den edelſten Helden, aus ſeinem Lande vertrieben und ins Elend* gejagt. Und all das Unheil hat Sibich angeſtiftet, der Verräter". Da verſetzte Sibich: „Längſt warnte ich dich vor Heimes Hochmut; zu ſtolz iſt er, ſeit du ihn in Ehren an deinen Hof zogſt. Beſſer wäre es, du ſchickteſt ihn heim und ließeſt ihn deine Roſſe hüten im Walde, wie ſein Vater tat". Wütend brauſte Heime auf und ſchlug Sibich mit geballter Fauſt ins Geſicht, daß ihm fünf Zähne herausfielen und ein Blutſtrom aus ſeinem Munde ſchoß: betäubt ſank der Treuloſe zu Ermenrichs Füßen. „Auf, ihr Mannen, greift den Frechen und hängt ihn!" rief Ermenrich. Aber Heime eilte zu ſeinen Waffen, ſchwang ſich auf ſeinen ſchnellen Hengſt und ſprengte von dannen; ſechzig Ritter verfolgten ihn. Da vertrat ihnen Wittich den Weg, ſtellte ſich ins Burgtor und ſchwang drohend ſein ſcharfes Schwert Mimung: aber es gelüſtete keinen nach Wittichs Hieben. So entkam Heime, erſchlug Ermenrichs und Sibichs Mannen, wo er einen traf, und ſteckte ihre Höfe in Brand.

Dietrich war derweil mit ſeinen Mannen über die Alpen geritten und fand freundliche Aufnahme in der Burg zu Bechelaren** bei dem edlen Markgrafen Rüdeger und ſeiner ſchönen Frau Gotelinde,

---

* S. S. 257 Anm. ** S. S. 233 Anm.

Dietrichs Base. Reich beschenkte Rüdeger den flüchtigen König und seine Ritter mit Waffen, Rossen und Kleinoden. Dann geleitete er sie zu König Etzel, seinem Lehnsherrn. Als dieser hörte, daß Dietrich von Bern Schutz und Aufnahme begehrend seiner Burg nahe, ließ er die Hörner blasen und ritt Dietrich mit großem, glänzendem Gefolge tapferer Recken entgegen, ihm zur Seite Königin Helche. Aufs freundlichste hieß er die Amelungen willkommen, ließ ein prächtiges Gastmahl zurüsten, wies Dietrich den Ehrenplatz an seiner Seite an und bat ihn, er solle bleiben, solange es ihm gefalle. Dazu beschenkte er Dietrich und seine Gesellen mit königlicher Freigebigkeit.

So weilte Dietrich lange Zeit in hohen Ehren an Etzels Hofe. Manchen Kriegszug unternahm er an Etzels Seite und führte die Amelungenhelden zu immer neuen Siegen. Unter all den Tausenden von tapferen Kämpen, die in Etzels Diensten Ruhm und reichen Lohn suchten, tat es keiner ihm und seinem Waffenmeister Hildebrand gleich an Heldentaten. Darum priesen alle den großen König von Bern und seine kühne Amelungenschar. Königin Helche aber führte ihm, um ihn noch fester an Etzel zu fesseln, ihre Nichte Herrad, die schönste aller Jungfrauen, als Gemahlin zu. Auch nahm Helche Dietrichs Bruder Dieter, der als zartes Knäblein mit ins Hunnenland geführt war, in mütterliche Obhut: sie zog ihn mit ihren fast gleichalten Söhnlein Erp und Ortwin auf. Treue Freundschaft verband die drei Königssöhne; sie erwuchsen zu stattlichen Jünglingen.

Vierter Abschnitt.

Dietrichs Zug gegen Ermenrich. Die Rabenschlacht.

Zwanzig Winter weilte bereits der flüchtige Gotenkönig an Etzels Hofe. Aber wenn ihn auch Etzel mit Ehren überhäufte, wenn ihm auch all die anderen Fürsten und Helden am Hofe des mächtigen Hunnenherrschers bereitwillig den ersten Platz einräumten, so konnte doch das alles nicht seinen Gram um das verlorene Reich und seine Sehnsucht nach seinen festen Burgen Bern und Raben (Ravenna)

ſtillen. Harmvoll trat er einſt vor Etzel und Helche, erinnerte ſie an die treuen Dienſte, die er allezeit ihnen geleiſtet, daß er vielfach ſein Leben für Etzel gewagt und ihm den Sieg über manches Volk habe erringen helfen, und bat, Etzel möge ihm ein Heer ſtellen, um gegen Ermenrich zu Felde zu ziehen und ſein Reich wiederzugewinnen. Da Helche ihre Bitten mit den ſeinen vereinte, erklärte Etzel ſich bereit, ihm ein ſtattliches Heer zu rüſten, damit er ſein Vaterland wiedererobern könne.

Kaum hörten die Jünglinge Erp und Ortwin von der beſchloſſenen Heerfahrt, als ſie zu Etzel eilten und in ihn drangen, er möchte ſie mit Dietrich und ihrem Freunde Dieter zu Felde ziehen laſſen. Doch Etzel und Helche ſchlugen es ab; denn ſchwere Träume hatten Helche geängſtigt: einen Drachen ſah ſie ihre Söhne auf eine Heide entführen und einen Greif ſie dort töten. Aber Erp und Ortwin beharrten mit jugendlichem Ungeſtüm bei ihrem Verlangen. Dietrich verſprach dem Königspaare, er wolle mit ſeinem Haupte dafür ſtehen, daß die Königsſöhne unverſehrt ins Hunnenland zurückkehrten. Widerwillig gaben die Eltern den beſtändigen Bitten der kampfluſtigen Jünglinge nach.

Bald ſtand das Heer zum Ausmarſche bereit; mutig ſcharrten die feurigen Roſſe im Burghofe und harrten ihrer Reiter. Beim Abſchied empfahl Helche noch einmal ihre Söhne der Obhut Dietrichs. Dann rief ſie ihren Pflegeſohn Dieter zu ſich, ſchlang die Arme um ſeinen Hals, küßte ihn und ſagte: „Mein lieber Pflegeſohn Dieter, ſieh, hier ſtehen, zum Kampfe an deiner Seite gerüſtet, meine lieben Söhne Erp und Ortwin. Von euch drei Jünglingen liebt jeder den anderen ſo, daß ihr ſtets treue Kameradſchaft gehalten habt. Ihr reitet jetzt zu eurer erſten Heerfahrt aus; haltet auch jetzt treu zuſammen und ſteht einer dem anderen wacker bei in jeder Not, wie einſt im Spiele“. — Dieter entgegnete: „Herrin, helfe mir Gott alſo, daß ich dir beide Söhne geſund heimführen möge! Wenn ſie aber im Streite fallen, ſo werde auch ich nicht zurückkommen, und nimmer ſollſt du hören, daß ich lebe, wenn ſie tot ſind“. — Helche dankte ihm, umarmte unter Tränen ihre Söhne und küßte ſie zum letzten Male.

Hildebrand führte Dietrichs Banner, wie bei der Flucht aus Bern, ſo jetzt auf der Heerfahrt gegen Ermenrich. Markgraf Rüdeger

von Bechelaren und Herzog Nudung, sein Schwager, der Bruder Gotelindes, führten die Scharen der Hunnen. Zehntausend Ritter und noch weit mehr andere Mannen folgten Dietrichs Bannern. Zwei Ritter sandte er voraus zu Ermenrich und ließ ihm ankündigen, daß er herannahe mit großer Heeresmacht, um sein Vatererbe wiederzugewinnen. Schnell ließ Ermenrich nach allen Seiten Boten ausreiten und befahl allen seinen Rittern und Mannen, schleunigst zum Kampfe gerüstet nach Rom zusammenzueilen. Siebenzehntausend Ritter mit vielen tausend Mannen folgten seinem Rufe, unter ihnen auch Wittich. Er sprach zu Ermenrich: „Gegen die Hunnen will ich kämpfen, wie jeder Mann in diesem unermeßlichen Heere: aber gegen Dietrich und seinen Bruder Dieter schwinge ich nimmer mein Schwert!"

Nordwärts wälzte sich die Masse der Ritter und Mannen König Ermenrichs. Bei Raben (Ravenna) sahen sie vor sich die Zelte König Dietrichs jenseits des Stromes; da schlug Ermenrich ihm gegenüber sein Lager auf. Sobald die Sonne am anderen Morgen das weite Gefilde erhellte, ließ Dietrich die Hörner blasen und führte seine Scharen in drei Heerhaufen zum Angriff über die Furt des Stromes. Den einen führte Dietrich selbst, Rüdeger den anderen, Nudung den dritten; bei ihm waren auch Dieter, Erp und Ortwin.* Auch die Goten Ermenrichs hatten ihr Heer in drei große Scharen geteilt: Sibich, Wittich und Reinald waren ihre Herzöge. Dietrich griff Sibichs Truppen an. Voran ritt Hildebrand, das Banner in der Linken, das Schwert in der Rechten; unmittelbar hinter ihm stürmte Dietrich selbst gegen den Feind. Eine tiefe und breite Gasse mähten sie sich mit ihren Schwertern bis mitten in Sibichs Scharen. Walter von Wasgenstein trug Ermenrichs Banner; er stieß auf Wildeber, der alles niederhieb, Mann und Roß, was sich ihm in den Weg stellte; da spornte Walter seinen Hengst gegen Wildeber und rannte so gewaltig mit der Eisenspitze des Banners gegen ihn, daß die Spitze in seine Brust eindrang und bei den Schultern wieder herausfuhr. Noch hielt sich der todwunde Kämpe aufrecht im Sattel: er schlug den

* So erzählt die Thidrekssaga (s. Vorwort). Nach dem mittelhochdeutschen Gedicht von der „Rabenschlacht" läßt Dietrich die drei Jünglinge in Bern in Ritter Ilsans Obhut zurück und zieht dann erst zum Kampf nach Raben. Die Jünglinge entweichen heimlich, eilen dem Heere nach und treffen auf Wittich, der sie tötet.

Bannerſchaft durch und mit ſeinem zweiten, letzten Schwertſtreich ſchlug er Walter die klaffende Todeswunde durch die Brünne hindurch. Tot ſanken beide von ihren Roſſen. Als Sibich ſein Banner ſinken und Walter, den tapferſten ſeiner Helden, fallen ſah, wandte er ſein Roß zur Flucht; ihm nach eilten ſeine Mannen, weithin verfolgt von Dietrich und Hildebrand.

Schlimm dagegen erging es dem Heerhaufen des Hunnenherzogs Nudung: dieſer ſelbſt ſtieß, nachdem er manchen Recken in tapferem Streit gefällt hatte, mit Wittich zuſammen, der auf ſeinem Hengſte Schimming wild einherſtürmte. Brünne und Hals ſchlug ihm Wittich mit einem wuchtigen Streiche Mimungs durch, daß das Haupt zur Erde rollte. Als Ortwin das ſah, griff er zornmutig Wittich an; doch bald hauchte er unter des gewaltigen Recken Schwerthieben ſein junges Leben aus. Seines Bruders Tod zu rächen, ſpornte der junge Erp mutig ſein Roß gegen Wittich. Wittichs Mimung ſauſte durch die Luft, und ſterbend ſank Erp neben ſeines Bruders Leiche zu Boden. Dieter hatte inzwiſchen einen tapferen Kämpen Ermenrichs nach heftigem Kampfe niedergeſtreckt. Als er ſich von ihm fortwandte, ſah er Erp vom Roſſe ſtürzen und Ortwins Leichnam am Boden liegen. Da erfaßte ihn Schmerz und Grimm zugleich über den Tod ſeiner trauten Geſpielen: er beſchloß, ſie an Wittich zu rächen oder ihnen in den Tod zu folgen. Mit grimmigen Schlägen fiel er den Helden wütend an. Wittich aber rief ihm zu: „Biſt du Dieter, König Dietrichs Bruder? Dann reite hinweg, ſeinetwegen will ich dir kein Haar krümmen! Streite du gegen andere Männer“. — „Meine Jungherren Erp und Ortwin haſt du erſchlagen, du böſer Hund!“ entgegnete wild Dieter. „Ich will Rache für ſie nehmen oder mein Leben laſſen: du oder ich, einer muß hier tot vom Roſſe ſinken!“ — Mit dieſen Worten drang er noch heftiger als vorher auf Wittich ein. „Zwing' mich nicht, das Schwert zu erheben!“ warnte dieſer noch einmal. „Um Dietrichs, deines Bruders, meines edlen Herrn, willen möchte ich dein Leben ſchonen.“ — Zur Antwort hieb Dieter mit aller Wucht nach Wittichs Helm; doch zu feſt hatte Wieland, der Meiſter aller Schmiede, denſelben geſchmiedet, als daß auch der ſchärfſte Stahl hätte hindurchdringen können. Dieters Schwert ſprang ab und fuhr ſo wuchtig nieder auf den Hals des Roſſes, daß

dessen Kopf zu Boden flog: so ließ Schimming, Wittichs schneller, treuer Hengst, der ihn zu gar manchem Kampf und Sieg getragen hatte, sein Leben. Behend glitt Wittich zur Erde nieder. „Das weiß der heilige Gott", rief er traurig aus, „daß nur die größte Not mich zwingt, jetzt zu tun, was ich nie zu tun gedachte! Aber wehre ich mich jetzt nicht meines Lebens, so erschlägst du mich." Da umspannte er mit beiden Händen den Griff seines scharfen Schwertes Mimung und hieb so gewaltig auf Dieter ein, daß ihm Brünne und Rumpf mitten durchgespalten wurden. Als aber Wittich König Dietrichs jungen Bruder nun tot vor seinen Füßen liegen sah, da erhub er laute Klage um den Gefallenen: „Wehe, Dietrich, edler Herr, welch schweres Herzeleid widerfährt dir durch meine Hand! Läge ich doch lieber selbst tot am Boden, als daß ich dir deinen Bruder erschlagen mußte! Nun werde ich alle Lande räumen müssen vor deinem furchtbaren Grimm".

Derweil ritt König Dietrich, von der Verfolgung Sibichs zurückkehrend, siegesfroh über das Schlachtfeld. Da sprengte mit verhängtem Zügel ein Ritter auf ihn los und rief: „Schlimme Kunde, Herr, bringe ich dir! Dein Bruder Dieter, Etzels Söhne Erp und Ortwin, dazu Herzog Nudung, sie alle sind von dem grimmigen Wittich erschlagen. Auf, räche ihren Tod!" — „Wehe mir!" rief in bitterem Schmerze Dietrich aus. „Warum traf mich kein Stoß noch Schlag, während meine lieben Jungherren und Dieter, mein Bruder, erschlagen sind? Nun kann ich Etzel- und Helche nie mehr vor die Augen treten: darum will ich sterben oder die Erschlagenen rächen." Und herum riß er seinen schnellen Hengst Falke in furchtbarem Zorn, stieß ihm die Sporen in die Weichen, daß das Blut hervorquoll, und schnell wie ein Pfeil sauste er davon in der Richtung, wo er Wittich vermutete: so stark loderte sein Zorn auf, daß helles Feuer ihm aus dem Munde fuhr.

Wittich hatte nach dem Tode seines Hengstes Schimming Dieters Roß bestiegen. Da sah er Dietrich heransausen: so schnell er konnte, sprengte er davon. Dietrich rief ihm zu: „Du böser Hund, warte mein! Meinen Bruder, den du erschlugst, will ich rächen. Wagst du es, mit einem Manne zu streiten, so halte still!" Aber Wittich ritt noch viel schneller, als ob er nichts hörte. Wieder rief Dietrich:

„Ewige Schande wird es dir sein, so feige zu fliehen. Steh' und kämpfe mit mir, daß ich meinen Bruder räche oder selbst falle". — Da rief Wittich zurück: „Nur widerwillig erschlug ich dir den Bruder. Ich weigerte mich, das Schwert gegen Dieter zu erheben, und mahnte ihn ab vom Kampfe, aber er zwang mich dazu: denn so ungestüm fiel er mich an, daß er mir Schimming, mein edles Roß, erschlug und mich selber getötet hätte, wäre ich ihm nicht zuvorgekommen. Willst du Buße an Gold und Silber für sein Leben annehmen, so will ich dir entrichten, soviel du begehrst". — Und weiter ging die wilde Jagd. Da sah Wittich plötzlich unmittelbar vor sich die See: sich umwendend gewahrte er, wie Dietrich ihn fast eingeholt hatte und den Speer nach ihm schwang. Verzweifelt gab Wittich seinem Rosse die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und in gewaltigem Sprunge ins Meer setzte. Doch als die Wogen über Roß und Reiter zusammenschlugen, da tauchte vom Meeresgrunde Wachilde auf, das Meerweib, Wittichs Ahnfrau, Wielands Mutter*: sie fing ihren Enkel in ihren Armen auf und barg ihn auf kühlem Meeresgrunde. Dietrich sprengte ihm nach ins Meer und ließ sein Roß weit hinausschwimmen: als aber Wittich nicht wieder emportauchte, wandte er sich dem Lande zu. Grimmig, daß Wittich seiner Rache entgangen war, und voll Schmerz über Dieters und der jungen Hunnenfürsten Fall ritt der König zu seinen Mannen zurück. Ermenrich dagegen hatte inzwischen seine Heerhaufen wieder gesammelt.

Fünfter Abschnitt.

Dietrichs Rückkehr ins Hunnenland.

Traurig stand Dietrich vor den Leichen seines Bruders und der beiden Söhne Etzels. „Lieber wollte ich schwere Wunden empfangen haben, als daß ihr tot dalieget", klagte er. „Nimmer kann ich Etzels und Helches Zorn nun versöhnen. Fahr' heim mit deinen Mannen, edler Rüdeger, und entbiete du ihnen meinen Gruß: ich will hier

---

S. S. 284.

bleiben." Rüdeger entgegnete: „Keinerlei Schuld trifft dich, Herr Dietrich, am Tode der jungen Könige. Das wollen wir alle, ich und meine Ritter, dir bei Etzel und Helche bezeugen: gelingen wird es dir trotz ihres großen Schmerzes, sie wieder gerade so zu Freunden zu haben wie vorher". Doch Dietrich erwiderte: „Mein Haupt setzte ich Helche zum Pfande, daß ich ihr ihre Söhne gesund wieder zurückbringen würde. Nimmer kann ich ihr vor die Augen treten". Da sprachen alle Ritter: „Fahr' mit uns heim, König, ins Hunnenland: wir wollen dich so unterstützen, daß Etzel und Helche dir nicht gram sein sollen. Willst du aber hier bleiben, so wollen wir dich nicht verlassen, sondern mit dir gegen König Ermenrich ziehen, bis du dein Land wieder erobert hast". Dietrich entgegnete: „Das wage ich wahrlich nicht, länger mit Etzels Heere zu Felde zu ziehen, nachdem seine beiden Söhne gefallen sind: lieber reite ich mit euch zurück ins Hunnenland". — So geschah es.

Als sie in Etzels Burg anlangten, scheute sich Dietrich, dem Könige zu nahen: harmvoll verbarg er sich. Noch war zu Helche keine Kunde vom Tode ihrer Söhne gedrungen: da sah sie deren Rosse mit blutigen Sätteln leer in den Burghof laufen. Laut jammernd brach sie zusammen und verfluchte den Berner, der so schweres Leid über sie gebracht habe. Kurz darauf trat Rüdeger vor den König und die Königin. „Schlimme Kunde muß ich euch bringen!" sagte er. „Erp und Ortwin liegen tot in fremder Erde, mit ihnen Dieter und Herzog Nudung: sie alle hat der grimme Wittich erschlagen." Und weiter berichtete er, wie Dietrich ohne Schuld sei an all dem Unglück, wie er den Fall der Königssöhne zu rächen versucht habe, wie er nicht habe zurückkehren wollen und nun vor aller Welt sich verborgen halte, trostlos der jungen Helden Fall beklagend. Als Helche das hörte, vergaß sie ihres Zornes gegen den Berner und bat Rüdeger, ihn herbeizuholen. Viele Mühe und Worte kostete es Rüdeger, den Helden dazu zu bewegen. Als Dietrich vor den König trat, beugte er sich tief zur Erde und sprach: „Mein Haupt lege ich dir zu Füßen, König Etzel. Nimm mein Leben für das deiner Söhne, wenn du Sühne begehrst!" Da hob ihn Etzel gütig auf und sprach: „Fallen muß jeder, dem die ewig waltenden Götter den Tod bestimmten: keinem Manne gewähren auch die besten

Mail

Waffen und die größte Stärke Schutz, wenn das Schicksal will, daß er sterbe". Helche aber fragte ihn: „Sage mir, guter Freund Dietrich, wie wehrten sich meine Söhne, ehe sie fielen?" Dietrich entgegnete: „Herrin, als wackere Helden sind sie gefallen und keiner von ihnen wollte den andern im Stich lassen". Da umarmte ihn Helche und sprach: „Habe Dank für diese Kunde, König Dietrich! Wem es bestimmt ist, den Todesstreich zu empfangen, der muß scheiden vom Leben: nicht frommt es, tote Männer lange zu beklagen. Sei nun getrost und willkommen bei uns".

Noch zwölf Jahre lebte Dietrich an Etzels Hofe: wie früher erzeigten ihm Etzel und Helche große Ehre und Gunst. Während dieser Zeit starb die milde Königin Helche: an ihrem Sterbelager stand traurig Dietrich und nahm tiefbewegt Abschied von ihr.

Später führte Etzel Kriemhild, Siegfrieds schöne Witwe, als Gattin heim. Glühende Rache im Herzen, bestieg sie den Hochsitz neben Etzel in der Königshalle. Alle ihre Verwandten, die Burgundenkönige Gunther, Gernot und Giselher, samt ihren tapferen Mannen fielen ihrem unersättlichen Rachedurste zum Opfer, nachdem sie ihrer tückischen Einladung an Etzels Hof gefolgt waren. — Im Kampfe mit ihnen verlor Dietrich alle seine treuen Heergesellen bis auf Hildebrand, seinen Waffenmeister.*

Sechster Abschnitt.

Dietrichs Heimkehr.

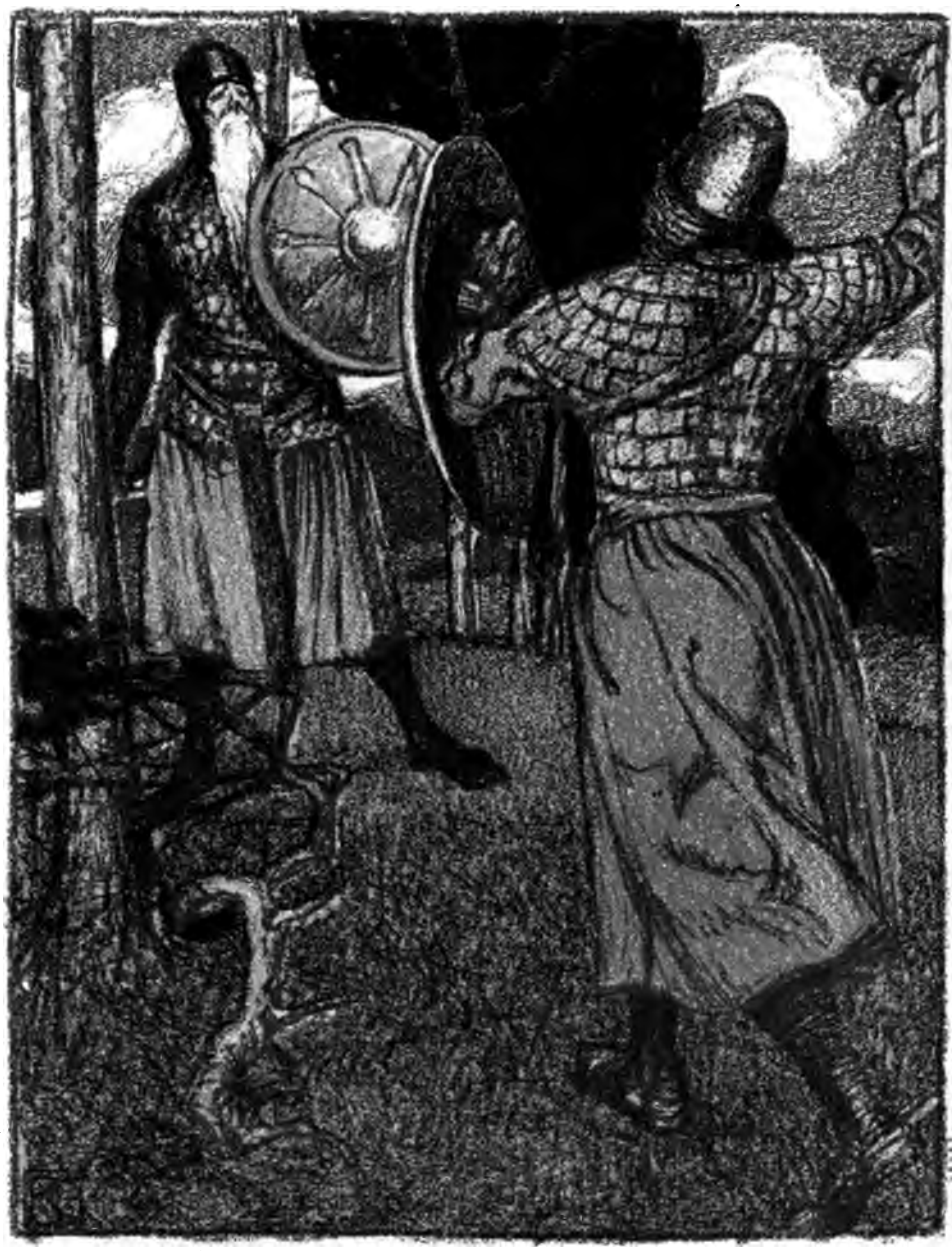
Trotz dieses zweiunddreißigjährigen Aufenthaltes im Hunnenlande ward den Amelungenhelden die Fremde nie zur Heimat: Heimweh nach dem schönen Bern, tiefe Sehnsucht nach ihrem Volke und Lande ließ ihnen nimmer Ruhe. In solcher Stimmung sprach einst Dietrich zu Hildebrand: „Tot liegen alle unsere Getreuen und Freunde, auch Rüdeger, unser edler Freund, ist erschlagen**; einsam und öde ist es nun am Hunnenhofe. Auf, laß uns nach Bern ziehen! Lieber will

* S. S. 260—261. ** S. S. 256—259.

ich mit Ehren fallen im Kampfe um Thron und Reich als hier in der Fremde in Unehren alt werden und langsam dahinsterben". Freudig stimmte ihm der Alte bei; auch Frau Herrad erklärte, nimmer von ihrem Gatten Dietrich scheiden zu wollen; wo er sei, da müsse auch sie sein.

Heimlich rüsteten sie sich zur Abreise: drei Rosse sattelte Hildebrand für Dietrich, Herrad und sich selbst, auf ein viertes lud er kostbare Gewänder, Gold und Silber. In stiller Nacht ritten sie zum Burgtor hinaus. Dietrich aber begab sich zu Etzel, der schon im Schlafe lag, weckte ihn und sprach: „Nicht länger ertrage ich den Gram um meine feste Burg Bern und mein Reich, das mir der treulose Ermenrich entrissen hat. Heimfahren will ich jetzt gleich und lieber im Kampfe fallen als mich hier zu Tode härmen". — „Willst du ohne Heermannen heimfahren?" entgegnete Etzel. „Wie könntest du allein dein Reich wiedergewinnen? Warte nur noch kurze Zeit: ich will dir ein Heer rüsten, um dich heimzugeleiten und dein Erbe zurückzuerobern." Doch Dietrich lehnte es ab: „Edel redest du, König Etzel! Habe Dank für deine Freundschaft! Aber nicht noch einmal will ich deiner Helden Leben aufs Spiel setzen um meinetwillen".

Traurig schied Etzel von Dietrich. Der aber ritt mit Herrad und Hildebrand den Alpen zu. Wehmütig sah er die Zinnen von Bechelaren, wo ihn dereinst, als er vor Ermenrich flüchtete, der edle Markgraf Rüdeger gastlich aufgenommen hatte; von Herzen beklagte er den bis zum Tod getreuen Helden. Glücklich gelangten sie über die Alpen: höher schlugen ihre Herzen, als sie ihr Heimatland vor sich sahen. In einem Walde bargen sich Dietrich und Herrad, während Hildebrand auf Kundschaft ausritt, einer Burg zu, deren Türme sie in der Nähe erblickten. Von einem Burgmanne, den er draußen traf, erkundete er, daß Herzog Ludwig und sein Sohn Konrad die Herren der Burg seien. Da sandte er ihn als Boten an den Jungherrn Konrad und ließ ihn bitten herauszukommen. „Hildebrand bin ich, der Wölfinge Meister", redete er Konrad an. — Der hieß ihn freudig willkommen: „Auch wir sind vom Wölfingegeschlecht! Sei uns willkommen und tritt unter unser Dach, du tapferster aller Mannen Dietrichs!" Hildebrand entgegnete: „Nicht kann ich mit dir in deine Burg reiten: König Dietrich wartet mein draußen im Walde. Doch künde mir, was sich Neues im Amelungenland zugetragen hat".



NOT FOR

Da berichtete ihm Konrad, Ermenrich sei gestorben, Sibich, der Treulose, habe die Herrschaft von Rom an sich gerissen. In Bern aber gebiete Hadubrand, Hildebrands tapferer Sohn; nimmer wolle dieser Sibich Heerfolge leisten, sondern er habe Boten ausgesandt nach König Dietrich, um ihn zurückzurufen. Schnell rief Konrad auch seinen Vater herbei. Herzog Ludwig begrüßte Hildebrand herzlich. Als er vernahm, Dietrich sei im Walde, ließ er eilig Wagen mit Speise und Trank hinausfahren: er selbst und sein Sohn ritten mit Hildebrand zu dem König, beugten ihre Kniee vor ihm, boten ihm sich und ihre Mannen zum Beistand an und luden ihn ein, in ihre Burg zu kommen. Dietrich aber versetzte: „In keiner Burg zu rasten habe ich gelobt, bis ich den Fuß wieder in meine gute Burg Bern gesetzt habe".

Siebenter Abschnitt.

Hildebrand und Hadubrand.

Dem Könige voraus ritt Hildebrand gen Bern, voll Verlangen, seinen Sohn zu sehen, den ihm seine Gattin Ute erst, nachdem er mit Dietrich ins Hunnenland geflohen war, daheim in Bern geboren, den er also noch nie von Auge zu Auge geschaut hatte. Schon erblickte er von fern die Zinnen der Burg, als ihm ein stattlicher Ritter entgegenritt, auf mutigem Schimmel, in weißer Rüstung: die Burg von Bern mit vergoldeten Zinnen führte er im Wappen. Hadubrand war es, Hildebrands Sohn. Kampfgerüstet hielten beide ihre Rosse an. Hildebrand — er war der hehrere Mann — fragte den Recken: „Wer ist dein Vater oder von welchem Geschlecht bist du? Wenn du mir einen nennst, kenne ich die anderen: kund ist mir alles Erdenvolk". — Hadubrand antwortete: „Das sagten mir unsere Mannen, alte und erfahrene, die längst von hinnen fuhren, daß Hildebrand mein Vater hieß; ich heiße Hadubrand. Ostwärts zog Hildebrand mit Dietrich und vielen seiner Recken: er floh Sibichs Neid. Schutzlos ließ er im Lande die Gattin: nie schaute ich meines Vaters Antlitz. Der Helden wertester war er bei Dietrich. Stets stand er an des Heervolkes Spitze, stets allzulieb war ihm der Streit: kund war er

kühnen Männern; nicht wähne ich, daß er noch das Leben habe". — „Gott vom Himmel ruf' ich zum Zeugen", versetzte Hildebrand, „daß du noch nie mit so nahe verwandtem Manne stritteſt!" Vom Arme zog er gewundene Goldringe, die ihm der König der Hunnen gab, und bot ſie Hadubrand zum Geſchenk. Hadubrand entgegnete: „Mit dem Ger ſoll man Gabe empfangen, Schwertſpitze wider Schwertſpitze. Du biſt, alter Hunne, übermäßig ſchlau, du lockſt mich mit deinen Worten, willſt mich mit deinem Speere werfen; in Trug und Argliſt biſt du gealtert. Seefahrer kündeten mir, die von Oſten über die See kamen, daß Kampf meinen Vater hinwegnahm: tot iſt Hildebrand, Heribrands Sohn". — „Wehe nun, waltender Gott!" rief Hildebrand aus. „Wehſchickſal geſchieht! Wohl manchen Winter und Sommer wallte ich fern der Heimat; ſtets ſtand ich in der Schar der Kämpfer: nun ſoll mich mein leiblicher Sohn mit dem Schwerte hauen oder ich ihm zum Mörder werden. Der ſei der Feigſte der Oſtleute*, der dir nun den Kampf weigerte, da dich ſo ſehr gelüſtet nach feindlichem Zuſammenſtoß. Verſuche nun jeder, wem es beſchieden ſei, heute der Kampfgewänder verluſtig zu gehen oder dieſe Brünnen beide zu beſitzen."

Da ließen ſie zuerſt ihre Eſchenſpeere ſchmetternd dreinſauſen, daß ſie in den Schilden ſtanden. Dann ſchritten ſie gegeneinander und hieben ſo heftig aufeinander mit den Schwertern, daß ihre Schilde zerſpalten wurden. Mit gewaltigem Schlag ſchlug Hildebrand Hadubrands Brünne entzwei und ihm eine tiefe Wunde in den Schenkel.** [Hadubrand ſprach: „Nimm hin mein Schwert, ich will es dir übergeben, weil ich nicht länger dir ſtandhalten kann. Den böſen Feind haſt du in deiner Hand!" und ſtreckte ihm das Schwert entgegen. Der Alte wandte den Schild weg und ſtreckte die Hand vor, um Hadubrands Schwert zu ergreifen: da hieb Hadubrand verſtohlen nach ſeiner Hand. Zornig ſchwang der Alte den Schild empor und rief:

* Von Oſten kommen Dietrich und Hildebrand nach Bern (Verona).

** Der Ausgang des Zweikampfes iſt im Bruchſtück des althochdeutſchen Hildebrandliedes nicht mehr erhalten: zweifellos aber fällt in der alten Sage Hadubrand von der Hand ſeines Vaters. — Die folgende, in eckige Klammern eingeſchloſſene Erzählung von dem ſchließlichen Wiedererkennen zwiſchen Vater und Sohn iſt der Thidrekſaga entnommen.

„Ein Weib lehrte dich diesen Schlag!“ Dann stürzte er sich mit solcher Wucht auf Hadubrand, daß dieser zu Boden fiel. Ingrimmig rief Hadubrand aus: „Ewige Schande ist's mir, von dir altem Graubart besiegt zu werden!“ Hildebrand aber setzte ihm die Schwertspitze vor die Brust und rief: „Willst du dein Leben behalten, so sage mir stracks, ob du wirklich Hadubrand bist, Hildebrands Sohn! Ich bin Hildebrand“. — „Bist du Hildebrand, mein Vater, so bin ich Hadubrand, dein Sohn“, versetzte der Jüngling. Da sprang Hildebrand schnell auf, hob den Besiegten in die Höhe und küßte ihn. Mit freudigem Stolze betrachtete Hildebrand seinen stattlichen Sohn, Hadubrand seinen schwertgewaltigen Vater. Dann bestiegen sie ihre Rosse: froh führte Hadubrand den wiedergekehrten Vater zu Ute, seiner Mutter. Sie ging ihnen entgegen: als sie Hadubrands Rüstung von Blut rot sah, rief sie aus: „Mein süßer Sohn, wer schlug dir solche Wunde?“ — „Gern will ich diese Wunde ertragen“, rief Hadubrand, „obwohl sie gar tief ist. Hildebrand schlug sie mir, mein Vater: hier steht er vor dir!“ Freudentränen entquollen Utes Augen, als sie das hörte; froh eilte sie auf Hildebrand zu und schlang glückselig beide Arme um den Hals des Gatten, den sie schon längst als tot beweint hatte. Dann verband sie mit kundiger Hand sorgsam des Sohnes Wunde.]

Achter Abschnitt.

Dietrichs Einzug in Bern.

Schleunigst entbot Hadubrand alle Ritter in die Königshalle zu Bern. „Frohe Kunde bringe ich euch!“ redete er die Versammelten an. „Dietrich ist heimgekehrt in das Amelungenland und will sein Reich wiederfordern. Wählet also, ob ihr ihm dienen wollt oder Sibich, dem Verräter.“ Da antwortete ein Häuptling: „Ist Dietrich wirklich zurückgekehrt, so weiß ich, daß alle Männer im Gotenlande lieber mit Dietrich sterben als unter Sibich leben wollen“. Laut riefen ihm alle Beifall und schlugen mit den Schwertern an ihre Schilde. Doch noch zweifelten einige und sagten, schwer glaublich dünke die frohe Märe von Dietrichs Heimkehr. Da wies Hadubrand auf Hilde-

brand und rief: „So wahr Hildebrand, mein Vater, der Wölfinge Meister, Dietrichs treuester Kampfgenosse, hier vor euch steht, so wahr weilt Dietrich zur Stunde schon im Amelungenland!“ Laut jubelten alle Hildebrand entgegen und hießen ihn herzlich willkommen.

Auf Hadubrands Aufforderung zogen am nächsten Morgen siebenhundert Ritter, Hildebrand und Hadubrand an ihrer Spitze, aus Bern und holten Dietrich mit festlichem Geleite heim. Wieder führte Hildebrand des Königs Banner. Froh strömte alles Volk ihnen entgegen aus der Stadt und begrüßte seinen gepriesenen Heldenkönig mit jauchzendem Zuruf. Dietrich dankte Hadubrand, daß er ihm Treue bewiesen und Sibich nicht als König anerkannt hatte. Alsbald entbot er alle Ritter, die auf den Burgen im Lande saßen, mit ihren Mannen zu sich nach Bern. Täglich trafen Scharen derselben ein, um ihm Treue zu geloben und seiner Befehle gewärtig zu sein.

Neunter Abschnitt.

Dietrich wird König von Rom. Hildebrands Tod.

Mit großer Heeresmacht zog alsbald Dietrich südwärts, um Sibich zu bekriegen. Dieser rückte ihm entgegen mit noch zahlreicherem Heer. Aber Dietrich und sein in Kämpfen ergrauter Waffenmeister Hildebrand, der ihm das Banner vorantrug, verrichteten solche Heldentaten, daß dem treulosen Könige von Rom all seine Übermacht nichts nützte. Hadubrand drang tief in Sibichs Heerhaufen ein, mit dem Schwerte sich Bahn hauend bis vor den König und seinen Bannerträger. Auf den ersten Schlag hieb er dem Bannerträger die Hand ab, daß Hand und Banner zur Erde fielen. Dann stürzte er auf Sibich; ein heftiger Kampf entspann sich: zuletzt sank Sibich nach tapferer Gegenwehr tot vom Rosse. Weit hallte da der Amelungen Siegesruf über das Schlachtfeld und übertönte das Waffengetöse. Sibichs Mannen ergaben sich; wenig Leid trugen sie um ihren Herrscher.

Siegreich zog Dietrich in Rom ein und setzte sich Ermenrichs Krone aufs Haupt. Hadubrand machte er zum Herzog und schenkte ihm reiches Lehen. Alle Mannen in Ermenrichs weiten Landen

ſchwuren ihm Treue. Als gewaltiger Herrſcher thronte er in Rom, der ewigen Stadt; ſo berühmt und mächtig war er, daß kein andrer König ſich ihm zu vergleichen wagte.

Noch langte weilte der alte Hildebrand bei ſeinem geliebten Herrſcher: er wollte in guten Tagen nicht von ihm ſcheiden, nachdem er in ſchlimmen ihm getreu allezeit zur Seite geſtanden hatte. In hohem Alter ward er von gefährlichem Siechtum befallen: traurig ſaß Dietrich am Lager ſeines getreuen Kampfgeſellen. „Herr", ſprach Hildebrand zum König, „es geht zu Ende mit mir. Laß meinen Sohn deſſen genießen, daß ich dir ſtets treu in allen Nöten und Gefahren zu Seite ſtand. Meine Waffen ſoll er erben: möge er ſie vor dir hertragen zu Kampf und ſtetem Sieg!" Kurz darauf verſchied der greiſe Held. Dietrich beweinte ſeinen treuſten Freund und ließ ihn mit hohen Ehren beſtatten.

Bald nach Hildebrand ſtarb auch Herrad, Dietrichs ſchöne Gattin, die durch ihre Milde und Freigebigkeit ſich die Herzen des Volkes gewonnen hatte.

Zehnter Abſchnitt.

Dietrich rächt König Hertnids Tod an dem Drachen und vermählt ſich mit Iſold.*

Weit ſtreifte auf kühnen Jagdzügen Dietrich durch die Lande: ſo kam er einſt nordwärts fern von Bern in einen dichten Wald. Da hörte er ein furchtbares Brüllen; als er der Stelle zueilte, fand er einen ungeheuren Drachen im Kampfe mit einem Löwen. Tief hatte der Drache ſeine Krallen in den Leib des Löwen geſchlagen, ſo daß der Löwe laut heulte vor Schmerz. Dietrich ſprang dem edlen Tiere zu Hilfe: ein wuchtiger Schwertſchlag traf den Drachen, daß er ſich vor Schmerz wand. Aber ſo hart war ſein Schuppenpanzer, daß Dietrichs Schwert zerbrach: da faßte der Drache den Löwen mit dem

* Die nachſtehende, der Thidrekſaga entnommene Sage kehrt in veränderter Geſtalt in der mittelhochdeutſchen Dichtung von **Wolfdietrich** wieder. **Hertnid** heißt hier **Ortnit** (Otnit).

Rachen, ſchlang den Schweif um Dietrich, daß er ſich nicht rühren konnte, und entführte beide durch die Luft in ſeine Höhle. Gierig fiel er mit ſeinen Jungen über den Löwen her, bis nichts mehr von demſelben übrig war. Dann ſtreckten ſich die Untiere geſättigt aus. Dietrich wurde dadurch frei; er tappte in der dunklen Höhle hin und her, bis er mit den Füßen an eine Rüſtung ſtieß; auch ein Schwert fand er. Rüſtung und Schwert gehörten einſt König Hertnid: dieſer gewaltige Kämpe hatte den Kampf mit dem Drachen, der ſein Land verheerte, gewagt, war aber von ihm niedergeworfen, in die Höhle geſchleppt und aufgefreſſen worden. Freudig ſchwang Dietrich das Schwert und ſchlug ſo heftig gegen das Geſtein, daß die hellen Funken heraus ſtoben. Da ſah er, wo der Drache lag. Das treffliche Schwert drang durch deſſen harte Panzerhaut und Dietrich ruhte nicht eher, als bis der alte Drache ſamt ſeiner ganzen Brut tot dalag. Dann nahm er die Rüſtung an ſich und ſuchte den Ausgang der Höhle.

Als er wieder ans Tageslicht gelangte, betrachtete er ſeine Beute: weiß wie Silber war die Brünne, mit Gold ausgelegt der Schild, fünf Karfunkelſteine ſtrahlten an dem glänzenden Helme. So prächtig und feſt war die Rüſtung, daß ſie Dietrich weit beſſer deuchte als ſeine eigene: er legte dieſe ſofort ab, barg ſie im Walde und wappnete ſich mit der gefundenen Rüſtung. Bald darauf ſah er einen feurigen Rappen im Walde graſen, der einen leeren Sattel trug; nach langer Jagd gelang es Dietrich, das edle Tier einzufangen. Er ſchwang ſich hinauf und ritt, bis er aus dem Walde kam. Da ſah er plötzlich eine Burg vor ſich: ein tobender Schwarm wilder Räuber lagerte um dieſelbe. Es war Hertnids Burg; beutegierig hatten die Räuber ſie umſchloſſen, als ſie vernahmen, daß Hertnid ausgeritten und nimmer wiedergekehrt ſei.

Vom Turm ausſchauend ſah Hertnids Witwe, Iſold, einen Ritter aus dem Walde hervorreiten und der Burg nahen: an Roß und Rüſtung glaubte ſie ihren Gemahl zu erkennen, den ſie ſchon als tot beweint hatte. Freudig eilte ſie zu ihren Mannen und rief: „Seht, da reitet König Hertnid zu unſerer Befreiung heran! Auf, öffnet die Tore und ſtürmt mutig gegen die Räuber! Hertnids ſtarke Hand ſichert euch den Sieg". Hurtig wappneten ſich die Burgmannen und machten einen Ausfall gegen die Räuber. Dietrich

sprengte herzu und teilte so starke Hiebe aus, daß mancher Räuber tot hinsank und die übrigen in wilder Flucht auseinanderstoben.

Nachdem Dietrich und die Burgmannen die Flüchtigen weithin verfolgt hatten, kehrten sie zusammen zu der Burg zurück. Als nun die Mannen Dietrichs Antlitz sahen, da erkannten sie, daß es nicht ihr König war, wie sie geglaubt hatten: auch war Dietrich größer und stärker von Wuchs als Hertnid. Die Königin ging ihm entgegen und fragte ihn nach Namen und Geschlecht, und wie er ihres Gatten Roß und Rüstung erworben habe. „Nicht unbekannt, Herrin, wird dir mein Name sein", entgegnete der Held. „Dietrich bin ich, der König von Bern; tief im Walde erschlug ich einen furchtbaren Drachen: in seiner Höhle fand ich diese Rüstung und dies Schwert. Das Roß aber fing ich im Walde." Da erkannte Isold, daß ihr Gemahl von dem Drachen getötet sei; sie dankte Dietrich, daß er Hertnids Tod gerächt habe, führte ihn zu Hertnids Hochsitz in der Königshalle und nahm ihn gastlich auf. Dietrich verweilte einige Zeit in Hertnids Burg. Isolds Schönheit und Klugheit bezauberte ihn so, daß er um ihre Hand warb. Gern willigte Isold ein, seine Gattin zu werden. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert war, folgte Isold Dietrich als Königin in sein Reich.

Elfter Abschnitt.

Dietrichs Ende.

Lange noch saß Dietrich als mächtigster und gefeiertster aller Könige auf seinem Throne. In hohem Alter hatte er einst gerade ein Bad genommen, als einer seiner Diener rief: „Herr, da läuft ein Hirsch, so groß und prächtig, wie meine Augen noch nie einen geschaut haben!" Sofort sprang Dietrich auf, hüllte sich in seinen Bademantel und rief dem Knappen zu: „Schnell meinen Hengst herbei und meine Hunde!" Doch zu lange säumten sie ihm. Da sah er ganz nahe ein mächtiges, rabenschwarzes Roß gesattelt stehen: flugs schwang er sich auf dasselbe und jagte dem Hirsch nach. Schneller wie ein Vogel sauste das Roß dahin. Dietrichs treuster

Knappe ſtieg auf ſeines Herrn ſchnellen Hengſt und ſprengte ihm nach, aber vergebens verſuchte er ihn einzuholen. Vergebens verſuchte auch Dietrich von dem Roſſe, das ſo übernatürlich ſchnell dahinflog, herabzuſpringen: wie feſtgewachſen haftete er auf des Roſſes Rücken. „Herr, wohin eilſt du ſo ſchnell?“ rief ihm der Knappe ängſtlich nach. „Wann kehrſt du wieder?“ — „Nicht weiß ich, wohin das Roß mich trägt; ein übler Ritt dünkt es mich“, rief Dietrich zurück. „Wiederkehren werde ich, wann die ewig waltenden Götter es wollen.“ Und weiter flog das Roß mit dem Wind um die Wette: kaum berührte es die Erde mit ſeinen Hufen. Bald erſchienen Roß und Reiter den voll Staunen und Grauſen nachſchauenden Knappen nur noch wie ein ferner Punkt: dann verſchwanden ſie ganz.

So holte Wodan ſelbſt* den gewaltigſten aller Helden lebend heim und ließ ihn den Tod nicht ſchauen.

---

* Über Dietrichs geheimnisvolles Ende vgl. S. 160. Dietrich gehört fortan zur wilden Jagd. (S. S. 47 ff.) Noch heutigen Tages heißt in der Lauſitz der Knecht Ruprecht „Dietrich von Bern“.

Fünfter Teil.

Beowulf.

Erstes Buch.

Beowulf und die Dänen.

Erster Abschnitt.

Hrodgars Halle.

Durch Kriegsglück und Waffenruhm ausgezeichnet vor den Fürsten der Nordlande gebot Hrodgar, der Schilding, über das Dänenvolk. Skild, sein Ahn (nach anderer Sage Skilds Vater Skeaf), war einst, ein neugeborenes Knäblein, von fernher — niemand weiß, von wannen — an die dänische Küste getrieben in steuerlosem Schiff, Wind und Wellen preisgegeben. Wodans Sohn hieß er bei den Menschenkindern. Rasch wuchs er auf zu einem so gewaltigen Helden, daß weithin die Lande ihm untertan wurden. Als ihm die Schicksalsstunde schlug, da betteten seine Gesippen den Toten in ein schönes Schiff: an den Mast lehnten sie den mächtigen König in Kriegsrüstung, Schätze und Waffen häuften sie um ihn auf; ein goldnes Banner banden sie ihm hoch zu Häupten; fort trieb ihn die Flut; wohin, weiß keiner zu melden. Hochgemute Helden entstammten ihm, Schildinge nach ihm benannt, die Dänenherrscher. Eine hohe Halle beschloß Hrodgar, der Schilding, zu bauen zum Metsaal für seine Mannen. Kundige Meister führten sie auf; es war von allen Königshallen die größte; Heorot (Hirsch) nannte man sie ihrer hochragenden Hörner (Zinnen) wegen.

Fröhliches Gelage vereinte Hrodgar und seine Mannen Tag für Tag in der Halle. Hell sang der Sänger von der Götter Walten und der Helden Taten; lauter Jubel der Zecher erscholl. Das vernahm ungern Grendel, der Unhold, der nahe in der Tiefe des sumpfigen Moores hauste. In dunkler Nacht schlich er wütend zur Halle, wo die Mannen nach dem Zechgelage in tiefem Schlafe auf dem Estrich lagen. Dreißig der sorglosen Schläfer packte der Unhold mit seinen furchtbaren Krallen und schleppte sie als Beute nach dem Sumpf. Auf den Jubel des Festmahls folgte lauter Weheruf, als beim Tagesgrauen die Dänen ihre Gesellen vermißten: blutige Lachen deckten den Boden der Halle, eine breite Blutspur und Grendels Fußstapfen wiesen deutlich den Weg zum Moore. Und in der nächsten Nacht nahte Grendel wieder, voll gleicher Blutgier. Nicht eher ruhte er, als bis die prächtige Königshalle leer stand. Zwölf Winter lang litt Hrodgar unter seinem Zorn, ohne das schwere Leid abwenden zu können. Mit gebrochenem Mute saß er in seiner Burg; gar oft pflog er Rat mit seinen Recken, wie das Unheil zu wenden wäre, doch keiner wußte Hilfe. Bald ward es lautbar in den weiten Nordlanden durch grausige Lieder der Sänger, wie furchtbar Grendel gegen Hrodgar wüte.

Zweiter Abschnitt.

Beowulfs Ausfahrt.

Auch jenseits des Sundes sang man von Hrodgar und seinem Leid. Das hörte Beowulf, der Geaten* hehrster Held. Gleich hieß er sein schnelles Schiff rüsten, um Hrodgar zu Hilfe zu eilen, denn allezeit stand nach Kampf sein kühner Sinn; vierzehn der kühnsten Kämpen erkor er sich unter seinen Gesellen. Wie ein Vogel die Luft, so durchschnitt das Schiff die Wellen: am andern Tage sahen sie die Küste des Dänenlandes. Mutig entstiegen sie dem Schiff; hell erklang ihr Eisengewand.

* Die Geaten (Gauten) wohnten um den Wettersee in Schweden. Nach anderer Auffassung sind unter den Geaten die Jüten in Jütland zu verstehen.

Da ſah der Buchtwart der Schildinge, wie fremde Recken in blanken Rüſtungen vom Strande daherſchritten. Den wuchtigen Speer ſchwingend ſprengte er ihnen entgegen und rief ihnen zu: „Wer ſeid ihr, wackere Kämpen, fernher das Meer durchſegelnd, die ihr in blanken Brünnen einherſchreitet? Nie ſah ich gewaffnete Männer offener hier landen, nie ſah ich einen gewaltigeren Recken auf Erden als den Helden dort an eurer Spitze. Schnell kündet mir, woher ihr kommt!“ — „Germänner (Speermänner) des Geatenvolks ſind wir, König Hygelaks Herdgenoſſen. Beowulf bin ich, ſeiner Schweſter Sohn. Ecgtheow iſt mein Vater, dem Geſchlechte der Wägmunde entſproſſen. Ihm gab Hredel, der Geatenkönig, Hygelaks Vater, die einzige Tochter zur Gattin; kund war der Held kühnen Recken. Sieben Winter zählte ich, da kam ich an Hredels Hof; er hielt mich ſeinen Söhnen gleich in allen Stücken. Holden Sinnes gegen deinen Herrn fuhren wir durch die brandende See: ein Unhold, ſo vernahmen wir, ein mitternächtiger Schadenſtifter, morde Hrodgars Mannen. Rat und Hilfe getrau' ich mir dem König zu bringen gegen den Landverheerer.“ — „So ſeid ihr meinem Herrn holde Gäſte“, verſetzte der Buchtwart. „Weiſen will ich euch den Weg zur Königsburg. Meine Mannen aber ſollen derweil eures Fahrzeuges hüten.“ Und weiter ſchritten ſie, klirrend von Erz, dem hochragenden Königsſchloſſe zu. Mit der Hand wies ihnen der Buchtwart den Hof: „Umkehren muß ich, der Wache zu pflegen, daß nicht Widerſacher der See entſteigen. Allvater geleite euch!“

Nieder ſetzten die Fremdlinge an der Mauer der Vorhalle die feſten Schilde und ſtellten die Gere zuſammen. Da trat ein Dänenheld, Wulfgar, der Hofwart, zu Beowulf heraus: „Von wannen führt ihr die ſtarken Schilde? Hochherzige Helden ſcheint ihr mir: zu tapfern Taten wohl kamt ihr hierher, nicht als Vertriebene“. — „Hygelaks, des Geatenkönigs, Bankgenoſſen ſind wir. Künden will ich König Hrodgar, was ich begehre, wenn er es uns vergönnt, ihn zu begrüßen.“ — Da ging Wulfgar eilends hinein zu Hrodgar: „Geatenhelden kamen auf ſchaumhalſigem Schiffe den Meerespfad gefahren. Beowulf führt ſie; reden zu dürfen mit dir begehrt er. Würdig ſcheinen die hochragenden Helden deines Empfanges“. — „Wohl kannt' ich ihn, als er ein Knabe noch war“, verſetzte der

greise König. „Des Geatenherrschers Tochter führte sein Vater heim. Dreißig-Männer-Kraft, sagten mir Seefahrer, habe der kühne Kämpe in seinen Armen. Hergesandt hat ihn uns Allvater, wider Grendels Grimm uns zu schirmen. Willkommen soll er uns sein." Da eilte Wulfgar zurück: „Kommen könnt ihr im Kampfgewande vor Hrodgars Hochsitz; doch Schild und Ger laßt draußen!"

„Heil dir, Hrodgar!" begann Beowulf, als er vor dem Könige stand. „Grause Kunde vernahm ich von Grendels Greueln. Wagen will ich allein den Kampf mit dem Untier. Viele tapfere Taten verrichtete ich schon: Riesen vertilgte ich, den Wassernix tötete ich nachts in den Wellen. Darum versage du mir die eine Bitte nicht: laß mich allein mit meinen Gesellen deine glänzende Halle von dem Unhold reinigen. Ich habe erfahren, daß keine Waffe ihm schadet: nun, so verheiß' ich, ohne Schild und Schwert ihn zu bestehn; mit eisernen Griffen sollen meine starken Hände ihn umklammern; Faust gegen Faust will ich ums Leben ringen. Nicht brauchst du mir Totenwache zu leisten, wenn mir vom Schicksal das Ende bestimmt ist. Rafft der Kampf mich hin, so sende die Brünne, die meine Brust beschirmt, das beste aller Heergewänder, des alten Wielands* Werk, den als den trefflichsten der Schmiede die weiten Nordlande preisen, zu König Hygelak zurück. Seinen Weg schreitet unaufhaltsam das Schicksal." — „Deines kühnen Vaters kühneren Sohn erkenne ich in dir", entgegnete Hrodgar. „Deinen Ruhm also zu mehren durch verwegenen Kampf, bist du hierher gekommen! Auch dein Vater kämpfte gar große Fehden aus: flüchtend vor der Feinde Toben kam er zu mir. Bundesbrüderschaft schwuren wir uns. Hart hält es meinem Herzen, zu sagen, welche Bosheit Grendel mir angetan hat. Geschwunden ist mein Burgvolk durch seinen Grimm. Gar oft erboten sich, vom Biere trunken, die Kämpen, mit blankem Schwerte in der Halle ihn zu erwarten. Dann schwamm am Morgen in Blut der Metsaal und wieder weniger Helden hatt' ich. Sitze nun nieder mit deinen Mannen zum Schmause!"

Da räumte man den geatischen Gästen eine Bank in der Halle: Speise und Trank reichte man ihnen in Fülle. Viel kündete da

* S. S. 284 ff.

Beowulf von seinen Heldentaten, wie er wilde Meerungetüme bezwungen habe, das blanke Schwert in der Hand niedertauchend in die Tiefen. Wieder einmal schallte in Heorot, wie ehedem, Lust und Lachen und fröhlicher Reden Widerhall. Goldgeschmückt trat Wealchtheow, Hrodgars Gemahlin, mit goldnem Becher vor Beowulf und reichte ihm den Willkommtrunk, Allvater dankend, daß er den Helden gesandt habe, von dem sie nun Rettung erhoffen dürften. „Das habe ich verheißen, Herrin", versetzte Beowulf, „als ich ins Boot stieg, daß ich allein Grendel töten oder fallen wolle. Vollführen will ich also die Tat oder mein Ende hier erwarten." —

Als lange schon das fröhliche Gelage gewährt hatte, erhob sich Hrodgar mit seinen Mannen: dem Beowulf übergab er die Wacht über die weite Halle, Heil ihm wünschend und Sieg.

Dritter Abschnitt.

Beowulfs Kampf mit Grendel.

Allein blieb Beowulf mit seinen Mannen im Saale zurück. Helm, Brünne und Schwert legte er ab und gab sie einem der Krieger zur Hut: ohne Waffen, nur mit seiner Arme Kraft, beschloß er Grendel zu bestehen. Seine Kampfgesellen legten sich rings um ihn zur Ruhe; mit banger Furcht suchten sie ihr Lager auf: denn zuviel hatten sie von Grendels Greueln vernommen. Doch bald umfing sie fester Schlaf.

Da kam vom Sumpfmoor im Nebel der Nacht Grendel gegangen in großem Grimm: zu Hrodgars Halle schritt er den wohlbekannten Weg. Die festen Türen erbrach er mit seinen Riesenfäusten. Rasch eilte er in die Halle: feurig funkelten seine Augen. Ingrimmig lachte er im Herzen, als er die Schläfer sah: blitzschnell ergriff er einen der Ruhenden, riß ihn in zwei Stücke, zerbiß das Gebein, trank gierig das Blut und schlang große Fleischstücke hinab. In wenigen Augenblicken hatte er das arme Opfer hinabgewürgt. Nicht ließ ihn die Norne* noch mehrere würgen. Nach Beowulf selbst streckte er die

* S. S. 127—129.

krallenbewehrte Faust aus: doch der umklammerte mit starker Hand des Wüterichs Faust. So harten Handgriff hatte Grendel noch nie gespürt. Rückwärts stieß ihn Beowulf und zerbrach ihm die Finger. Da sehnte sich der Riese nach seinem Sumpfmoor: doch es gelang ihm nicht zu entfliehen. Gewaltig rangen die beiden starken Gegner: die Halle dröhnte und bebte von ihren schweren Tritten, die Metbänke stürzten um. Gräßliches Wutgeschrei stieß Grendel, als ihm Beowulf so hart zusetzte, aus, so daß es laut durch die stille Nacht schallte und den Dänen in der Burg durch Mark und Bein drang. Beowulfs Genossen sprangen ihrem Herrn bei und hieben mit ihren Schwertern auf Grendel ein: doch an dessen Leibe prallte selbst das schärfste Schwert machtlos ab. Lange dauerte das furchtbare Ringen; so fest hielt Beowulf des Unholds Arm, daß endlich die Sehnen an der Achsel rissen: Arm und Achsel ließ Grendel dem siegreichen Helden und todwund floh er von dannen nach dem Sumpfmoore. So fand der Unhold das Ende seiner Tage. Siegesstolz heftete Beowulf Arm und Achsel des Feindes über die Tür der Halle.

Vierter Abschnitt.

Beowulfs Lohn.

Neugierig eilten die Dänen am Morgen zur Halle, um der Fremdlinge Schicksal zu schauen. Da sahen sie mit Staunen des Riesen Arm mit der furchtbaren Faust, an der statt der Nägel scharfe Eisenkrallen saßen, an der Halle festgeheftet: eine breite Blutspur führte von der Halle zum Moore, blutig wallte die Wogenbrandung, in die Grendel getaucht war. Da jauchzte jung und alt, hoch priesen alle Beowulf: kein Kämpe sei so kühn und gewaltig wie er auf dem ganzen Erdenrunde. Hrodgar selbst sprach, als er zur Halle kam: „Dank sei dir, Allvater, für diesen Anblick! Solch Heldenwerk ließen wir alle uns nicht träumen. Glückselig preis' ich die Mutter, die dich, Beowulf, geboren hat! Wie meinen eigenen Sohn will ich stets dich hinfort halten. Nichts soll dir gebrechen von Gütern, die ich besitze". — „Gern hätte ich den Furchtbaren gefesselt", entgegnete Beowulf,

„daß er unter meinen Händen ganz sein Leben hätte lassen müssen. Aber zu mächtig war auf den Füßen der Feind; als Lebenslösung ließ er die Faust mir mit Arm und Achsel. Nicht länger lebt nun der Leidanstifter: die furchtbare Wunde bringt ihm den Tod."

Ein frohes Festmahl hieß der König zurüsten. Vor aller Augen reichte er Beowulf zum Lohne ein goldnes Banner, Helm, Brünne und Schwert, preiswerte Waffen; ein Achtgespann edler Rosse, deren eines Hrodgars prächtigen Kriegssattel trug, schenkte er ihm dazu. Auch Beowulfs Mannen bot er schwere Goldspangen zum Geschenk. Mit Gold hieß er ihm den einen Genossen aufwägen, welchen Grendel verschlungen hatte. Wealchtheow aber, die Königin, reichte ihm aus goldnem Becher den Ehrentrunk; zwei kostbare Armspangen von schwerem Golde legte sie ihm an, eine prächtige Halskette, funkelnd von Edelgestein und Gold, hängte sie ihm um den Hals und ließ ihm reiche Gewänder bringen. „Glücklich trage noch lange, Beowulf, mein lieber Held, Gewänder und Schmuck!" sprach sie. „Lehre du meine Söhne dir ähnlich zu werden im Waffenhandwerke: reich will ich dir's lohnen. Erkämpft hast du's, daß dich alle hochherzigen Helden preisen, soweit die windumtosten Küsten das Weltmeer umwallt!" — In lauter Fröhlichkeit saßen die Zecher noch lange in der Halle, bis König Hrodgar heim zur Ruhe ging. Da breiteten die Kämpen Hrodgars in der Halle Betten und Polster hin: müde legten sie die schweren Häupter nieder. Ger und Brünne legten sie auf die Bänke, den starken Holzschild zu Häupten. Stets waren die mannhaften Recken zum Streite bereit, daheim wie im Felde, zu jeglicher Stunde, wann ihr Stammkönig rief.

Fünfter Abschnitt.

Grendels Mutter.

In tiefem Schlaf lagen die Mannen, da rüttelte es krachend an den Toren der Halle: auf flogen sie und herein stürmte Grendels Mutter*, die furchtbare Meerriesin, um ihres Sohnes Tod zu rächen.

* Vgl. des Teufels Großmutter, die im Volksglauben zuweilen schlimmer ist als der Teufel selbst.

In jähem Schreck schrieen die Kämpen wild durcheinander und griffen nach den Schwertern, nicht dachten sie daran, Helm und Brünne anzulegen: so plötzlich brach der Schreck über sie herein und raubte ihnen jede Besinnung. Noch ehe ein Schwerthieb sie traf, hatte die Unholdin Hrodgars liebsten Helden erfaßt und enteilte mit ihrer Beute dem Moore zu; mit sich entführte sie ihres Sohnes blutigen Arm. Lärm und Klage erscholl wieder in Heorot.

Beowulf war nicht dort: ein anderes Gemach war ihm eingeräumt nebst seinen Genossen. Harmvoll sandte König Hrodgar nach ihm. Noch graute der Tag kaum, da schritt der wackere Held mit seinen Gesellen laut dröhnenden Schrittes in den Königssaal. Er grüßte den König und fragte, ob die Nacht ihm nicht nach Wunsch wohl bekommen sei. Hrodgar versetzte: „Nicht meinetwegen rief ich dich. Erneut ist der Gram dem Dänenvolk! Tot ist mein treuer Ratgeber, mein starker Achselschirm im Kampf. Grendels Tod zu rächen, kam ein nächtliches Ungetüm und würgte ihn hin. Landleute sagten mir, als Grendel noch lebte, sie hätten gesehen, wie zwei solch furchtbare Ungetüme die Moore hüteten, eins einem Manne gleich, nur weit jedes menschliche Maß überragend, das andre wie ein Weib gestaltet. In Düsternis hausten sie im Sumpfmoor unter Klippen, wo in tosenden Strömen die Flut niederstürzt. Nicht weit ist's von hier zu dem Moorgrunde. Unheimlich hängt ein Hain darüber; tief ragen seine Wurzeln über die Flut. Allnächtlich erschaut man dort ein schauerlich Wunder: in der Flut glüht Feuer. Keiner lebt, sei er noch so erfahren, der des Moores Tiefen ergründet hätte. Menschen wie Tieren graut es davor. Wenn wir den schnellfüßigen Hirsch hetzen, läßt er lieber sein Leben am Ufer, als daß er flüchtend in das Moor setzte. Du allein kannst uns helfen. Suche die Unholdin, wenn du es wagst, auf. Kehrst du wieder als Sieger, so will ich dir dein Wagnis mit Kleinoden und rotem Gold reich lohnen". — „Fasse dich, weiser Fürst!" entgegnete Beowulf. „Mehr frommt es dem Manne, den Freund zu rächen als träg zu betrauern. Erhebe dich, Völkerhirt, laß uns hurtig der Spur nachforschen. Nicht Schutz soll die Unholdin vor mir finden, das schwör' ich dir, in der Erde Tiefe noch in der Berge Dickicht noch auf des Meeres Grund."

Hrodgar dankte ihm für sein Gelöbnis. Mit vielen Recken ritten beide aus, der Spur des Ungetüms folgend, die weit durch waldige Gründe nach dem düstern Moore führte, bis sie dunkles Gestein von finstrem Wald überwachsen sahen: blutiges Wasser stand trübe darunter. Dort haftete des geraubten Recken blutiges Haupt an einer Klippe. Traurig ließen sie das Heerhorn ertönen: da floh erbost viel Wassergewürm, Seedrachen und andre Ungetüme, die dort hausten. Mit sicherem Schusse erlegte Beowulf eins der grausigen Meerwunder; die Männer zogen es an den Strand und betrachteten es staunend. Schnell wappnete sich Beowulf: in bunter Brünne barg er die Brust, bewehrte das Haupt mit hellstrahlendem Helm, der mit Eberbildern* geschmückt war, die zauberkräftig gegen scharfen Stahl ihn fest machten. Hunferd, Hrodgars Herold, lieh ihm sein Schwert Hrunting, das von ferner Ahnen Zeiten herstammte: nie hatte es im Kampfe den Tapfern betrogen, der es schwang, wie grausigen Streitgang er auch wagte; mit Gift war die glänzende Schneide befeuchtet. Kampffertig, entschlossen die Tiefen des Moores und der Wogen zu durchforschen, stand der Held da. „Gedenke nun, Hrodgar", sprach er zum Abschied, „was wir beide besprochen haben. Sei Schutz und Schirm der Schar meiner Kriegsgefährten, wenn mich der Kampf hinwegrafft. Meine Habe, alles, was du mir zum Lohn botest, sende Hygelak, dem Geatenkönig, daß er erkenne, wie ich auch in der Fremde Ruhm und freigebigen Schatzspender fand. Nur mein Schwert mag Hunferd nehmen zum Ersatz für sein Schwert Hrunting, das er mir geliehen hat."

Kühn sprang er darauf in die Fluten: kaum tauchte er nieder, da streckte Grendels Mutter die Krallen nach ihm aus. Unverletzt blieb sein Leib: denn wie scharf auch ihre Krallen waren, sie drangen nicht durch die Brünne. Tief unten auf dem Boden der See hauste das Scheusal in weiter Halle; dahin brachte sie den Helden. Hier schadete ihm die Flut nicht mehr, denn das Dach hielt ihm den Schwall der Wasser ab. Mit bleichem Lichte leuchtete ein Feuer; dabei sah er das greuliche Meerweib. Schnell zog er sein Schwert: die geschwungene Schneide sang ihr ums Haupt in schrillem Sausen ein grausiges Kampflied. Doch die scharfe Klinge, die manch tapferen

* S. S. 84.

Recken im Schlachtgetöse dem Tode geweiht hatte, ihm Helm und Brünne durchschneidend, glitt machtlos von ihrem Leibe ab. Unmutig warf Beowulf das Schwert zur Erde. Nur seiner Stärke vertrauend faßte er die Riesin bei der Achsel und schwenkte sie in grimmem Kampfeszorn, bis sie zu Boden stürzte. Doch hurtig brachte sie auch ihn zu Falle. Als er strauchelnd niederfiel, stürzte sie blitzschnell sich auf ihn und zog ihr Schwert hervor, um ihren Sohn zu rächen. Doch das starke Stahlgeflecht seiner Brünne widerstand dem scharfen Eisen. Aus allen Kräften ringend raffte Beowulf sich auf; ein Riesenschwert sah er da stehen in der Halle unter anderen Waffen: zu schwer war es für menschlichen Arm, doch Beowulf sprang danach und schwang es, am Leben verzweifelnd, mit zornigem Schlag, daß es wuchtig auf der Unholdin Hals niedersauste. Hoch spritzte ihr Blut auf: der Held war gerettet. Da durchschritt er die Halle; lang ausgestreckt fand er Grendels riesigen Leichnam auf seinem Lager; wütend schlug er ihm das Haupt ab. Die Klinge des Schwertes schmolz von dem Blute der erschlagenen Unholde, wie das Eis schmilzt, wenn Allvater des Winterfrosts Fessel löst und die Wogen der Bande des Eises entledigt; so heiß war ihr Blut.

Lange warteten schon droben Hrodgar und seine Mannen auf Beowulfs Rückkehr: da sahen sie weithin die Flut von Blut sich röten. „Nimmer kehrt wieder der herrliche Held", klagten da die Dänen, „der Brandung Riesin hat ihn erwürgt!" Traurig zog Hrodgar mit seinen Mannen heim; nur Beowulfs Speergenossen blieben noch auf den Klippen, im stillen erhoffend, den hehren Gebieter wiederzusehen, und doch halb daran verzweifelnd, daß er je wiederkehren würde. Da sahen sie plötzlich zuerst seinen Helm, dann den Nacken aus der trüben Flut auftauchen: mit starkem Arm ruderte er dem Lande zu. Laut schallendes Jubelgeschrei erhoben seine Mannen. Als Beute brachte er Grendels Haupt und den Knauf des Riesenschwerts mit. Stolz schritten die hohen Heldengestalten der Geaten, Beowulf in ihrer Mitte, Hrodgars Halle zu; mit Grausen staunten Männer und Frauen das greuliche Haupt des furchtbaren Meerriesen an.

Siegesfreudig legte Beowulf das Riesenhaupt und den Schwertknauf vor Hrodgars Hochsitz nieder und sprach: „Diese Gaben der schäumenden See, die Zeichen und Zeugen meines Kampfes und

Sieges, bring' ich, König, dir dar. Mein Leben wagte ich daran in heißgrimmigem Streit auf dem Meeresgrunde". Und dann berichtete er, wie sein tollkühnes Wagnis abgelaufen sei. „Beowulf, mein Freund", sagte der greise König, „über ferne Lande strahlt hell dein Ruhm, weithin über alle Völker! Treue Huld verheiße ich dir. Lange mögest du deiner Mannen Trost sein. Freue dich nun bei frohem Mahle des herrlichen Siegs. Kommt der Morgen, so will ich dir reichen Lohn spenden."

Sechster Abschnitt.

Beowulfs Heimkehr.

Am nächsten Morgen sandte Beowulf das Schwert Hrunting an Hunferd zurück, ihm für seine Güte dankend. Zur Heimfahrt fertig traten dann die Geatenhelden vor König Hrodgar, um Abschied zu nehmen. „Vollbracht ist das Werk, zu dem ich auszog", sagte Beowulf. „Heim treibt es uns. Du warst uns hold, willige und freigebige Wirte waret ihr Schildinge. Bedrängt etwa später dich Feindesmacht, so sende mir Botschaft über die See: tausend tapfere Helden führe ich dann dir zu Hilfe. Kommt dein Sohn an den Hof der Geaten, so soll er dort viele Freunde finden." — „Stark bist du und mutig und weise dazu trotz deiner Jugend", entgegnete Hrodgar. „Das weiß ich gewiß, daß die Geaten, wenn Kampf oder Siechtum König Hygelak, deinen Herrn, hinrafft, sich keinen bessern König erkiesen könnten als dich. Mir ward all dein Wesen lieber von Stunde zu Stunde, Beowulf. Den Frieden hast du gefestigt zwischen Geaten und Dänen, die früher oft sich befehdeten. Fahre wohl zu den Deinen und kehre bald wieder! Stets sollst du mir ein gern gesehener und hochgeehrter Gast sein." Reichen Goldschatz gab Hrodgar dem kühnen Helden beim Abschied; die Arme schlang er um Beowulfs Hals und küßte ihn. Helle Zähren rannen über des greisen Königs Wangen. Lange noch sah er Beowulf und seinen Mannen nach, wie sie dem Strande zuschritten.

Am Anker schwankend harrte das meerdurchfurchende Boot der Geaten: wie ein Vogel schnellte es über die Wogen, von ihren starken

Armen getrieben. Nach glücklicher Fahrt landeten sie am klippenreichen Strande der Heimat. Freundlich empfing sie König Hygelak: an seiner Seite hieß er den siegreichen Beowulf beim fröhlichen Mahle in der Königshalle niedersitzen. Hygd, des Königs jugendschöne Gattin, reichte ihm den Willkommtrunk in güldener Schale. „Wie gelang dir die Fahrt, Freund Beowulf?“ forschte Hygelak. „Siegesruhm gedachtest du zu suchen jenseits der See. Herzeleid zehrte mich und bange Sorge, denn an deinem Siege verzweifelte ich. Froh dank' ich den Göttern, daß ich dich heil wiedersehe!“ — Siegesstolz berichtete darauf Beowulf den staunend aufhorchenden Geaten von seinen ruhmreichen Kämpfen mit dem furchtbaren Grendel und dessen noch furchtbarerer Mutter. Dann ließ er die reichen Geschenke König Hrodgars herbeibringen und zeigte sie Hygelak. Helm, Brünne und Schwert, die ganze prächtige Kriegsrüstung, schenkte der freigebige Held seinem Könige; die kostbare Halsspange, die ihm die Dänenkönigin zum Geschenk gegeben hatte, bot er Hygd, um ihren weißen Hals damit zu schmücken. Von dem Achtgespann edler Rosse schenkte Beowulf vier Apfelschimmel dem Könige, drei Rappen der Königin; nur ein Roß behielt er bescheiden für sich. Als Gegengabe bot Hygelak ihm König Hredels, seines Vaters, Schwert: kein kostbareres Kleinod gab es bei den Geaten; auch gab Hygelak dem kühnen Helden Beowulf eine feste Burg und weites Land zu eigen.

Zweites Buch.

Beowulf als König der Geaten.

Erster Abschnitt.

Beowulfs Thronbesteigung.

Mit großer Heeresmacht zog Hygelak nicht lange nachher gen Friesland und fiel ins Gebiet der Hetwären* ein. Heiß war der Kampf; zu viele waren der Feinde; bald deckten Haufen erschlagener

* Der Hattuarier am Niederrhein; vgl. auch S. 161.

Geaten die Walſtatt. Auch Hygelak ſank vom Schwerte durchbohrt zu Boden. Schon hatte ein Frankenheld dem toten König den Halsſchmuck entriſſen, die koſtbare Halsſpange, die Hygd von Beowulf erhalten und mit der ſie vor dem Feldzuge ihres Gatten Hals geziert hatte: da ſtieß ihn Beowulf nieder und entriß ihm ſeine Beute. Er allein hieb ſich durch die Feinde Bahn und entrann. Den Sund durchſchwimmend gelangte er zurück in die Heimat, um den traurigen Ausgang der Heerfahrt zu künden.

Noch war Heardred, Hygelaks Sohn, zu jung: es bangte der Mutter, daß er der Väter Erbe nicht behaupten könnte gegen die feindlichen Völker draußen. Darum bat ſie Beowulf, Thron und Reich an ſich zu nehmen. Doch der weigerte ſich: treu ſtand er dem jungen König mit Rat und Tat zur Seite, bis dieſer herangewachſen war und ſelbſt des Geatenvolks walten konnte. Da fiel der mächtige Schwedenkönig Weochſtan ihm ins Land, um es zu rächen, daß ſein landflüchtiger Neffe bei Heardred Aufnahme gefunden hatte. Hart ſtießen die Völker aufeinander. Bald traf den Heardred die Todeswunde. Jetzt hoben einmütig alle Geaten Beowulf, den tapferſten und weiſeſten Helden ihres Volkes, auf den Schild. Um Heardreds Fall zu rächen, fiel Beowulf in das Schwedenreich ein: in heißer Feldſchlacht fand König Weochſtan den Tod. Das Schwedenreich gab Beowulf dem Neffen des Königs, des Gefallenen Sohn Wiglaf zog er an ſeinen Hof. Wohl fünfzig Winter ſaß Beowulf, ein kühner und weiſer König, auf dem Throne der Geaten.

Zweiter Abſchnitt.

Beowulfs Kampf mit dem Drachen.

Einſt drang ſchlimme Kunde zu dem greiſen Herrſcher: ein Drache verheere weithin das Geatenland; Menſchen und Vieh töte er, die Häuſer ſtecke er durch die feurige Lohe, die ihm aus dem Rachen ſchöſſe, in Brand; auch Beowulfs Gehöft ſei ein Raub der Flammen geworden.

Jener Drache hütete einen gewaltigen Goldhort: unter ſtarren Klippen, nahe der See, hauſte er in des Berges Tiefe. Dorthin hatte einſt in grauer Vorzeit ein Recke, der letzte eines erlauchten Geſchlechts, die ſchweren Haufen roten Goldes, koſtbare Kleinode und prächtige Rüſtungen, geborgen. „Halte nun, Erde, da es die Edlen nicht mehr vermögen, der Helden Erbe: aus dir haben es einſt ja die Ahnen gewonnen! Grimmer Waffentod raffte mir alle meine Lieben hin: auf zu Walhalls Luſt ſind ſie gefahren. Wer ſoll nun dies Schwert ſchwingen? wer dieſe herrliche Schale leeren? Todwund ſchlafen den ewigen Schlaf, die in dieſen Halsberg ſich hüllen, mit dieſer feſten Brünne ſich die Bruſt decken ſollten. Mag dies alles darum ſchlafen mit den Entſchlafenen!“ So klagte der Edeling. Nach ihm hütete ein furchtbarer Drache, von Flammen umflackert, des Goldhortes: war es der Recke ſelbſt, der ſolche Geſtalt angenommen hatte, wie weiland Fafnir*, oder fand der Drache den Hort nach des Helden Tode?

Mit kecker Hand beſtahl ihn ein Mann, der flüchtig die Heimat mied: die geraubten Goldſchalen und koſtbaren Ringe bot er dem Mächtigen, der ihn vertrieben hatte, um ſich Frieden zu erkaufen. Wütend fuhr der Drache auf, als er den Raub merkte, grimmig umkreiſte er den Berg. Da er den kecken Dieb nicht fand, fuhr er voll Bosheit allnächtlich aus, ſpie Glut auf die Höfe und ließ nichts Lebendes übrig; bei Tage lag er neues Unheil brütend auf dem Hort.

Sobald Beowulf dies erfuhr, beſchloß er den Kampf mit dem Untier zu wagen; nicht mit Heeresmacht wollte er ausziehen; nur wenige Speergeſellen ſollten ihm folgen. Einen ſtarken Eiſenſchild ließ er ſich ſchmieden, denn nicht frommte gegen die Lohe ſein Lindenſchild. Selbzwölft zogen Beowulf und ſeine Helden zu dem Berge, unter dem der Drache hauſte: den Weg wies gefeſſelt der Mann, der dem Drachen die Kleinode entwandt und das Unheil verſchuldet hatte. An einer Klippe ſetzte Beowulf, der in Kämpfen ergraute Herrſcher, ſich nieder und ſprach: „Oft maß ich mich in der Jugend mit ſtarken Helden; manch furchtbares Ungetüm auch bezwang ich. Gern kämpfte ich jetzt ohne Schwert, wie einſt gegen Grendel:

* S. S. 182 oben.

doch heiße Feuersglut, Gift und Geifer droht mir bei diesem Feinde. Darum gehe ich gewappnet mit Schild und Brünne zum Kampf. Nicht einen Fuß breit will ich dem grimmen Unhold weichen. Werde es mit uns beiden, wie die Norne, des Schicksals waltend, gebeut. Harret des Ausgangs hier vor dem Berge. Ich allein will rühmlich den Feind erlegen, oder es mag mich der Tod hinraffen".

Kühn schritt er der Bergeshöhle zu. Steinklippen überwölbten den Eingang; ein Strom heißen Feuers schoß daraus hervor: verbrennen mußte, wer weiter vordrang. Zornig rief der Held mit lauter Stimme herausfordernde Worte in die Tiefe. Da nahte der Feind: heißer Brodem, des Unholds Atem, entquoll dem Gestein, der Hügel erdröhnte. Beowulf barg sich hinter seinem Schild; der Wurm ringelte sich zusammen; Feuer ausspeiend schoß er dann im Bogen heran. Beowulf traf ihn mit seinem scharfen Schwerte, doch kaum biß die Schneide in die feste Panzerhaut ein. Weithin warf der Drache in argem Zorn Feuer aus. Da kam Beowulf in große Not: die Flamme umfing ihn.

Nicht nahte ihm Hilfe von seinen Heergesellen: im Walde bargen sie flüchtig ihr Leben. Nur Wiglaf, der junge Schwedenfürst, rief anfeuernd den Genossen zu: „Verheißen haben wir unserm Herrn, dem gütigen Schatzspender, daß wir freudig ihm seine Gaben vergelten wollten, wenn er in Not käme. Uns wählte er aus all seinen Mannen, weil er uns für die Tapfersten ansah. Nun ist die Stunde gekommen, wo er des Beistands tapfrer Kämpen bedarf. Helfen laßt uns hurtig dem Helden, den die grimme Glut umglüht. Lieber will ich, daß meinen Leib hier mit meinem Herrn die Glut verschlinge, als daß ich heil heimkäme, ohne dem Fürsten das Leben zu schirmen und den Feind zu fällen. Übel stände es uns an, sollte er allein im Kampf hinsinken".

Sprach's und sprang durch die Glut, seinem Herrn zur Seite. In lichten Flammen brannte alsbald sein Schild; auch die Brünne schützte ihn nicht vor der Glut. Da bargen sich beide hinter Beowulfs Eisenschild. Einen furchtbaren Hieb führte der greise Held gegen das Haupt des Feindes: doch das Schwert zersprang an dem steinharten Schädel. Zu stark war Beowulfs Hand: selbst die besten Schwerter zersplitterten, wenn er sie mit Wucht schwang. Wütend schoß der

Drache auf ihn los und biß ihn in den Hals, daß sein Blut hoch aufsprißte: da wich Beowulf zurück in den Flammenwogen. Wiglaf aber stieß hochherzigen Mutes, um den Gebieter zu retten, den scharfen Stahl dem Drachen tief in die Weichen, obgleich auch ihm die Glut die Hand versengte. Rasch raffte Beowulf alle Kraft zusammen, das breite Halbschwert riß er aus der Scheide und durchschnitt den Wurm: unter beider Helden wuchtigen Streichen lag er bald tot am Boden.

Dritter Abschnitt.

Beowulfs Tod.

Nicht lange genoß der greise König seines Sieges. Die Wunde begann zu schwären und zu schwellen von dem giftigen Geifer; glühender Brand glomm ihm in der Brust. Da suchte Beowulf einen Sitz an der Bergwand, um den Tod zu erwarten. Sein treuer Gefährte mühte sich, den blutüberströmten Herrn mit Wasser zu laben. „Kein Sohn lebt mir, meine Streitgewänder zu erben", begann der Todwunde. „Fünfzig Winter herrschte ich über das Geatenvolk: kein König konnte es wagen, mich mit Heeresmacht heimzusuchen. Nicht Arglist übt' ich, noch schwur ich je Meineid. Des Trostes mag ich, an Todeswunden siech, darum mich freuen, daß Allvater, der Walter der Völker, nicht Freveltat noch Mord der Blutsfreunde mir vorwerfen kann, wenn sich jetzt Leib und Leben scheidet. — Schnell eile hinab, Wiglaf, mein Lieber, in des Wurms Höhle, daß ich den Goldschatz noch sehe, den ich um meines Lebens Preis erkämpft habe, ehe ich scheide; dann sterbe ich sanfter."

Wiglaf gehorchte. Gleißend lag da in des Berges Grunde viel Gold und Edelgestein; manch alter Helm, manch schwere Brünne rostete dort. Soviel er vermochte, trug Wiglaf herauf. Im Blute liegend fand er den König: er besprengte ihn mit Wasser, bis er wieder des Wortes mächtig war. Da pries Beowulf Allvater, daß er ihm vergönnt habe, dem Geatenvolk solchen Schatz zu erwerben. „Mit der Lebensflamme zahlte ich redlich das rote Gold", fuhr er fort. „Nun muß ich von hinnen scheiden. Mir zum Gedächtnis soll

ſich ein Hügel erheben dort auf der Höhe über der Klippe, daß die Seefahrer, die ihn ſchauen, Beowulfs Burg ihn heißen, wenn ſie die ſchäumenden Kiele fernhin über die Fluten ſteuern.“ Dann nahm er vom Halſe die goldglänzende Halsſpange und gab ſie nebſt Helm und Brünne dem jungen Helden: „Lange trage ſie dir zum Heile! Du biſt des Geſchlechtes der Wägmundinge letzter Sproß. Alle meine Freunde, die ſtarken Helden, entführte vor mir die Norne zu Walhalls Freuden! Harret meiner droben, ihr Freunde! Schon folge ich euch“.

Tieftraurig ſah der Heldenjüngling des greiſen Königs Auge brechen. Bald nahten ſich ihm die flüchtigen Genoſſen. „Vergeudet hat der milde König an euch Feiglinge ſeine Gaben, die Rüſtungen, die ihr tragt! Nicht konnt' ich allein die Todeswunde dem König fernhalten, wenn auch mein Stahl den wütenden Feind traf. Es flohen in der Notſtunde, die Beowulf hätten ſchirmen ſollen. Nun ſoll euch Schatzgabe und Schwertſpende gebrechen, alle Liebe euch fehlen. Des Landbeſitzes verluſtig müßt ihr wandern, wenn die Volksgenoſſen eure treuloſe Tat erfahren. Der Tod iſt beſſer als ſolch Leben voll Schmach.“

Tiefer Schmerz durchzuckte die Herzen aller Geaten auf die Kunde von Beowulfs Tode. Scharenweis eilten ſie zu der Stätte, wo er verſchieden war. Einen hohen Scheiterhaufen, mit Heerſchilden, Eiſenhelmen und blanken Brünnen geziert, errichteten ſie: in die Mitte betteten ſie den Helden, der oft im Kampfestoben die Eiſenſchauer gefiederter Pfeile ausgehalten hatte, bis Rüſtung und Schild ihm beſpickt waren. Schwarz wanden ſich um den Scheiterhaufen dichte Rauchwolken; das Praſſeln der Flammen übertönte der Weheruf des Volkes. Des Königs Aſche nahm ein hoher Erdhügel auf, fernhin ſichtbar den Seefahrern; in ihm bargen ſie zugleich den ganzen Goldſchatz, den der Drache gehütet hatte: kein Mann ſollte die Goldringe zum Schmucke tragen, kein Mägdlein den Hals mit den Kleinoden zieren, die der König mit ſeinem teuren Leben erkauft hatte. Zwölf raſche Recken umritten den Hügel, des Helden hohe Ruhmestaten preiſend und ſeinen Tod in feierlichem Liede beklagend.

Sechster Teil.

Gudrun.

Erstes Buch.

Hilde.

Über weite Lande herrschte mächtig König Hagen* von Irland; kühne Heldentaten ließen seinen Ruhm laut über alle Nordlande erschallen: nahen wie fernen Feinden bangte es vor seinem Grimm.

Seine Tochter Hilde erwuchs in edler Frauen Pflege zu einer holden Jungfrau, deren Schönheit man nah und fern pries. Viele mächtige Fürsten warben um ihre Hand. Doch Hagen wies alle Freier ab, ja, ihre Boten ließ der übermütige König töten: denn keinem gönnte er seine Tochter, der ihm nicht an Macht und Stärke überlegen sei.

Auch Hettel, der als mächtiger König der Hegelingen über die Niederlande und die benachbarten Küstenländer der Nordsee gebot, hörte von Hildes unvergleichlicher Schönheit. „Mein muß sie werden, koste es, was da wolle!“ sprach er kühn entschlossen. Darauf sandte er alsbald nach Horand, dem länderkundigen Dänenfürsten, und entbot ihn zu sich. Willig leistete Horand dem Rufe seines Lehnsherrn Folge: mit dem kühnen Frute und stattlichem Gefolge ritt er sogleich ins Hegelingenland. Hettel bat Horand, ihm zu raten, wie er Hagens

* Die in den ersten Gesängen des Gudrunliedes geschilderte Geschichte von Hagens Jugend gehört der ursprünglichen Sage nicht an, sondern ist nur eine mit wunderbaren Zügen ausgeschmückte Erdichtung späterer Sänger; deshalb übergehen wir sie.

ſchöne Tochter zur Gattin gewinnen könnte. „Unmöglich iſt das“, verſetzte Horand. „Niemand wagt es, als Bote zu dem wilden Hagen zu gehen. Auch ich ſelber will mich nicht dazu drängen: denn wer um Hilde wirbt, den läßt der harte König erſchlagen oder hängen.“ — „Wäre der ſtarke Wate dein Bote, ſo gelänge es vielleicht, die Jungfrau zu gewinnen“, ſetzte Frute hinzu.

Eilends ſandte Hettel zu dem kühnen Helden, der zu Stürmen im Dänenlande ſaß, und ließ ihn zu Hofe bitten. Als er hier erſchien, ſprach Hettel: „Einen Boten brauche ich ins Land des grimmen Hagen: keinen beſſeren weiß ich zu wählen als dich, Freund Wate“. — „Vertraut meiner Treue, Herr!“ entgegnete der Held. „Was Ihr mir auftragt, ich führe es glücklich zu Ende, es müßte denn der Tod mich davon ſcheiden.“ — „Hagens Tochter, die ſchöne Hilde, ſollſt du mir zur Gattin werben“, fuhr Hettel fort. „Lange ſchon ſehnt ſich mein Herz nach ihrer Minne.“ Als Wate das vernahm, grollte er: „Sicherlich hat dich nur Frute und Horand beredet, mich nach Hilde auszuſenden: doch wahrlich, ich will nicht Ruhe finden, bis beide mit mir die Reiſe wagen müſſen. Wer mein Heil gefährdet, der ſoll auch ſelbſt Gefahr mit mir erdulden“. Dazu erklärten ſich beide Recken bereit. „Als Kaufleute laß uns fahren, Herr“, ſagte Frute. „Goldſpangen, Edelgeſteine und koſtbare Gewänder wollen wir den Frauen, Waffen und Rüſtung den Männern darbieten.“ Und der alte Wate ſetzte hinzu: „Mit ſtarken Dielen laß unſere Schiffe decken: in weitem Bauche müſſen ſie viele Mannen bergen. Wir wollen vorgeben, wir ſeien Flüchtlinge, König Hettel habe uns vertrieben; dann wird uns wohl der wilde Hagen Herberge in ſeinem Lande geben“.

So geſchah es. Auf fünf reich verzierten und feſt gefügten Schiffen führten ſie viele koſtbare Waren mit; im Bauch der Schiffe verborgen aber harrten, ſtarrend in Eiſengewand, Hunderte von Streitern des Kampfrufes. Vor Hagens Burg landeten ſie und ſchlugen alsbald Kaufbuden auf; als reiche Kaufleute gekleidet hielten ſie ihre Waren feil. Auf Wates Bitten ſicherte Hagen ihnen Frieden und Schutz in ſeinem Lande zu: herrliche Kleinode, wohl tauſend Mark Goldes wert, boten ſie dem mächtigen Herrſcher dafür zum Geſchenk. Auch ließen Wate und Horand zwölf edle kaſtiliſche Roſſe mit koſtbarem Sattelzeug, nebſt zwölf reich mit Gold verzierten

Rüstungen und Schilden, dazu prächtige Seidengewänder und Purpurstoffe für die Frauen Hagen überbringen. Dankend sprach Hagen zu Horand: „Nie empfing ich von Gästen Geschenke, die mit euren Gaben sich vergleichen könnten. Sagt mir, von wannen ihr in mein Land kommt". — „Flüchtlinge sind wir", versetzte Horand. „Hettels Zorn, des mächtigen Königs der Hegelingen, trieb uns aus dem Lande. Nicht sicher sind wir unseres Lebens, wenn er erfährt, wo wir weilen." — „Wollt ihr hier verweilen", erwiderte Hagen, „so soll euch Hettel kein Haar krümmen: sicher seid ihr vor jedem Feind unter meinem Schutze."

So blieben die listigen Recken in Irland. Kopfschüttelnd sahen Männer und Frauen, wie billig die Fremdlinge ihre Waren verkauften, ja mit vollen Händen denen, die kein Geld für ihr Gut bieten konnten, schenkten.

Viel Wunderliches hatte die Königstochter von den Fremdlingen gehört. „Lade die fremden Gäste zu Hofe, lieber Vater", bat sie. „Man sagt, es sei einer unter ihnen so wunderlichen Mutes, daß ich ihn wohl sehen möchte." Hagen willfahrte ihr gern. Da ritten Wate, Horand, Frute und viele ihrer Mannen, in reiche Röcke und Mäntel gekleidet, zu Hofe: mit Staunen betrachteten Männer und Frauen den alten Wate, der so finster dreinschaute, als ob Lachen ihm ganz fremd sei. Freundlich bewirtete der König und die Königin die Gäste. Auch zu den Gemächern Hildes, ihrer Tochter, führte die Königin Wate und Frute. Mit edlem Anstand traten sie vor die Frauen. Scherzend fragten diese den alten Wate: „Dünkt es Euch gut, bei schönen Frauen zu weilen, oder kämpft Ihr lieber in hartem Streit?" — Wate entgegnete: „Saß ich bei schönen Frauen auch noch so sanft bisher, so war mir doch eins stets lieber: zu guter Stunde mit wackren Mannen in harten Stürmen zu fechten". Laut lachten darob die Frauen. „Bleibet hier und dienet König Hagen, Herr Wate", sprach die Königin, als sie vernahm, daß Wate einst selbst Land und Leute besessen hätte. Doch der entgegnete: „Selber gebot ich einst als Fürst über weites Land: freigebig spendete ich Rosse und Kampfgewand meinen Mannen. Sollte ich nun um Lehen dienen? Das will mir nicht behagen. In Jahr und Tag hoffe ich mein Land wieder zu gewinnen".

Häufige Gäste waren von da an die Fremdlinge an Hagens Hofe. Einst übten sich vor ihren Augen die Ritter des Landes in allerlei Wettkampf, im Schwerterschlagen und Spießwerfen. „Ward je in eurem Lande so mannhaft gefochten, wie meine Recken es tun?“ fragte der König. Verächtlich lächelte Wate; doch sprach er: „Nie sah ich so fechten. Gern wollte ich hier noch ein Jahr bleiben, könnte ich solche Meisterschaft erlernen“. Da sandte sofort der König seinen Fechtmeister, den geschicktesten Fechter in Irland, um Wate zu lehren. Der aber hieb so wuchtig auf seinen Lehrmeister ein, daß die roten Funken stoben und derselbe in großen Sprüngen gar oft zur Seite sprang. Als Hagen das sah, ergriff er selbst das Schwert, um Wate vier seiner Schläge zu lehren. Da focht Wate, daß niemand seinen Augen trauen wollte: bald erkannte Hagen, daß er in Wate seinen Meister gefunden hatte. Der Saal erbebte von ihren wuchtigen Schwertschlägen; so stark hieben sie aufeinander, daß beider Schwertknäufe absprangen. „Hätte ich gewußt, daß du so meisterlich das Schwert zu schwingen verstündest, so hätte ich keine Waffe zur Hand genommen. Nie sah ich einen Schüler so geschwind lernen“, sagte Hagen. Laut lachten da seine Mannen auf. „So ist's Brauch bei uns im Dänenlande, daß täglich Ritter wie Knechte den Schwertkampf üben“, sagte Irold von Ortland. —

Schon murrten die Streiter, die in den Schiffen verborgen waren, daß sie so lange still liegen sollten. Da sang eines Abends Horand an des Königs Hofe; das klang so herrlich, daß alle Ritter und Frauen bezaubert seiner Weise lauschten; ja, selbst die Vöglein schwiegen und lauschten seinen Tönen. Die Königin hörte ihn von ihrem Gemache aus; da ließ sie ihn zu sich entbieten und bat ihn, noch einmal ihr sein schönes Lied vorzusingen; gern tat er es. „Täglich, wenn Ihr es wünschet, Herrin“, sagte der edle Held, „will ich Euch singen, daß jedem, der es hört, Leid und Sorge schwindet.“ Und früh im ersten Morgenstrahl hub er vor den Fenstern des Königs und der Königin wieder neue Weisen an, daß kein Schläfer länger der Ruhe pflog; bezaubert lauschte alt und jung seinen Weisen, und nimmer wurden sie müde; schon das dritte Lied hatte er zu Ende gesungen, doch jeder hätte gewünscht, er sänge noch viele Stunden lang. Noch öfter sang Horand so wundersam, daß

„Die Siechen und Gesunden
Konnten nicht vom Platze, wo sie angewurzelt stunden.
Die Tier' im Walde ließen ihre Weide stehn;
Die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Verließen ihre Fährte . . .
Was er da singen mochte, das deuchte niemand lang,
Verleidet in den Chören war aller Pfaffen Sang,
Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl als eh;
Allen, die ihn hörten, war nach Horanden weh."

Hilde, des Königs schönes Töchterlein, war so bestrickt von Horands Singen, daß sie einem Kämmerer viel Gold bot, wenn er Horand am Abend heimlich in ihre Kemenate brächte. Froh ging er mit Morung zu ihr. „Nun singt mir noch einmal Eure Lieder", bat sie. Gar schön hatte Horand schon bisher gesungen: jetzt aber sang er eine Weise, die er einst Wassergeistern* auf den wilden Fluten abgelauscht hatte, so schmelzend, so hinreißend, daß Hilde, als er geendet, den Goldreif vom Finger zog und ihn dem Sänger zum Lohne bot. Er aber bat um ihren Gürtel: „Scheint dir meine Bitte zu kühn, Herrin, so bedenke, ich bring' ihn meinem Herrn: kein lieberes Geschenk könnte ich ihm bringen". — „Wer ist dein Herr?" fragte Hilde. „Trägt er auch die Krone und hat er eigenes Land?" — „Nie sah ich einen reicheren König", antwortete Horand. „Verriete uns niemand, so wollte ich gern dir, schöne Maid, künden, wie um deinetwillen mein Herr uns hergesandt hat zu deines Vaters Burg." — „Laß hören, was dein Herr mir entbieten läßt", versetzte Hilde. Da berichtete Horand ihr viel von Hettels Macht und Kühnheit, und daß er ihr allein von allen Frauen Herz und Sinn zugewandt habe und nicht von ihr lassen wolle. „Ist er mir ebenbürtig, so wollte ich ihn gern minnen, wenn du mir stets abends und morgens an seinem Hofe singen wolltest", sagte sie. — „Mit Freuden tue ich das; doch hat mein Herr zwölf weit preiswertere Sänger an seinem Hofe, als ich bin; am allerschönsten aber singt er selbst", entgegnete Horand. — „Dürfte ich vor meinem Vater, ich folgte euch gern von hinnen", sprach Hilde. Da rief Morung: „Herrin, siebenhundert Recken harren

* Über den bezaubernden Gesang der Nixen vgl. S. 19.

kampfbereit in unſeren Schiffen, Eure Flucht zu ſchirmen. In wenigen Tagen wollen wir von König Hagen Abſchied nehmen: bittet ihn, daß er Euch unſere Schiffe und ihre Ladung zu betrachten verſtatte. Schnell und ſicher führen wir Euch dann zu König Hettel". Damit war Hilde einverſtanden.

Fröhlich kehrten Horand und Morung zu den Schiffen zurück und kündeten dem alten Wate ihren Anſchlag. In der Stille trafen ſie alle Vorkehrungen zur Abfahrt. Am vierten Morgen begehrten Wate und ſeine Genoſſen Abſchied von Hagen zu nehmen. Erſtaunt fragte Hagen: „Was räumt ihr ſo ſchnell mein Land? Mein ganzes Sinnen wandte ich darauf, daß es euch hier wohl behagen möchte. Nun wollt ihr ſo plötzlich von hinnen?" Da ſprach der alte Wate: „Hettel, der Hegelingen König, hat nach uns geſandt und bietet uns Sühne. Auch zieht uns Sehnſucht nach unſern Lieben, die wir zu Hauſe ließen, heimwärts". Da bot ihnen König Hagen reiche Gaſtgeſchenke. Wate aber entgegnete: „Zu reich bin ich, um in meinen Truhen Euer Gold hinwegzuführen. Wollt Ihr uns noch eine Liebe und Ehre erweiſen, ſo kommt mit Eurer Gattin und Eurer ſchönen Tochter, zu beſehen, welch reiche Schätze noch unſre Schiffe in ihrem Innern bergen".

Das verſprach Hagen arglos und ritt am nächſten Morgen mit Gattin und Tochter und großem Gefolge zum Strande. Liſtig wußte man Hilde von ihrer Mutter zu trennen: im Nu waren die Anker gelichtet, gewappnete Streiter tauchten plötzlich aus dem Innern der Schiffe auf. Zornig rief Hagen nach ſeinem Spieß und ſchwur, alle zu töten, die er erreichte. Höhnend rief Morung ihm zu: „Herr König, beeilt Euch nicht zu ſehr! Kämen auch tauſend gewappnete Helden mit Euch, wir würden ſie alle ins Waſſer ſtoßen". Vergebens eilten Hagens Heermannen in hellen Haufen zum Strand: kräftige Ruderſchläge trieben die Schiffe ſchnell hinaus auf die hohe See. Nicht eins von Hagens Schiffen war ſeetüchtig; ſo mußte er für den Augenblick untätig zuſehen, wie die Räuber ſeine Tochter von dannen führten, und konnte ihnen nur zähneknirſchend Verwünſchungen nachſenden. Doch ſofort ließ er alle Werkleute Tag und Nacht unaufhörlich arbeiten und ſtach nach ſieben Tagen mit dreitauſend Mannen in See.

Ungefährdet war inzwiſchen Wate mit ſeinen Schiffen nach Waleis, dem Weſtteile von Hettels weiten Landen, gekommen; ſorg-

los ließ er die Schiffe auf den Strand ziehen. Durch vorausgesandte Boten benachrichtigt, eilte Hettel mit glänzendem Gefolge dorthin, um schön Hilde mit königlicher Pracht und Ehren heimzuführen. Vor Freude umarmte und küßte er Wate und Frute, die beiden treuen Alten. „Schon bangte mir, Hagen habe euch hängen oder in tiefen Kerker werfen lassen", sagte Hettel. — „Kein Leid ist uns geschehen. Doch sah ich noch nie solch gewaltigen Helden wie Hagen", versetzte Wate. — Als sie Hettel nun zu Hilde führten, da gestand er, nie eine schönere Maid gesehen zu haben: voll von Entzücken schloß er die holdselige Jungfrau in seine starken Arme. Wohl zwanzig ihrer Gespielinnen und Mägde waren mit Hilde zugleich entführt, unter ihnen auch die schöne Hildburg*.

Fröhlich lagerten Hegelingen und Dänen am Strande, keine Gefahr befürchtend. Da tauchten fern am Horizont Segel auf: immer näher kamen sie. Horands scharfes Auge erkannte König Hagens Wappen. „Ist mein Vater gekommen", rief Hilde, „so wird manche Frau Tränen darob vergießen müssen!" Schnell wappneten sich Hettel und seine Mannen. Als Hagen mit seinen Schiffen nahe dem Lande war, sprang er voll ungestümer Kampflust heraus und watete dem Strande zu, ihm nach alle seine Mannen. Da sauste ihnen eine Wolke scharfer Speere entgegen: doch Hagen wich nicht. Kühn stürmte er zum Strande hinauf; nun hub ein grimmiges Schwerterschlagen an, daß die hellen Funken aus Helm und Brünne stoben. Hettel selbst lief den Irenkönig an: weithin schallten ihre wuchtigen Schwerthiebe; so stark Hagen war, es gelang ihm nicht, den Gegner niederzustrecken; endlich schlug er ihm eine Wunde. Doch da drang schon der alte Wate mit seiner tapfern Schar heran. Zornmutig rannten die beiden furchtbaren Helden Hagen und Wate gegeneinander. Mit gewaltigem Speerstoße gedachte Hagen den Feind zu erlegen, doch die Stange zerbrach an Wates festem Schild. Keinen Schritt wich der Däne vor dem Iren: nimmer hatte Hagen solchen Gegner gefunden. Da glückte es ihm, Wate den Helm mit furchtbarem Streiche zu spalten, daß das Blut ihm aus dem Haupte hervorschoß. Zornig vergalt ihm

* Die Sage kennt keinen Unterschied der Zeit: so bleibt Hildburg ewig jung; sie ist später noch Gudruns Gespielin.

Wate den tödlich grimmen Schlag: sausend fuhr sein Schwert durch Hagens Helm tief in dessen Haupt, daß ihm die Sinne schwanden. Als Hilde das sah, flehte sie Hettel an, ihren Vater vor Wates Wut zu retten. Schnell sprang Hettel zwischen beide Gegner und rief Hagen zu: „Genug des Blutvergießens! Bietet Frieden, daß nicht noch mehr unsrer Freunde fallen". — „Wer bist du, daß du es wagst, mich zum Frieden zu mahnen?" rief ihm Hagen entgegen. — „Hettel bin ich, der Hegelingen König, dessen Mannen Hilde, deine Tochter, entführten." — „Räuber hätten sie entführt, wähnte ich zuerst. Doch du bist ein tapferer und kühner Held, das habe ich heute erprobt, und viele wackere Recken folgen deinem Gebot. Mit schönen Listen habt ihr mir meine liebe Tochter abgewonnen!"

Damit trat er und alle seine Mannen zurück vom Streit. Wate aber, so wütend er auch war, wagte es nicht, nachdem Hettel den Streit geschieden hatte, weiter gegen Hagen zu kämpfen. Er legte seine Waffen ab und verband sich die Wunde; denn nicht nur Wunden zu schlagen verstand er meisterlich, sondern auch sie zu heilen. Ein wildes Weib hatte es ihn einst gelehrt. Da fiel Hilde ihm flehend zu Füßen: „Heile meinen Vater! Alles will ich dir dann zu Liebe tun". Finster schüttelte Wate das graue Haupt: „Nimmer soll meine Kunst Hagen nützen, ehe ich höre, daß volle Sühne zwischen ihm und Hettel gestiftet ist". — „Dürfte ich ihm nur nahen!" sprach Hilde. „Doch leider habe ich so wider meinen Vater gehandelt, daß ich fürchte, er wird meinen Gruß verschmähen." — Darauf fragte man Hagen, ob er seine Tochter empfangen wolle; sie sehne sich, ihn wiederzusehen und ihn zu pflegen. „Gern will ich sie wiedersehen, was sie auch getan hat. Mir und meiner Tochter mag König Hettel wohl das Leid versüßen." Froh eilte Hilde zu dem Vater. Völlige Sühne kam bald zwischen Hagen und Hettel zustande. Sobald Hagen geheilt war, zog er mit Hettel in dessen Burg: hier ward mit großem Gepränge die Hochzeit Hettels und Hildes gefeiert. Viel wußte König Hagen, als er nach Irland heimkehrte, seiner Gattin zu künden von Hettels Macht und Stärke: kein König lebe, der würdiger sei, Hilde sein Weib zu nennen.

Zweites Buch.

Gudrun.

Erster Abschnitt.

Gudruns Freier.

In Glück und Freude verrannen Hettel und Hilde die Jahre; zwei Kinder entsprossen ihrer Ehe. Ortwin, der Knabe, ward Wate in Zucht und Lehre übergeben: da lernte er früh den Speer schießen und das Schwert schwingen und wurde ein mannhafter Kämpe. Gudrun, das Töchterlein, aber erblühte zur lieblichsten Jungfrau: wie schön auch Frau Hilde war, weit überstrahlte Gudruns Schönheit die der Mutter. Hoch pries man ihren Liebreiz in allen Landen. Mancher Fürstensohn warb um sie: sogar König Siegfried aus dem fernen Alzabe im Mohrenland*, der über sieben Fürsten gebot, unternahm die Fahrt ins ferne Land der Hegelingen, um Gudrun zum Weibe zu gewinnen. Doch Hettel wies ihn ab. Zornig schwur der Mohrenfürst ihm bittre Rache.

Kurz darauf ritten sechzig stattliche Recken in reichgeschmückten Rüstungen und prächtigen Kleidern in Hettels Burg ein: zwölf Saumrosse, schwer mit Silber beladen, brachten sie ihm zum Geschenk und händigten ihm Brief und Siegel ihres Herrn ein. Hartmut, der Sohn des Königs Ludwig von der Normandie und seines Weibes Gerlind, warb durch sie um Gudrun. Stolz sprach Hilde: „Zu Lehen trug Ludwig viele Burgen und Land von meinem Vater Hagen: wie kann Hartmut zu unserer Tochter seine Augen erheben? Schande brächte uns solcher Ehebund! Mag er sonstwo suchen, wenn er für sein Land eine Königin braucht".

Mit Zorn und Scham erfüllte die Normannenkönige solch schmachvolle Abweisung. Als aber Hartmut von seinen Gesandten vernahm, daß in Wahrheit keine Maid sich Gudrun an Schönheit vergleichen

* S. S. 162.

könne, da schwur er, alles daranzusetzen, um sie zum Weibe zu gewinnen. Rasch entschlossen machte er sich selbst auf ins Hegelingenland. Unerkannt, unter falschem Namen, erlangte er Zutritt zu Hettels Hof. Manch schönes Auge ruhte wohlgefällig auf dem stattlichen Helden, der an Kühnheit, Kraft und edler Sitte seinesgleichen suchte. Er sah Gudrun mit eigenen Augen. Manch stiller Blick war zwischen beiden gewechselt, da entdeckte ihr Hartmut, wer er sei. „Leid ist mir Euer Kommen, Herr Hartmut", entgegnete die Jungfrau. „Nimmermehr kann ich Normannenkönigin werden. Erfahren meine Eltern, wer Ihr seid, so kostet es Euch leicht das Leben. Flieht, flieht, ich flehe Euch! Gar leid wäre es mir, Euch sterben zu sehen." Da verließ der kühne Fremdling heimlich den Hof der Hegelingen und eilte heimwärts. Gern folgte er jetzt dem Rate Gerlinds, seiner Mutter, ein starkes Heer zu rüsten und mit Gewalt Gudrun zu gewinnen.

Nicht besser als Hartmut war es Herwig, dem tapfern König von Seeland*, bei seiner Werbung um Gudrun ergangen. Zornig entbot er Hettel, mit Schwert und Schild werde er kommen, Gudrun heimzuholen. Und ehe Hettel sich's versah, da weckte eines Morgens ihn und seine Mannen des Wächters Horn. „Drunten im Tal erglänzt im Frührot mancher Helm. Auf, wappnet euch, ihr Recken!" rief er von hoher Zinne herab. Schnell sprangen Hettel und seine Mannen nach Rüstung und Waffen. Schon standen Herwigs Scharen nahe vor dem Burgwall, als das Tor sich öffnete und die Hegelingen, Hettel an der Spitze, herausstürmten. Aber Herwig und die Seinen wichen nicht: sie drängten die Burgmannen zum Tore zurück und ihnen nach in die Burg. Da stießen Hettel und Herwig zusammen und kämpften vor ihren Scharen: so heftig hieben sie aufeinander, daß die hellen Flammen aus Helm und Schild sprühten. Vom Fenster aus schaute Gudrun ihrem Streite zu; sie gewahrte, ein wie stattlicher und tapferer Held Herwig sei. „Hettel, hehrer Vater!" rief sie mit lauter Stimme hinab. „Schon strömt das Blut euch beiden durch die Panzerringe: wenig frommt dir der Kampf gegen solchen Gegner. Mir zuliebe denkt auf Frieden beiderseits!" So schied sie

* Gemeint sind die friesischen Seelande an der Ems und Weser; vgl. Müllenhoff, deutsche Altertumskunde IV, 680.

die Streiter. Herwig begehrte Unterredung mit Gudrun, um aus ihrem eigenen Munde zu hören, ob sie ihm hold sei oder nicht. Freudig versprach sie, ihm als Gemahlin nach Seeland zu folgen. Auch ihrem Vater Hettel erklärte sie, als er fragte, ob sie den kühnen Herwig zum Gemahl wolle: „Bessern Freundes will ich nie begehren!" Da fand alsbald die feierliche Verlobung Herwigs und Gudruns statt. Gern hätte Herwig sogleich die schöne Maid als Gattin heim nach Seeland geführt, doch Hilde wehrte ihm: erst müsse sie Gudrun noch besser zur Krönung vorbereiten; übers Jahr solle die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert werden.

Zweiter Abschnitt.

Gudruns Entführung.

Als Siegfried von Mohrenland von Herwigs Verlobung mit Gudrun hörte, rüstete er eilig Heer und Flotte und fiel voll Neids in Herwigs Land ein. Zwar stellte Herwig mit seinen Mannen sich ihm in mancher heißen Schlacht entgegen, so daß Seelands Boden vom Blute der Erschlagenen reich getränkt wurde. Doch mußte er zuletzt der ungeheuren Überzahl weichen und mit dem Reste seiner Getreuen auf eine feste Burg flüchten. Rings brannte und rauchte das ganze Land. Verzweifelt sandte er Boten um Hilfe an Hettel. Auf Gudruns inständiges Flehen brach Hettel schleunigst mit aller Heeresmacht nach Seeland auf.

Hettel selbst und Wate, Horand, Frute und Morung kämpften so tapfer, daß Siegfried von Mohrenland, nachdem er viele tausend Mannen verloren hatte, sich in eine Feste warf. Hettel folgte ihm und schloß ihn ein. Nicht eher gelobte er abzuziehen, als bis die grimmen Feinde sich ergäben.

Späher kündeten derweil Hartmut von der Normandie, Hettel und Herwig säßen mit allen ihren Mannen in Seeland; lange noch würde der Kampf gegen Siegfried sie dort festhalten. Frohlockend über die erwünschte Märe, rüstete Hartmut vereint mit seinem Vater Ludwig eine starke Flotte. Nach wenigen Wochen liefen ihre Schiffe

Mail

an den Strand der Hegelingen. Dreiundzwanzigtausend Gewappnete entstiegen denselben. Sogleich sandte Hartmut Boten an Hilde und Gudrun in die Burg Matelane. Gudruns Minne habe ihn hergeführt, ließ er ihnen entbieten; folge sie ihm willig als seine Gemahlin, so solle sie hoher Ehren im Normannenlande genießen; verschmähe sie seine Liebe, so solle sie seinen Haß fürchten: eher ließe er sich im Hegelingenlande in Stücke hauen, als daß er ohne Gudrun heimführe. Doch Gudrun entgegnete: „Herwig bin ich verlobt und keines andern Mannes begehre ich, solange mein Leben währt!“ — „So werdet ihr bald Hartmuts Banner von den Zinnen von Matelane wehen sehen“, sagten die Boten und wandten sich zum Gehen. Da bot ihnen Hilde den Abschiedstrunk und reichen Botenlohn. Doch sie wiesen trotzig alles zurück. „Wollt ihr König Hettels Wein nicht trinken, so wird es euch und eure Herren viel Blut kosten“, sagte man ihnen da.

In Sturmeseile zogen Hartmut und Ludwig, als die Boten ihnen Gudruns Absage kündeten, vor die Burg. Tollkühn stellte sich ihnen das Häuflein Hegelingen, das Hettel zum Schutze der Frauen zurückgelassen hatte, vor den Toren zum Kampfe, statt sich hinter den festen Mauern zu bergen; bald mußten sie unterliegen. Der starke Ludwig und der ungestüme Hartmut voran, so stürmten die Normannen in die Burg und raubten und plünderten nach Herzenslust. Edelmütig wehrte Hartmut seinen wilden Scharen, die Burg zu verbrennen, und hieß sie mit dem Rauben einhalten und zu den Schiffen eilen: reichen Lohn werde er ihnen daheim geben. Gudrun mit zweiundsechzig Frauen und Mägdlein, darunter auch Hildburg, die einst mit Hilde ins Hegelingenland entführt war, führten sie gefangen zu den Schiffen. Laut jammernd sah Hilde der geliebten Tochter vom Fenster aus nach und rang verzweifelt die Hände. Eilig fuhren die Normannenkönige mit den geraubten Frauen und unermeßlicher Beute von dannen; günstiger Fahrwind schwellte ihre Segel. Erst als sie auf den Wülpensand, einen öden Werder*, kamen, gönnten sie sich Ruhe.

* An der südlichen Scheldemündung.

Dritter Abſchnitt.

Die Schlacht auf dem Wülpenſand.

Kaum waren die Räuber verſchwunden, als Hilde Boten an Hettel und Herwig ſandte, um ihnen ihren ganzen Jammer zu künden. So ſehr ſich die Boten ſputeten, trafen ſie doch erſt am ſiebenten Tage bei den Königen ein. „Weh, König Hettel!“ riefen ſie. „Verwüſtet iſt dein Land, deine Burgmannen liegen erſchlagen, deine Burg iſt zerbrochen, entführt iſt deine Tochter Gudrun mit ihrem Ingeſinde und deinen reichen Schätzen nach dem Normannenlande: Ludwig und Hartmut ſind die Räuber.“ Mit bittrem Schmerz und heißem Zorn erfüllte dieſe Kunde Hettel und Herwig. Sie ſchloſſen Frieden mit Siegfried von Mohrenland, um eiligſt den Räubern nachſetzen zu können. Doch fehlte es ihnen an Schiffen. Aber Wate wußte Rat. „Ein Pilgerheer ſah ich landen; auf, laßt uns ihnen ihre Schiffe abnehmen! Wohlverſehen ſind ſie für die weite Fahrt mit Speiſe und Trank. Jene mögen hier harren, bis wir wiederkehren.“ So geſchah's. Ob auch die Pilgrime klagten, flehten und fluchten, es galt Wate gleich: ihr Silber und Gold ließ er ihnen, mit Schiffen und Vorräten fuhren die Hegelingen und Dänen von dannen, in größter Eile den Normannen nach. Auch Siegfried von Mohrenland eilte mit ihnen zum Kampf gegen Hartmut, dem er Gudrun nicht gönnte.

Sorglos pflegten die Normannen derweil der Ruhe auf dem Wülpenſande. Da tauchte erſt ein Segel, dann mehrere am fernen Horizonte auf. Spähend ſchaute Hartmut in die Ferne: ſobald er ein Kreuz als Abzeichen des erſten Schiffes erkannte, rief er aus: „Friedfertige Pilgrime ſind's; keine Gefahr droht uns von ihnen!“ Aber wunderbar! die Pilgrime ſteuerten gerade auf das Normannenlager zu. Schon waren ſie ſo nahe, daß man die Gegenſtände auf dem Verdeck genau unterſcheiden konnte: da ſahen die Normannen zu ihrem Staunen alles von Speeren und Schwertern ſtarren und eiſerne Rüſtungen blinken. „Auf, ihr Mannen, zum Kampfe wappnet euch! Das iſt Hettel und ſeine Scharen. Einen harten Strauß gilt es heute durchzufechten: Kinderſpiel war dagegen jeder Streit, den

ich bisher beſtand. Reichen Lohn verheiße ich allen Tapferen!“ rief der alte Ludwig mit laut dröhnender Stimme ſeinen Mannen zu. Schnell eilten ſie zum Strande in voller Rüſtung: wie mit einer eiſernen Mauer ſahen die Hegelingen das Meer umſchloſſen. Furchtlos trieben ſie ihre Kiele auf den Sand: da flog ihnen eine ſchwarze Wetterwolke breitſchneidiger Gere und ſpitzer Pfeile entgegen, daß es krachend und klirrend an Helm und Rüſtung anſchlug. Mit wuchtigem Wurf ſchleuderten ſie zur Antwort ihre Speere hinüber, dann ſprangen ſie aus den Kähnen auf den Strand. Ein furchtbares Ringen hub an: Hettels Recken ſtürmten den Strand hinan, die Normannen ſtießen ſie ins Meer zurück.

Kühn drang der alte Wate allen voran auf Ludwig ein und ſetzte ihm mit wütenden Schwerthieben arg zu. Herwigs Schiff konnte nicht bis zum Strande gelangen: kurz entſchloſſen ſprang er mit ſeinen Mannen ins Meer, das ihm bis unter die Achſeln reichte, und watete vorwärts. Da ward manches Geſchoß nach ſeinem Haupte geſchleudert; feindliche Scharen ſuchten die Heranwatenden mit ihren langen Spießſtangen niederzuſtoßen. Aus tiefen Wunden rann ſchon das Blut, daß das Meer ſich rot färbte, bis die Hegelingen und Dänen den Feind vom Strande zurückdrängten. Den ganzen Tag über bis zur ſinkenden Nacht währte das Morden. Haufen von Erſchlagenen deckten bereits die Walſtatt, aber noch wollte kein Heer das Feld räumen. Schon mancher blanken Brünne lichten Glanz hatte Hettel, der an der Hegelingen Spitze unaufhaltſam in den Feind ſtürmte, mit Blut gelöſcht, da ſtieß er auf Ludwig. „Steh', alter Schelm! Lehren will ich dich, auf deine alten Tage Königstöchter zu rauben!“ rief er ihm wütend zu und fiel ihn mit grimmigen Schwertſchlägen an. Aber der Normannenfürſt führte eine ſo ſcharfe Klinge und ſchwang ſie ſo mannhaft und wuchtig, daß Hettel bald in große Not geriet: eine unvorſichtige Wendung — da ließ Ludwig, des Gegners Blöße erſpähend, ſein Schwert herniederſauſen, und tot ſank Hettel zu ſeinen Füßen hin. Als Wate von Stürmen des Königs Fall erfuhr, da hieb er mit verdoppelter Wut drein: wie ein angeſchoſſener Eber ſtürmte er gegen die feindlichen Haufen, alles niederſtoßend; lichtes Abendrot ſah man den Helmen entſtrahlen von ſeinen ſchnellen Schlägen. Ihm taten es ſeine Krieger nach. Dunkle Nacht

deckte schon das Schlachtfeld: noch hörten die wütenden Hegelingen und Dänen nicht auf, den Tod ihres Königs zu rächen. So dunkel war es, daß ein Däne den tapfern Horand anfiel, wähnend, es sei ein Normanne: Horand aber streckte ihn mit schnellem Schlage todwund nieder. Da erst erkannte er an der Stimme des Sterbenden, daß es sein eigner Neffe war, den er im Dunkel erschlagen hatte; laut klagte er um dessen Tod. Da rief Herwig: „Niemand kann mehr sehen, die besten Freunde erschlagen sich in der Finsternis: währt das bis zum Morgen, so lebt uns nicht der dritte Mann mehr! Laßt ab vom Kampfe, ihr Recken!“ Wider Willen mußten nun die zornmutigen Kämpfer vom Streit abstehen.

Die Normannen aber gelüstete es nicht weiter nach Wates furchtbaren Hieben; listig bestiegen sie unter dem Schutze der Finsternis die Schiffe: alle Posaunen und Hörner ließen sie blasen, damit die Hegelingen die Tritte der Gepanzerten nicht hören könnten. Als die Hegelingen und Dänen am andern Morgen das feindliche Lager leer sahen, wollte Wate in grimmiger Wut den Normannen nachfahren. Doch Frute riet ab: „Zu weit sind sie schon mit günstigem Fahrwind gefahren, als daß wir sie einholen könnten. In ihrem eigenen Lande aber sie anzugreifen ist unmöglich, denn zu sehr hat die mörderische Schlacht unsere Reihen gelichtet“. So bestatteten sie mit königlichen Ehren tieftraurig den gefallenen König Hettel, dann auch alle übrigen Toten, Freund und Feind. Händeringend standen die Helden da: des Schadens und der Schande gedachten sie, daß Gudrun verloren und König Hettel erschlagen war. „Üblen Botenlohn werden wir mit unserer Kunde verdienen, daß Hettel erschlagen auf dem Wülpensand liegt: gern bliebe ich Frau Hilden fern“, sprach Morung.

Dann drehten sie die Kiele rückwärts; es war eine gar traurige Heimfahrt. Ortwin, Hettels Sohn, getraute sich nicht, mit der Schreckensbotschaft seiner Mutter vor Augen zu treten. Still, langsamen Schrittes, nahte das Heer vom Strande aus der Veste Matelane. „Was deutet uns dies Schweigen?“ sagte Hilde, als sie erfuhr, Wate sei heimgekommen. „Kehrte sonst Wate aus Kriegen heim, so zog er mit lautem Jubel und frohem Hörnerklange ein.“ In banger Erwartung drängte manche Mutter, manche Gattin sich herzu, um ihrer Lieben Schicksal zu erfragen, als Wate in die Burg trat. „Ich muß

es euch wohl sagen und will euch nicht betrügen: sie sind alle erschlagen!" sprach er traurigen Blickes. Entsetzen ergriff alle, Greise und Kinder, Mütter und Frauen: lautes Jammern und Wehklagen durchhallte die Mauern. „O weh meines Leides!" rief verzweifelt Hilde. „Freude und Ehre seh' ich schwinden: erschlagen ist mein Gatte, nie soll ich Gudrun wieder schauen." Da sprach der kühne Wate: „Herrin, laßt das Klagen! Sie kommen halt nicht wieder, die wir auf dem Wülpensande verscharrt haben. Aber dereinst, wenn uns junges Volk im Lande erwachsen ist, um die Lücken auszufüllen, dann räche ich an Hartmut und an Ludwig meinen Schmerz und unsere Schande". Ihm antwortete die Jammervolle: „Hei, sollte ich das erleben, daß ich gerächt würde und meine Tochter Gudrun wiedersähe, so wollte ich alles, was ich habe, darum geben!"

Vierter Abschnitt.

Gudruns Gefangenschaft.

Ungestört fuhren die Normannen mit ihrer Beute der Heimat zu. Schon sah Ludwig die Zinnen seiner Burg in der Ferne aufragen: da sprach er zu der traurig neben ihm stehenden Gudrun: „Seht Ihr die Burg wohl, Herrin? Nun lasset Freude walten; wollt Ihr uns Gnade erzeigen, so sollt Ihr als mächtige Königin über weite Lande gebieten". Trostlos entgegnete ihm die edle Maid: „Wem sollte ich Gnade erzeigen? Von Freude und Gnade bin ich für immer geschieden. Mein harrt nur der Kummer: Klagen und Weinen ist hinfort mein Los hienieden". — „Laßt Euer Leid fahren und minnet Hartmut, all unser reiches Gut soll dann Euer sein; in Ehren und Wonnen möget Ihr immerdar mit dem kühnen Recken leben", versetzte Ludwig. — „Lieber stürbe ich, als daß ich Hartmut zum Gatten nähme!" rief Gudrun in auflodernem Zorne. „Er ist mir nicht ebenbürtig, daß er mich minnen dürfte." Bitter stach das Wort Ludwig ins Herz, wütend über die Schmähung ergriff er Gudrun bei den Haaren und warf sie in die See. Schon war sie untergesunken, da sprang ihr Hartmut nach und ergriff ihre blonden, langen

Zöpfe: so zog er sie heraus und legte sie in eine Barke. Dann rief er Ludwig zu: „Was ertränkt Ihr mein Weib, die schöne Gudrun? Lieb ist sie mir wie mein eigener Leib. Hätte sich dessen jemand anders als mein Vater erkühnt, Leben und Ehre hätte ich ihm genommen!“ — „Beschimpft hat sie mich und dich! Unbescholten bin ich alt und grau geworden“, rief Ludwig zurück, „in Ehren möchte ich auch bis an mein Ende leben.“

Als die Schiffe an den Strand liefen, harrte der Ankommenden Gerlind, Ludwigs Weib, durch vorausgesandte Boten von der Heimkehr der Ihrigen mit Gudrun benachrichtigt, nebst ihrer blühenden Tochter, der sanften Ortrun, und glänzendem Gefolge von Rittern und Frauen. Widerwillig litt Gudrun, daß Hartmut sie bei der Hand vom Schiffe an den Strand geleitete: Tränen in den Augen, küßte sie Ortrun, die ihr mitleidig beide Hände entgegenstreckte. Auch Gerlind nahte sich ihr jetzt, um sie mit Küssen zu empfangen, doch stolz und zornig wies Gudrun sie zurück: „Wie mögt Ihr mir nahen? Eure Schuld ist es, daß ich arme Maid so bittres Herzeleid und Schande dulden muß, denn Ihr habt den Raub angeraten. Und Schlimmeres steht mir wohl noch bevor“.

Mild war anfangs Gudruns Gefangenschaft: Ortrun stand ihr in allem freundlich bei, damit sie es in ihres Vaters Lande erträglich fände. Da sprach einst Gerlind: „Wann soll denn nun Gudrun den edlen Hartmut als Gatten umarmen? Wohl darf er sich ihr an die Seite stellen; billigerweise sollte es sie nicht verdrießen, ihn zum Gemahl zu nehmen“. Das hörte die arme Entführte. „Frau Gerlind“, sagte sie, „auch Euch wäre es wohl leid, den zu freien, der Euch so viele Verwandte und Freunde erschlagen hat.“ — „Was nicht mehr abzuwenden ist, soll man ruhen lassen“, versetzte Gerlind. „Nimm ihn zum Gatten: bei meinem Haupte schwöre ich dir, daß ich dir's reich lohnen will. Gern gebe ich dir meine Krone.“ Unmutig entgegnete Gudrun: „Die mag ich nicht; wenig lockt mich sein Reichtum. Hier hoffe ich nicht zu bleiben: tagtäglich sehne ich mich fort von hier.“ Das verdroß Hartmut sehr. Gerlind aber sprach tückisch zu ihm: „Der Weise weiß unberatene Kinder zu ziehen. Überlaß sie meiner Zucht, Hartmut: bald wirst du sehen, daß sie ihren Hochmut ablegt“. — Arglos antwortete er: „Gern vergönne ich es

Euch, Mutter, sie zu ziehen, wie es Euch und ihr gebührt. Fremd ist ihr des Landes Brauch und Sitte: darum lehret sie gütlich".

Gerlind aber sprach zu Gudrun: „Willst du nicht Freude haben, so mußt du Leid haben. Deine Hoffart will ich dir bald verleiden: jetzt sollst du mein Zimmer heizen und niedere Magddienste tun". Da zwang sie Gudrun und ihre Jungfrauen zur härtesten Mägdearbeit: sie, die einst Herzoginnen und Fürstinnen hießen, mußten Garn winden, Flachs hecheln und spinnen Tag und Nacht mit ihren weißen Händen; Wasser mußten sie tragen und Brände schüren; was die geringste Dienstmagd ihnen auftrug, sie mußten es leisten.

Schon drei und ein halbes Jahr so schmachvoller Erniedrigung hatte die Arme standhaft ausgehalten; in unwandelbarer Treue gedachte sie Herwigs, ihres Verlobten. Da kehrte nach langen Feldzügen Hartmut zurück; als er Gudrun traf, fragte er sie teilnehmend, ob man sie gut gehalten habe, während er in der Ferne gewesen sei. Sie antwortete: „Ich muß hier den niedersten Magddienst tun, daß Ihr die Sünde habt und ich die Schande". — Unwillig fragte Hartmut seine Mutter: „Was zwingt Ihr Gudrun zu solch unwürdigen Diensten? Befahl ich Euch nicht an, sorgsam sie zu hüten und ihre schwere Gefangenschaft durch Güte zu erleichtern?" — Gerlind entgegnete: „Wie konnte ich sie besser ziehen? Mit Bitten und Gebieten habe ich nie erreicht, daß sie ihre Schmähreden gegen dich und uns ließ". — „Habt Nachsicht mit ihr, Mutter!" sagte Hartmut. „Bedenkt, wir erschlugen ihr Vater und Freunde: wohl mag sie da uns nicht freundlich gesinnt sein." — Gerlind entgegnete: „Und wenn wir sie dreißig Jahre anflehten, sie bliebe doch standhaft; nur mit Besen und Rute wäre sie dazu zu zwingen, deine Gattin zu werden".

Hartmut nahm nun Gerlind das Versprechen ab, Gudrun in Zukunft besser zu pflegen. Aber nur noch schlimmere und härtere Dienste zwang sie ihr jetzt auf: schlechte Kleider mußte sie tragen und obendrein Hohn und Schläge von Gerlind erdulden. Doch standhaft duldete sie von Jahr zu Jahre: nie ward ihre Treue wankend. Alle Werbungen Hartmuts wies sie beharrlich mit den Worten ab: „Euer Vater Ludwig erschlug meinen Vater. Wär' ich ein Ritter, wahrlich ich würde Hettels Tod an Ludwig längst gerächt haben! Soll ich nun seines Sohnes Weib werden?" Allen neuen Plagen, welche die

teufliſche Gerlind für ſie erſann, hielt ſie unbeugſam entgegen: „Alles das will ich eher dulden als meinem Herwig untreu werden“.

Noch einmal verſuchte es Hartmut durch Ortrun, ſeine Schweſter, Gudrun zu gewinnen; wieder, wie anfangs, bot man ihr ſchöne Gewänder, köſtliche Speiſe und Trank; freundlich und gütig ſuchte Ortrun ſie zu tröſten: doch als ſie und Hartmut wieder mit Werbungen und Verſprechungen anhuben, da wies Gudrun beide ſchroff zurück. Bitter gekränkt wandte Hartmut ſich da ab: „Wiſſet, ſchöne Gudrun, daß ich König Herwig wohl ebenbürtig bin und ihm gewachſen an Mut und Stärke. Allzu heftig ſcheltet Ihr mich. Uns beiden wäre es beſſer, Ihr ließet das. Leid iſt's mir ohne Maßen, wenn irgendwer Euch kränkt und betrübt. Seid Ihr mir auch noch ſo feind, gern ließe ich Euch dennoch hier die Krone gewinnen“. Damit verließ er die Burg.

Nun begann die böſe Gerlind von neuem Gudrun zu quälen: ſie zwang ſie, ihre und ihres Geſindes Kleider am Strande zu waſchen. Laut klagten ihre Jungfrauen, als ſie die Herrin auch dieſen ſchweren Dienſt ſtandhaft verrichten ſahen. Hildburg, ihre treuſte Gefährtin, aber jammerte der Anblick ſo, daß ſie zu Gerlind ging und ſie bat, mit Gudrun waſchen zu dürfen. So fand Gudrun an der treuen Freundin einigen Troſt: beide konnten ſich gegenſeitig ihr Herzeleid klagen. Tagtäglich, bei Sturm und Regen, ſelbſt bei Froſt und Schnee, mußten nun die armen Jungfrauen zum Strande hinab, um Gerlinds und ihres Hofgeſindes Kleider zu waſchen.

Fünfter Abſchnitt.

Hildes Heerfahrt.

Zwölf Winter waren hingeſchwunden, ſeit Hettel und ſeine Getreuen auf dem Wülpenſand erſchlagen lagen; zwölf Winter lang hatte Wate Groll und Rachedurſt tief in ſein Herz hinabzwingen müſſen: da nahte die Stunde, ſeinen Racheſchwur einzulöſen. Unabläſſig war Hilde, Hettels Witwe, bemüht geweſen, alles zum Rachezuge zu rüſten: eine Menge neu erbauter ſchneller und ſtarker Schiffe lagen im Hafen;

Rüſtungen und Waffen warteten nur der Streiter, die ſie tragen ſollten. Genug junge Kämpen waren inzwiſchen erwachſen, um an Stelle ihrer erſchlagenen Väter und Verwandten zu treten. Da ließ Frau Hilde das Heerhorn blaſen in ihren weiten Landen und ſandte Boten zu allen ihr heerpflichtigen Fürſten, ſie ſollten ſchleunigſt das Aufgebot ihrer Stämme heranführen. Willig und freudig folgten ſie dem Rufe der Königin. Von allen Seiten ſtrömten Tauſende und aber Tauſende von Gewappneten in die Königsburg zuſammen: eine ſtattliche Flotte nahm die Streiter auf. Wate führte den Rachezug. Nach dem Wülpenſand ging es zunächſt: hier harrte der nordiſchen Kampfgenoſſen König Siegfried von Mohrenland, welcher einſt Hilde gelobt hatte, mit gegen die Normannen zu ziehen. Wohl ſiebenzigtauſend Streiter ſtark fuhr das Heer weiter und bekam nach mancherlei Fährlichkeiten die Normannenküſte in Sicht. Von einem waldigen Hügel den Blicken der Landesbewohner entzogen, gingen ſie vor Anker und landeten unbemerkt auf einem Eiland nahe dem Strande.

Hier hielten die Fürſten Kriegsrat. Ortwin und Herwig erboten ſich als Späher ins Land zu eilen, um zu erkunden, ob Gudrun und ihre Jungfrauen noch lebten und wo ſie weilten. Vergebens riet Wate von dem verwegenen Beginnen ab, da Hartmut beide Fürſten hängen würde, wenn ſie in ſeine Hände fielen. Ortwin und Herwig befahlen ihren Heergeſellen an, falls ſie den Tod fänden, ſie nicht ungerächt ſterben zu laſſen und unter allen Umſtänden, koſte es auch die ſchwerſten Kämpfe und Verluſte, die entführten Frauen zu befreien: da gelobten ihnen die Fürſten in die Hand, ſie wollten die Heimat nicht eher wiederſchauen, als bis ſie Gudrun und ihre Leidensgefährtinnen zurückgewonnen hätten. Die Nacht war darüber hereingebrochen: Ortwin und Herwig mußten noch verziehen bis zum Tagesgrauen.

Sechster Abschnitt.

Gudrun trifft mit Herwig und Ortwin zusammen.

An demselben Tage wuschen wieder Gudrun und Hildburg am Seestrande, als plötzlich ein stolzer Schwan* auf sie zugeschwommen kam. „Die Götter sandten mich, um euch Kunde von der Heimat zu bringen; fragt mich, ich werde euch Antwort geben", sprach er zu den Jungfrauen. Starr von Staunen ließen diese die Wäsche fallen und blickten den wundersamen Vogel an. Erst als er von neuem anhub: „Ein Gott schickt mich euch armen Heimatlosen zum Troste: fraget, so werde ich euch alles künden", da fand Gudrun Besinnung und Worte wieder. „Laß mich hören, du lieber Bote", sagte sie, „ist Hilde, meine Mutter, noch am Leben?" — „Gesund sah ich sie vor wenigen Tagen dir ein größeres Heer zur Rettung zusenden, als je eine Mutter ihrem Kinde ausrüstete", lautete die Antwort. — „Lebt Ortwin, mein Bruder, und Herwig, mein Geliebter, noch?" fragte Gudrun weiter. — „Heute noch sah ich sie auf Meereswogen dahinfahren: mit starker Hand führten sie das Ruder." Und weiter kündete er ihr, daß Wate, Frute, Horand und all die ihr wohlbekannten tapferen Recken aus ihres Vaters weiten Landen mit großem Heere schon nahe dem Normannenstrande weilten; mancher Helm würde bald von ihnen zerspalten werden. Schon am nächsten Morgen würden zwei Boten von Hildes Heere zu ihr kommen: ihrer Botschaft könne sie trauen. — Dann verschwand der Schwan ebenso plötzlich, wie er erschienen war.

Lässig wuschen heute Gudrun und Hildburg die Gewänder; viel sprachen sie von der Heimat, von Hilde und von den Helden, die zu ihrer Befreiung herannahten; bangen und beklommenen Herzens harrten sie ihrer Freunde und der kommenden Dinge. Am Abend schalt Gerlind heftig, daß sie zu träge gewesen seien, und drohte ihnen harte Schläge an, wenn man sie nicht morgen vor Tage schon eifrig bei der Arbeit träfe. Frierend vor Nässe suchten die armen Jungfrauen

* Der Vogel ist ohne Zweifel in der ältesten Sage eine Schwanenjungfrau, d. h. eine Walküre im Schwanenhemde, vgl. S. 119. Das christlich gefärbte Gudrunlied nennt ihn einen „Engel Gottes", einen „wilden Vogel".

ihr hartes Lager auf; doch der Schlaf floh sie: halb wachend, halb träumend sahen sie den Schwan wieder vor ihren Blicken auftauchen und gedachten ihrer Lieben und der nahen Erlösung von allen ihren Leiden und Qualen.

Beim ersten Tagesgrauen erhoben sie sich: da sahen sie, daß tiefer Schnee gefallen war. Bittend nahten sie Gerlind, sie möge ihnen Schuhe geben, daß sie nicht barfuß durch den tiefen Schnee waten und erfrieren müßten. Doch die Grausame schlug es ihnen ab: „Was liegt an eurem Tode? Barfuß geht ihr zum Strande, und wehe euch, wenn ihr mir nicht fleißig wascht! Schwere Strafe soll euch dann treffen". — „Gott gebe, daß Ihr daran dereinst noch gedenken müßt!" sagte Gudrun. Mit bloßen Füßen eilten die Vielgeplagten darauf zum Strande und begannen, starrend vor Frost, ihre mühselige Arbeit. Manch sehnsüchtigen Blick sandten sie über die Fluten hin, auf denen die Erretter ihnen nahen sollten.

Endlich, nach langem Harren und Bangen, sahen sie zwei Männer in einer Barke auf sie zurudern. „Sieh da", rief Hildburg aus, „dort kommen die verheißenen Boten!" — „Sollen mich Hildes Boten so finden, in elender Mägdekleidung, die kaum meine Blöße bedeckt, fremde Gewänder waschend am Strande? Die Schande würde ich nimmer überleben!" rief Gudrun aus und eilte von dannen; Hildburg folgte ihr. Doch schon waren die Fremdlinge ganz nahe herangekommen: sie sprangen an den Strand und riefen den fliehenden Wäscherinnen zu: „Wohin eilt ihr, schöne Wäscherinnen, so flüchtig? Eure reichen Kleider werdet ihr verlieren, überlaßt ihr sie der Flut. Freunde sind wir: bei aller Mädchen Ehre bitten wir euch, uns Rede und Antwort zu stehen". Da hielten die Jungfrauen ein und nahten sich schüchtern den fremden Recken. Es war in der Zeit, wo der Winter Abschied nimmt und der Vogel mit Zagen die Kehle wieder stimmt, seine Weisen zu singen; noch trieben Eisschollen auf dem Meere; der kalte Märzwind zerzauste den armen Mägdlein die Locken; kaum deckte die kärgliche Hülle ihren Körper; zitternd vor Frost und Nässe standen sie da vor den Helden und wagten kaum, die Augen zu ihnen zu erheben. Freundlich boten die Fremden ihnen guten Morgen; solcher Gruß war lange nicht an ihr Ohr gedrungen: nur Zanken und Schelten hörten sie von der bösen Gerlind. „Wem

gehören dieſe reichen Kleider, die ihr waſchen müßt?" fragte Ortwin. „Ihr ſeid ſo ſchön, daß ihr wohl würdig wäret, Königskronen zu tragen. Wer iſt ſo grauſam, euch ſolche Schmach und ſolches Leid anzutun? Hat er noch mehr ſolch ſchöner Wäſcherinnen?" — Trüben Mutes antwortete Gudrun: „Er hat wohl manche, die noch ſchöner iſt als wir. Fraget, was ihr begehrt! Sähe unſere Herrin uns mit euch reden, möchte es uns ſchlimm bekommen". — „Laßt es euch nicht verdrießen: vier ſchwere Goldſpangen nehmt hier zum Lohne, daß ihr uns Beſcheid auf unſere Fragen gebt", entgegnete Herwig. — „Behaltet eure Spangen, wir begehren keinen Lohn", ſagte Gudrun. „Schnell fragt, was ihr begehrt; ſähe man uns bei euch, das wäre mir von Herzen leid." — „Wem gehören Burgen und Land?" fragten die Fremdlinge. „Wer iſt es, der euch in Mägdekleidern ſo ſchmachvoll dienen läßt?" — „Ludwig von der Normandie und Hartmut, ſein Sohn, gebieten über dies Land; viele tapfere Helden dienen ihnen", lautete die Antwort. — „Gern möchten wir ſie ſehen", ſprach Ortwin. „Wir ſind an ſie geſandt, ſelbſt eines Königs Mannen. Könnt ihr uns beſcheiden, wo wir die Fürſten finden?" — „Dort in der Feſte lagen ſie heute morgen noch mit vierzig hundert Mannen; nicht weiß ich, ob ſie ſeitdem ausgeritten ſind", erwiderte Gudrun. — „Welchen Feind fürchten die Könige, daß ſie ſo viele Mannen um ſich haben?" forſchte Herwig weiter. — „Das können wir nicht ſagen", ſprach Gudrun. „Doch hörten wir, ſie fürchteten, aus dem fernen Hegelingenlande möchten ihnen Feinde kommen." — Weiter fragte Ortwin: „Sollte euch nicht eine königliche Maid bekannt ſein, die aus fernem Lande vor Zeiten hierher geführt ward mit ihrem Ingeſinde? Gudrun hieß man ſie". — „Wohl haben wir ſie geſehen", antwortete Gudrun. „Nach ſtarker Heerfahrt führte man ſie gefangen hierher; viele Qualen und Plagen ſahen wir ſie erdulden."

Forſchend ſchaute Herwig ſchon lange der ſchönen Maid ins Antlitz: ſie glich ſo ſehr der Einen, die er im Herzen trug, daß er tief aufſeufzend zu Ortwin ſich wandte: „Seht, Herr Ortwin, ſollte Eure Schweſter Gudrun noch am Leben ſein, ſo ſchwüre ich, dieſe wäre es: nie ſah ich eine Maid ihr ſo gleichen". — „Schön zwar iſt ſie", verſetzte Ortwin. „Doch meiner Schweſter kann ſie ſich nicht vergleichen: wohl erinnere ich mich aus unſer beider Jugend, daß

man auf der ganzen Erde keine so schöne Maid wie Gudrun hätte finden können."

Gudrun jauchzte bei diesen Worten innerlich auf; doch erst wollte sie ganz sicher erkunden, ob es wirklich ihr Bruder Ortwin und Herwig, ihr Verlobter, sei. Darum sprach sie zu Herwig: „Ein untadliger Held scheint Ihr. Seltsam gleicht Ihr einem, den ich kannte: Herwig von Seeland war er geheißen. Wenn der Held noch lebte, er erlöste uns sicherlich aus unserer schweren Not. Auch ich ward mit Gudrun von Hartmut gefangen hierher geführt. Doch Gudrun selbst sucht Ihr vergeblich: vor großem Leide grämte sie sich zu Tode". — Da rannen beiden Helden die hellen Tränen auf die Wangen nieder.

Als Gudrun sie weinen sah, sprach sie: „Ihr gehabt euch also bei dieser Trauerkunde, als ob die edle Gudrun euch wackern Helden verwandt wäre". Harmvoll erwiderte Herwig: „Wohl trauere ich um die Maid: meine Verlobte war sie; mit festen Eiden ward sie mir zugeschworen; nun habe ich sie durch des alten Ludwig Tücke verloren". — „Ihr wollt mich betrügen", versetzte Gudrun. „Oft sagte man mir, Herwig sei gestorben. Die höchste Wonne auf Erden sollte ich in ihm gewinnen: wäre er noch am Leben, er hätte mich sicherlich längst von hinnen geführt." Da zeigte ihr Herwig einen Ring, den er am Finger trug: „So seht diesen Goldreif, ob Ihr ihn wiedererkennt. Gudrun, meine Braut, gab ihn mir: Herwig von Seeland bin ich. Seid Ihr meine Verlobte, wohlan, mit Freuden führe ich Euch von dannen". Freudiges Lächeln überstrahlte der Jungfrau bleiches Antlitz, als sie den Ring mit dem kostbaren Steine erkannte, den sie einst selbst am Finger getragen und dann Herwig beim Verlöbnis gegeben hatte. „Wohl erkenne ich den Goldreif wieder: mein war er vor Zeiten. Nun sollt Ihr diesen schauen, den mir Herwig, mein Trauter, sandte, als ich noch in Glück und Freuden an meines Vaters Hofe weilte." Froh jauchzte Herwig auf, als er seinen Ring an Gudruns Finger erblickte. „Ja, Königsblut bist du!" rief er aus. „Nun kehrt mir Freude und Wonne wieder nach langem Leid und bösen Jahren!" Mit seinen starken Armen umfing der Held die herrliche Maid und bedeckte ihren roten Mund mit unzähligen Küssen. Freudig umarmte und küßte auch Ortwin die

wiedergefundene Schweſter. Doch zornig fragte er alsbald: „Wenn Ihr Hartmuts Weib geworden ſeid, Frau Schweſter, was läßt er Euch dann wie die niedrigſte Magd hier Wäſche ausringen am Strande?“ Weinend erwiderte ſie: „Das weiß jedermann in Hartmuts weiten Landen, daß er mit guten und böſen Worten vergeblich ſich mühte, mich zum Weibe zu gewinnen: weil ich ihn nicht minnen wollte, zwingt mich die böſe Gerlind zu ſolch ſchmählichem Dienſte“. — Darauf ſprach Herwig: „Traun, beſſer konnte es uns nicht glücken auf unſerer Fahrt! Laß uns eilen, daß wir die Jungfrauen zu unſeren Schiffen führen“. Doch Ortwin entgegnete ſtolz: „Und hätte ich hundert Schweſtern, eher ließe ich ſie alle ſterben, als daß man mich ſolcher Feigheit zeihen ſollte, ich hätte ſie meinen grimmen Feinden heimlich weggeſtohlen! Mit Gewalt ſind ſie geraubt: durch ehrlichen Kampf müſſen wir ſie wiedergewinnen, Gudrun ſamt allen ihren Mägden“. Und weder Herwigs Bitten noch Gudruns Tränen und Klagen machten ihn wankend in ſeinem Heldenſtolze. Widerſtrebend nur fügte ſich ihm Herwig. „Sage niemand, daß du uns geſehen haſt!“ rief er der traurig die Hände ringenden Gudrun zu. „Ehe morgen die Sonne aufgeht, liegen wir mit viel tauſend tapferen Recken vor König Ludwigs Burg; bald biſt du mein auf ewig!“ — Mit ſtarkem Arm führten die Helden das Ruder, ſchnell glitt ihr Boot rückwärts über die Fluten: bald waren ſie den Blicken der Jungfrauen, die ſehnſüchtig und traurig ihnen nachſchauten, entſchwunden.

Siebenter Abſchnitt.

Gudruns Liſt.

Keine Hand rührte Gudrun mehr an die verhaßte Arbeit. Wohl mahnte Hildburg ängſtlich: „Was ſäumet Ihr, Herrin, die Kleider für Ludwigs Recken zu waſchen? Bringen wir die Wäſche ſchwarz heim, ſo wird, fürchte ich, uns beiden der Rücken heute noch übel zerſchlagen“. Doch ſtolz entgegnete Gudrun: „Nicht werde ich fürder ſo unwürdigen Dienſt verrichten, ſeit mich zwei Könige mit Armen umfingen und küßten. Troſt und hohe Wonne naht uns: mißhandelt uns die böſe

Gerlind, so wird sie und viele ihrer Mannen es bald bitter entgelten". — Und hoch schwang sie das kostbare Linnen und warf es in die Wellen, daß es lustig von dannen floß. Mit leeren Händen kehrte sie spät am Abend zur Burg zurück: die ängstliche Hildburg ging traurig ihr zur Seite, ihr Teil der Wäsche tragend.

Zornig scheltend über ihr langes Ausbleiben empfing Gerlind sie am Tore. „Was hältst du die Hände müßig in deiner Schürze?" fuhr sie Gudrun an. „Wo hast du meine Wäsche?" — „Zu schwer war mir die Bürde: darum warf ich sie am Gestade von mir. Wenig kümmert's mich, ob man sie wiederfindet", entgegnete stolz Gudrun. Da kannte der bösen Gerlind Grimm keine Grenzen: sie befahl, Gudrun an ein Bettgestell zu binden und mit Dornen blutig zu schlagen. Listig sprach da Gudrun: „Keinem rate ich, mich zu berühren: ich will jetzt Hartmut minnen, den ich bisher verschmäht habe. Steh' ich dann als Königin, die Krone auf dem Haupt, neben ihm, so werde ich mich bitter rächen für jede Unbill". — „Und hättest du mir tausend Linnen verloren", versetzte erfreut Gerlind, „so wollte ich sie gern verschmerzen, wenn du Hartmut zum Gemahl nimmst!"

Schnell eilte einer der Burgmannen zu Hartmut. „Reichen Botenlohn bietet mir, Herr, für frohe Kunde!" rief er. „Gudrun hat endlich sich eines Besseren besonnen und will Eure Gemahlin werden." — „Umsonst lügst du", sprach Hartmut. „Wäre deine Märe wahr, drei starke Burgen, weites Land und sechzig Goldspangen wollt' ich dir als Botenbrot geben." — „Laßt mich die Gabe mit ihm teilen, Herr!" rief ein zweiter. „Auch ich habe es vernommen mit eigenen Ohren, wie die schöne Gudrun verhieß, Euch zu minnen."

Da sprang Hartmut voll Freude vom Sitze auf und eilte zu Gudruns Kemenate: froh breitete er die Arme aus, die Holde zu umfangen. Doch sie wehrte ihm. „Nicht doch, Hartmut!" sprach sie. „Laßt das noch sein. Unehre brächte es Euch, wolltet Ihr mich als arme Wäscherin umarmen: gern erlaube ich es Euch, stehe ich erst unter der Krone vor Euren Recken Euch gegenüber." Züchtig trat der junge König zurück: „Hoch will ich dir es lohnen, holde Jungfrau, wenn du mich zu minnen geruhst. Jeden Dienst will ich und meine Getreuen freudig dir leisten". — Da bat Gudrun um würdiges

Gewand für sich und ihr Gesinde, und daß man ihnen ein Bad bereite. Schnell ward ihrem Wunsche willfahrt: sie und ihre Jungfrauen, die kurz zuvor noch die schlechtesten Mägdekleider trugen, prangten bald in reichen Gewändern, deren sich keine Königin zu schämen brauchte.

Dann führte man sie in den Saal und setzte ihnen köstliche Speisen und den besten Wein vor. Freudig eilte Ortrun, die milde Königstochter, zu Gudrun und küßte sie zum Danke, daß sie ihren stolzen Sinn endlich gebeugt und sich entschlossen hätte, Hartmuts Gattin zu werden. Listig sprach Gudrun zu Hartmut: „Boten solltet Ihr aussenden durch Euer Land, um alle Eure Freunde zu Hofe zu laden: dann mag ich erkennen, wer mich zur Herrin begehrt. Gern will ich mit Euch vor Euren Helden die Krone tragen". Alsbald sandte Hartmut wohl über hundert Ritter aus in alle Teile seines Reiches: so fanden die Hegelingen desto weniger Verteidiger, als sie die Burg angriffen.

Als Gudrun, nachdem Gerlind, Ortrun und Hartmut sie verlassen hatten, noch allein mit ihren Jungfrauen im Saale saß, um sich zu erquicken an Speise und Trank, erhoben diese laute Klage, daß sie nun für immer im Normannenlande bleiben sollten. Laut lachte darüber Gudrun. Das hinterbrachten Horcher der Gerlind. Argwöhnisch suchte sie Hartmut auf. „Hüte dich, mein Sohn!" sagte sie. „Nichts Gutes, fürcht' ich, bedeutet dies Lachen Gudruns unserem Reiche. Geheime Botschaft hat sie wohl von ihren Gesippen im Hegelingenlande erhalten. Viele Müh' und Drangsal, ahn' ich recht, wird über uns kommen." Doch Hartmut beschwichtigte sie: „Wohl gönn' ich ihr die Freude nach so langem Leid. Wie könnten ihre Freunde, die so ferne wohnen, mir schaden?"

Prächtige Gemächer wies man jetzt Gudrun und ihrem Ingesinde zur Nachtruhe an. Als sie sich mit ihren Jungfrauen dorthin zurückgezogen hatte, ließ sie die Tür fest verschließen und sprach: „Seid fröhlich, alle meine Frauen, nach so langem Leid! Eine liebe Augenweide will ich euch morgen schauen lassen. Wisset, ich küßte heute Herwig, meinen Mann, und Ortwin, meinen Bruder. Frohe Zeit naht uns: hell glänzen und strahlen werden im nächsten Frührot der Hegelingen Helme und Brünnen hier vor Ludwigs Burg, so weit

unſere Augen ſehen können. Welche von euch reichen Lohn verdienen will, die trachte, mir zeitig den erſten Morgenſtrahl anzukünden". Da wandelte ſich aller Kummer in helle Freude.

Achter Abſchnitt.

Gudruns Befreiung.

Als Herwig und Ortwin ihren Mannen die Kunde brachten, wie ſie Gudrun und Hildburg in ſchlechtem Gewande am Strande waſchend gefunden hätten, da ward manches tapfern Helden Auge von Tränen feucht. Doch zornig rief der alte Wate: „Pfui, wie alte Weiber ſehe ich euch weinen! Wollt ihr Gudrun aus der Not helfen, ſo färbt morgen den Recken die Kleider rot, die Gudruns zarte Hände weiß waſchen mußten. Auf, räumt dies Eiland, ihr Helden, und los auf die Feinde mit blutigen Streichen! Sternhell und klar iſt die Nacht, hell leuchtet der Mond: ehe der Tag graut, liegen wir vor Ludwigs Burg zu Felde".

So geſchah's. In der Stille der Nacht landeten ſie Ludwigs Burg gegenüber und lagerten ſich lautlos rings um dieſelbe. Das Haupt auf den Schild gebettet, legten ſie ſich zum Schlummer nieder, nachdem Wate ihnen geboten hatte, ſobald ſie am Morgen den Schall ſeines Heerhornes vernähmen, ſich zum Sturm fertig zu machen.

Kaum war der lichte Morgenſtern aufgegangen, da eilte droben in der Burg ein ſchönes Mägdlein zum Fenſter und blickte ſpähend durch den Dämmerſchein des Morgens: rings ſah ſie von Waffen und Rüſtungen das Gefilde erglänzen. Hurtig eilte ſie zu Gudrun: „Wachet auf, Herrin! Rings hält der Hegelingen Heer dieſe Feſte umſchloſſen. Unſere Freunde in der Heimat haben uns Arme nicht vergeſſen!" Schnell ſprang Gudrun zum Fenſter und dankte froh ihrer Maid für die liebe Märe. Sinnend blickte ſie ins Morgenrot hinaus. „Weh, ich Gottverlaſſene, daß ich geboren bin!" rief ſie. „Manch kühner Held wird wieder um meinetwillen heute den Tod erleiden."

Nicht lange, da ſtieß von der Zinne des Turmes Ludwigs Wächter ins Horn: „Wohlauf, ihr ſtolzen Recken, wohlauf, Herr, zu

den Waffen! Ihr kühnen Normannen, mich dünkt, ihr habt schon allzulange geschlafen". Als Gerlind das hörte, eilte sie schnell auf die Zinne, um mit eigenen Augen die Gefahr zu schauen. Geschwind weckte sie dann ihren Gemahl: „Erwache, König Ludwig! Deine Burg ist rings ummauert von Feinden ohne Zahl. Gudruns Lachen entgelten heute teuer deine Recken!" Da erhob sich Ludwig: auch Hartmut rief er zu sich auf die Zinne. „Seid nicht darob verzagt, Vater!" sprach dieser, als er die Banner der Feinde vor der Burg wehen sah. „Der Fürsten Wappen kenn' ich wohl von zwanzig Landen. Mich dünkt, unsere Feinde wollen ihre alte Schande an uns rächen." Und dann nannte er der Reihe nach seinem Vater die feindlichen Fürsten, deren Heerzeichen im Morgenwind flatterten. „Auf, ihr Mannen", rief Hartmut seinen Kriegern zu, „nun wappnet euch! Mit Schwertschlägen wollen wir unsere Gäste vor dem Burgtor grüßen und empfangen."

Während die Recken sich wappneten, eilte Gerlind auf Hartmut zu. „Was wollt Ihr tun? Wollt Ihr selbst Leib und Leben verlieren und alle Eure Helden? Der Feind wird euch alle erschlagen, wagt ihr euch vor die Burg hinaus." Da sprach der edle Ritter: „Mutter, geht fort! Mich könnt Ihr nicht lehren noch meine Mannen. Ratet lieber Euren Frauen, Edelsteine mit Goldfäden in Seide zu legen, oder heißt doch Gudrun mit ihren Mägden jetzt waschen gehen. Ihr meintet einst, sie habe keine Freunde: noch heute werdet Ihr sehen, wie ihre Gesippen es uns danken, daß wir sie gefangen hielten". — „Dir zuliebe plagte ich sie", antwortete Gerlind. „So hoffte ich Gudrun zu zwingen. Nun folge mir: stark ist unsere Feste; Speise und Trank haben wir vollauf für ein Jahr. Laß die Tore schließen: wenig wird dann unseren Feinden ihre Heerfahrt nützen. Verloren aber seid ihr, wenn ihr euch hinauswagt: zehn sind ihrer gegen eurer einen!" Doch stolz entgegnete Hartmut: „Nun geht, Frau Königin! Was soll mir Euer Rat? Eher lasse ich mich draußen zerhauen von Hildes Mannen, als daß ich mich feige in diese Burg verschließe". — Weinend entgegnete sie: „Nur dein Leben wollt' ich ja behüten! Wohlan, ihr Recken, schart euch um ihn und haut hellen Feuerschein aus der Feinde Helmen! Reicher Lohn soll den Tapfern werden". — „Jetzt rät sie euch das Rechte!" rief Hartmut. „Wohlan,

ihr Mannen, wer heute das Seine tut, wer mir heute hilft den Feinden die Wege weisen, dem will ich Gold und Silber vollauf spenden, und fällt er, seine Waisen reich machen!"

Fünfhundert Streiter ließ Ludwig zum Schutze der Burg zurück, mit elfhundert Rittern zog er, mit dreitausend Hartmut aus zum Streit: aus vier Toren brausten die kühnen Ritter auf den Feind hinab.

Derweil ließ Wate dreimal sein Heerhorn ertönen, so mächtig, daß rings der Strand widerhallte und die Mauern der Burg erdröhnten: streitfertig saßen alle seine Mannen in den Sätteln. Dann gebot er Horand, Hildes Banner zu entrollen. Still ringsum war alles: allen bangte vor Wate, ein Roß hätte man können wiehern hören. Hoch droben am Fenster stand Gudrun, um dem Kampfe zuzuschauen. Jetzt stürmten die Scharen der Hegelingen von vier Seiten gegen die Burg.

Hochgemut sprengte Hartmut seinen Mannen voran gegen den Feind: hell glänzte des stattlichen Helden Eisengewand in der Sonne. Bald stieß er mit Ortwin, der kühn sein Roß gegen ihn anspornte, zusammen: so heftig prallten Rosse und Reiter widereinander, daß die Rosse strauchelten und beider Speere zersplitterten. Da zogen sie die Schwerter: dichter als Schneeflocken, wenn der Wind Schneegestöber von den Bergen herabweht, fielen ihre Schläge nieder. Doch so tapfer auch Ortwin focht, Hartmut spaltete ihm mit starkem Schwertschlage den Helm, daß ihm das Blut vom Haupte hernieder auf den lichten Panzer rann. Schnell umdrängten den wunden Herrn seine treuen Mannen.

Als Horand Ortwin verwundet sah, stürzte er sich zornig auf Hartmut, der ihn mit wuchtigen Streichen empfing. Die hellen Funken stoben bald unter ihren Schwertern aus den Brünnen; die Schwerter bogen sich auf den Helmspangen unter der Wucht der Streiche. Auch der tapfere Horand blutete bald aus einer tiefen Wunde: da warfen sich seine Mannen zwischen ihn und den grimmigen Hartmut.

Während Horand und Ortwin die Wunden verbunden wurden, stürmten Wate und Herwig kühn in die dichtesten Feindesscharen vor: gar manchen grüßte Wate mit so furchtbarem Schwertstreich, daß er zerhauen niedersank, ohne den blutigen Gruß zu erwidern. Herwig

drang gegen Ludwig vor, der alles niederhieb, was ihm in den Weg trat. „Wer ist der alte Recke, der so furchtbar dreinschlägt, daß manch schöne Frau ob seinen Streichen weinen muß?“ rief Herwig. Das hörte Ludwig. „Wer fragt nach mir?“ antwortete er. „Ludwig von der Normandie heiße ich: keinem Feinde soll man mich weichen sehen.“ — „Bist du Ludwig“, rief grimmig Herwig zurück, „so sollst du meinem Schwerte nicht entgehen! Gar manchen Helden erschlugst du uns einst auf dem Wülpensande: auch Hettel starb von deiner Hand. Mir stahlst du mein Weib. Die sollst du herausgeben, oder einer von uns beiden muß hier sein Leben lassen.“ — „Wagst du mir so in meinem Lande zu drohen? Wehren will ich dir mit starkem Arm, daß du je dein Weib küssest!“ höhnte Ludwig. — Da sprangen die beiden Helden in wildem Kampfeszorn gegeneinander. Mit gewaltigem Streiche schlug Ludwig seinen Gegner zu Boden: schon schwang er von neuem sein Schwert, um ihm das Haupt abzuschlagen, da deckten Herwig seine Getreuen mit ihren Leibern und halfen ihm auf. Traurig schaute der Held zur Burg empor, ob wohl Gudrun, seine Traute, gesehen habe, was ihm widerfahren sei. „Schämen muß ich mich vor ihr, daß mich der greise Recke niedergestreckt hat“, sprach er zornig zu sich und drang zum zweiten Male auf Ludwig ein. Mit wütenden Streichen fiel er ihn an und hieb so kräftig, daß dem Normannenkönig bald aus klaffender Wunde ein starker Blutstrom hervorschoß: ein neuer wuchtiger Schlag — und des tapferen Ludwig greises Haupt rollte nieder in den Sand.

Als Ludwigs Mannen ihren König fallen sahen, eilten sie in wilder Flucht dem Tore zu; doch zu ferne waren sie der Burg, mancher ließ noch draußen sein Leben unter den scharfen Streichen der Feinde. Von lauter Klage hallte die Burg wider, als man drinnen gewahrte, wie der König tot niedersank.

Noch wußte Hartmut nichts von seines Vaters Tode; manchen Helden hatte er schon niedergestreckt: da befahl er seinen kampfesmüden Recken zur Burg zurückzukehren, um zu ruhen und Kräfte zu neuem Streite zu sammeln. Aber den Weg zum nächsten Burgtore sperrte ihnen Wate mit seinen Mannen: wie eine eiserne Mauer standen sie da, ob auch Steine und Geschosse auf sie von der Burg niederhagelten. Vor dem zweiten Tore hielt Siegfried von Mohren-

land, vor dem dritten ſtand Ortwin, das vierte Tor verſchloß wie mit eiſernem Riegel Herwig mit den Recken von Seeland. „Weh uns!“ rief Hartmut. „Schlimme Pförtner haben wir gefunden! Fliegen können wir nicht, noch durch die Erde in die Burg kriechen. Darum, ihr edlen Ritter, bleibt uns keine Wahl: ſteigt nieder von den Roſſen und haut heißes Blut aus lichten Panzerringen. Auf, mir nach! Komm' es, wie es wolle: ich will ſehen, ob ich nicht den alten Wate von dem Tore fortſcheuche.“ Und wild ſtürmten die verzweifelten Recken dem Burgtor zu gegen Wate und ſeine Mannen. Ein heftiger Kampf entbrannte.

Da hörte plötzlich Hartmut, als er bis unter die Mauern vorgedrungen war, Gudruns Stimme, wie ſie in lautem Angſtſchrei das Schwerterklirren und Kampfgetöſe übertönte. Er blickte auf und ſah einen der Normannen mit blankem Schwerte auf Gudrun losſtürzen: die tückiſche Gerlind hatte in raſendem Zorn über den Fall ihres Gatten viel Gold dem geboten, der Gudrun und ihr Geſinde erſchlüge. „Feiger Schurke!“ rief mit laut dröhnender Stimme Hartmut hinauf zur Burg. „Was erfrechſt du dich, deine Hand gegen die Jungfrauen zu erheben? Erſchlügeſt du nur eine von ihnen, du und alle deine Spießgeſellen ſolltet es am Galgen mir büßen.“ Furchtſam ſprang jener zurück.

Hartmut aber geriet durch des grimmen Wate furchtbare Streiche in ſchwere Not. Als das Ortrun von der Zinne aus ſah, fiel ſie Gudrun klagend und flehend zu Füßen: „Laß dich erbarmen, edles Fürſtenkind! Gedenke, wie dir zu Mute war, als man dir deinen Vater erſchlug! Ich habe den meinen heute verloren: tot liegen mit König Ludwig viele hundert unſerer beſten Freunde auf der Walſtatt. Nun ſeh' ich auch Hartmuts Leben noch von Wate gefährdet. Verliere ich noch den Bruder, ſo bin ich ganz und gar verlaſſen. Vergilt nun die Liebe, die ich dir ſtets erwies: als niemand Mitleid hier mit dir hatte, da weinte ich um dich und war dir hold. Rette, rette Hartmut, meinen Bruder!“

Ihre Bitten rührten Gudruns mildes Herz: ſie rief hinab und bat Herwig, um ihrer Liebe willen Hartmut vor dem Grimme des alten Wate zu ſchützen. Bereitwillig ſagte Herwig es ihr zu. Schnell eilte er zu Wate und rief: „Wate, lieber Freund, vergönnt uns, dieſen

heißen Streit zu scheiden! Darum bitten Euch Gudrun und ihre holden Mägdelein". Zornig rief Wate: „Herr Herwig, geht doch Eurer Wege! Soll ich nun Weibern folgen? Schelte und Tadel gebührten mir, wollte ich die Feinde schonen. Nimmer folg' ich Euch: Hartmut soll jetzt für alle seine Frevel büßen!" Da sprang Herwig zwischen die Kämpfer: aber Wate brannte so von Kampfeszorn, daß er einen schweren Schlag nach Herwig führte, der ihn betäubt zu Boden streckte. Dann stürzte er von neuem gegen Hartmut und ließ nicht eher ab, als bis dieser mit achtzig Rittern sich ergab; die andern waren ihm alle erschlagen. Die Gefangenen wurden in ein Schiff verschlossen und scharf bewacht.

Der grimme Wate aber tobte weiter vor der Burg: kein Steinhagel, kein Pfeilschauer hielt ihn ab; endlich sprengte er das Tor und drang mit seinen kühnen Mannen in den Burghof. Furchtbar wütete der rachgierige Alte: alles, was Odem hatte, hieb er nieder. Nicht Weiber noch Greise, ja nicht den Säugling in der Wiege verschonte seine blutgierige Faust. Mitleidig rief ihm der starke Irold zu: „Was haben Euch die armen Kindlein getan? Sie tragen ja keine Schuld an Hettels und unserer Freunde Tod! Habt doch Erbarmen mit den armen Waisen, denen Ihr schon die Väter erschlagen habt!" Doch Wate entgegnete: „Kindischen Sinn hast du! Lasse ich die leben, die jetzt in der Wiege weinen, so werden sie, wenn sie erwachsen sind, ihrer Väter Tod rächen". Und weiter stürmte er, um zu morden, wen er fände.

Zitternd eilte Ortrun mit ihren Frauen zu Gudrun und flehte sie um Schutz an. „Gern will ich dich schützen, wenn ich's vermag. Alle Ehre und alles Gute gönne ich dir. Stelle dich nur her zu mir mit deinen Mägdlein", erwiderte Gudrun. Auch zweiundsechzig Normannenritter flüchteten sich zu ihr. Da kam die böse Gerlind in Todesangst herangelaufen und warf sich Gudrun zu Füßen: „Schütze mich, Königstochter, vor Wates Grimm! Bei dir allein steht mein Leben". — Gudrun entgegnete: „Meine Todfeindin waret Ihr allezeit: nie habt Ihr mir eine Bitte gewährt; Qual und Schimpf tatet Ihr mir stets an. Und jetzt soll ich an Euch Gnade üben?" Schüchtern nahte ihr auch Hergard, die einzige von Gudruns Frauen, die einen Normannenritter zum Gatten genommen hatte, und bat sie um ihren

Schutz. „Wie darfst du mir nahen?“ sprach Gudrun. „Wenig kümmerte dich bisher, was uns Armen hier zuleide geschah. Doch verbirg dich nur immerhin bei meinen Frauen.“

Zähneknirschend, mit zornfunkelnden Augen, von der Helmspitze bis zur Fußsohle mit Blut beronnen, nahte sich jetzt Wate den Zitternden; im Winde wehte sein ellenlanger Bart. Gudrun trat vor, ihm entgegen. „Sei mir willkommen, Wate!“ sprach sie. „Wie gern säh' ich dich, wenn hier nicht so manchem blutiges Weh von dir geschähe.“ — „Dank Euch, edle Jungfrau!“ entgegnete Wate. „Doch sagt, wer sind die Frauen bei Euch?“ — „Hier steht die edle Ortrun, Ludwigs Tochter: Schutz verhieß ich ihr, darum sollt Ihr sie schonen. Die andern aber sind alle mit mir einst gefangen von Ludwig und Hartmut hierher geführt. Doch kommt uns nicht so nahe: Ihr trieft ja von Blut! Von Herzen wollen wir später Euch freudig für Eure treuen Dienste danken.“

Wate trat zurück: die ganze Burg durchsuchte er nach Gerlind. Als er sie nirgends fand, kam er noch grimmiger dreinschauend zurück in den Saal zu Gudrun. „Herrin, gebt mir Gerlind heraus und jede, die sonst noch Euch zu waschen gezwungen hat!“ Gudrun erwiderte: „Keine von allen ist hier“. Da trat Wate näher an sie heran. „Wollt Ihr mir bald die Rechten zeigen?“ sprach er drohend. „Sonst erschlage ich alle zusammen, Fremde wie Befreundete.“ Da winkte ihm eine Maid aus dem Gefolge Gudruns mit den Augen, daß er Gerlind fand. Er faßte sie bei den Händen und zog sie fort: „Hehre Königin, Frau Gerlind, braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?“ rief er ihr höhnend zu. „Behüten will ich meine Herrin davor, daß sie Euch je wieder Kleider wasche.“ Und ob auch Gerlind flehte und jämmerlich aufschrie, er faßte sie bei den Haaren und schlug ihr draußen das Haupt ab. Laut schrieen die Frauen im Saale auf bei dem gräßlichen Anblick. Da kam der Schreckliche wieder: „Sind noch mehr Verwandte Gerlinds hier? Zeigt sie mir; seien sie auch noch so vornehm, ich will ihnen das Haupt zur Erde neigen!“ Weinend flehte ihn Gudrun an: „Mir zuliebe schont die, welchen ich Schutz verheißen habe, Ortrun und ihr Gesinde aus dem Normannenlande“. Wider Willen gewährte Wate ihre Bitte. „Doch wo ist Hergard, die Ungetreue, die König Ludwigs Schenken minnte,

um sich ein Herzogtum zu gewinnen?" forschte er weiter. Niemand wollte sie ihm zeigen. Aber Wate fand sie doch heraus, wie sehr sie sich auch hinter den übrigen zu bergen suchte. „Wenig Dienste tatet Ihr Eurer Herrin Gudrun hier zu Lande: nun sollt Ihr Eure Hoffart büßen!" herrschte er sie an und riß sie unter den anderen Frauen hervor. — „Schenkt ihr das Leben!" riefen alle bittend. — „Nein, es kann nicht sein", entgegnete der grimme Wate. „Ich bin hier Zuchtmeister: ich will euch weisen, wie man Frauen Zucht lehrt!" — Damit schlug er ihr das Haupt ab; laut jammernd flüchteten alle Frauen hinter Gudrun.

Als endlich das Morden zu Ende war, eilte König Herwig mit Ortwin und den anderen Helden zu Gudrun und ihren Frauen, um sie zu begrüßen. Rot von Feindesblut waren aller Rüstungen; Schwert und Brünne legten sie von sich und banden die Helme ab, um sich zu kühlen nach dem heißen Streite. Freundlich begrüßte Gudrun die Helden alle und dankte ihnen für ihre Treue und Tapferkeit.

Dann berieten die Heerführer, was sie mit der eroberten Burg Kassiane beginnen sollten. „Laßt uns sie verbrennen", riet Wate. Doch Frute riet, sie sollten die Toten hinaustragen, Wände und Fußboden von dem Blute der Erschlagenen reinigen und Gudrun mit ihren Frauen unter starkem Schutze daselbst zurücklassen, während sie die Heerfahrt durch das Normannenland fortsetzten. Ihm stimmten die übrigen Helden bei. Horands Obhut vertraute man Gudrun mit ihren Frauen, die Burg und die Gefangenen an. Wate, Frute und Ortwin dagegen durchzogen rachgierig, sengend und brennend, das Normannenland. Wo Burgen und Dörfer gestanden hatten, ließen ihre Scharen wüste, rauchende Trümmerhaufen zurück. Reich mit Beute beladen kehrten sie wieder. „Wohl gelang uns unsere Fahrt! Volle Vergeltung haben wir an unseren Feinden geübt: wohl tausendmal so viel nahmen wir ihnen, als sie uns einst genommen haben", kündeten sie ihren Heergesellen in der Burg. Darauf schafften die Hegelingen und Dänen Ludwigs und Hartmuts Schätze auf ihre Schiffe und rüsteten sich zur Heimfahrt ins Hegelingenland. Hartmut, Ortrun und viele hundert Gefangene führten sie mit sich. Vergebens bat Hartmut: „Laßt mich in meinem Erbe! Leben und Land setze

ich zum Pfande, daß ich euch Treue und Frieden halte". Wate entgegnete ihm grimmig: „Sicherer seid Ihr uns in Ketten und Banden. Zwar weiß ich nicht, weshalb mein Neffe Ortwin Euch lebend heimführen läßt ins Hegelingenland, da Ihr ihm doch gern Gut und Leben nähmet, wenn Ihr es vermöchtet: ginge es nach meinem Rate, so läget Ihr längst tot da und brauchtet nicht lange in Banden zu schmachten". — „Was nützte es uns, Hartmut und alle Normannen abzuschlachten?" entgegnete ihm Ortwin. „Ohne Tadel will ich sie heim zu meiner Mutter Hilde bringen." — So stachen sie in See, während Horand und Morung mit tausend Rittern zur Hut des Normannenlandes zurückblieben.

Neunter Abschnitt.

Vierfache Hochzeit.

Dem heimkehrenden Heere eilten Boten auf schnellen Schiffen voraus, um der Königin Hilde Gudruns Befreiung zu verkünden. Zum ersten Male seit König Hettels Tode erhellte da freudiges Lächeln ihr gramdurchfurchtes Antlitz. Nimmer hatte sie liebere Märe vernommen, als jetzt, da sie erfuhr, daß Gudrun befreit, Ludwig und Gerlind erschlagen, Hartmut und Ortwin gefangen wären. Reichen Lohn bot sie den Boten. Froh rüstete sie sich, die heimkehrenden Sieger festlich zu empfangen: viele hundert fleißige Hände regten sich zu fröhlichem Schaffen in der Burg Matelane, in der so lange Stille und Trauer geherrscht hatte.

Am Strande empfing Hilde die Heimkehrenden. Irold führte ihr Gudrun zu, der hundert Frauen in reichen Gewändern folgten. „Nicht weiß ich, welche von diesen ich als mein liebes Kind begrüßen soll. Fremd ist mir Gudrun geworden in der langen, langen Zeit ihrer Gefangenschaft!" sagte Hilde. — „Das ist Eure Tochter", sprach Irold. Da lagen Mutter und Tochter einander in den Armen: Freudentränen rollten ihnen über die Wangen nieder, alles Leid war vergessen, als sie jetzt einander umschlangen und küßten.

Herzlichen Dank sagte Hilde all ihren tapferen Recken für ihre Treue; dem alten, grimmen Wate aber rief sie zu: „Willkommen,

Held von Stürmen! Was möchte wohl zum Lohne genügen für all die Treue, die du uns erzeigt hast, es wäre denn ein Land und eine Krone?" — „Wo ich Euch dienen kann, Herrin", entgegnete der greise Held, „da tue ich's mit Freuden bis an den letzten Tag." Da küßte die Königin den grimmigen Helden zum Danke.

Auch Ortrun ward ihr jetzt von Herwig zugeführt. „Küsset sie, Mutter", bat Gudrun. „Ortrun ist es, Ludwigs Tochter. Viele Liebe erwies sie mir im Feindeslande an ihres Vaters Ludwig Hofe." — „Ist sie Ludwigs Tochter", entgegnete Hilde, „so sollte ich sie lieber töten als küssen: so bittres Herzeleid taten mir ihre Freunde an." — „Nie riet diese schöne Maid, dir irgend ein Herzeleid anzutun. Gedenke, daß wir ihr den Vater erschlugen, und nimm die Arme huldvoll auf, liebe Mutter!" bat Gudrun und ließ nicht eher ab mit Bitten und Tränen, bis Hilde sich erweichen ließ und Ortrun mit Kuß und Umarmung willkommen hieß. Herzlich umarmte Hilde darauf Hildburg, die treuste Leidensgefährtin Gudruns, und verhieß, ihr ihre Treue noch reich zu lohnen. Mit königlicher Pracht gab Hilde ihren siegreichen Recken fünf Tage lang ein herrliches Freuden- und Siegesfest.

Noch immer lagen Hartmut und seine Ritter in schweren Banden: da bat Gudrun ihre Mutter, den tapferen Helden zu schonen und aus dem Kerker freizulassen. „Alles will ich dir gern gewähren, liebe Tochter, nur das verlange nicht von mir!" entgegnete Hilde. „Zu großes Herzeleid hat er mir angetan: seine Schuld ist es, daß mir mein Gatte erschlagen und mein Kind geraubt ward. Für seine Frevel soll er in finstrem Kerker schmachten bis an seinen Tod." Aber Gudrun bat unablässig, bis Hilde ihr auch diese Bitte gewährte und Hartmut nebst seinen Mannen frei an ihrem Hofe zu erscheinen gestattete: doch mußten sie schwören, daß sie nicht entfliehen wollten. Auf Gudruns Geheiß reichte man ihnen schöne Kleider, daß sie würdig vor die Königin treten könnten.

Dann richtete Hilde ihrer Tochter und Herwig ein Hochzeitsfest zu, so prächtig und großartig, daß in allen Landen die Sänger davon sangen und sagten. Gudrun aber wußte mit mildem Sinn allen Haß zu versöhnen und alle zu beglücken, die um sie weilten: auf ihren Rat führte Ortwin die schöne Ortrun als Königin des Hegelingenlandes heim, Hartmut nahm Hildburg, Gudruns treuste

Gefährtin in Not und Schmach, zur Gattin und erhielt ihr zuliebe ſein Reich und ſeine Burg zurück. Damit nun König Siegfried von Mohrenland, Gudruns einſtiger Freier, nicht allein unter den Fürſten leer ausginge, und damit er für die treue Waffenbrüderſchaft, die er den Hegelingen im Kampfe mit den Normannen bewieſen hatte, belohnt würde, entbot Herwig auf Gudruns Bitte ſeine ſchöne Schweſter von Seeland zu ſich an den Hof der Hegelingen nach Matelane: mit ihr verlobte ſich Siegfried. Nachdem ſo die vier Könige zugleich mit großem Gepränge Hochzeit gehalten hatten, verließen ſie Hildes Burg Matelane und fuhren in ihre Lande zurück.

Reichliche Tränen vergoß Hilde, als ſie ſo bald ſchon ihre kaum wiedergefundene Tochter Gudrun von ſich ſcheiden ſah. Ortwin und Herwig aber ſchwuren, einander in jeder Not und Gefahr ſtets wie Brüder treu zur Seite zu ſtehen.